Leben und Todt

Kaiſer Heinrichs

des Vierten.

Schauſpiel.

von Julius Fr. von Soden.

Zum Erſtenmal aufgeführt den 19. Octobr. 1783.

Deſſau,
auf Koſten der Verlags-Caße 1784.

Ex
Bibloth. Regia
Berolinenſi.

Der Stoff dieſes Stücks iſt ganz aus der vaterländiſchen Geſchichte genommen; einige Epiſoden und einige kleine Abweichungen abgerechnet, die die Dramatiſche Bearbeitung nothwendig machte. Die Geſchichte muß man leſen, muß aus ihr die mannichfaltige Widerwärtigkeiten des unglücklichſten aller Monarchen kennen, wenn man meinem Schauſpiel Intereſſe abgewinnen, oder es beurtheilen will. Auch die Caraktere des Kaiſers, ſeines Sohns, des Ruthard, des Ulrich von Tosheim ſind aus ihr genommen. Bey der Zeichnung der Caraktere fühl ich mich alſo von aller vorſezlichen Nachahmung frei. Der Geſchichte treu, konnt ich dem Carakter des guten

Kaiſers die Beſtimmtheit und Feſtigkeit, die man vielleicht vermißen wird, nicht geben, weil ſie ihm würklich fehlte.

Die Gattung des hiſtoriſchen Schauſpiels iſt wohl eine der älteſten. Ich weiß alles was man in den neuern Zeiten ihr entgegenſezt. Mich hat es noch nicht überzeugen können; Wahrheit des Süjets erhöht das Intereße und die Würkung auf Herz und Sitten; dieß iſt unläugbar.

Und die Moral meines Stücks? Die poetiſche Gerechtigkeit? — Fand ich nicht in der Natur. Aus ihr nahm ich das Gemälde eines unglücklichen Vaters, eines unnatürlichen Sohns; ſo geb ichs der Bühne wieder. Und wenn es wahr iſt, daß das Schauſpiel das Gemälde der Natur ſeyn ſoll, ſo

möcht

möcht es dem Grundsaz schwerlich gemäß seyn, die Tugend immer siegen und das Laster immer strafen zu lassen; mithin den Gang der Dinge auf Erden in ein unrichtiges Licht zu stellen; bey dem überdieß der Existenz jenseits des Grabs ihr wesentlichster Zweck geraubt wird.

Wenn der unglückliche Kaiser Mitleid und sein Sohn Abscheu erregt, so ist meine Absicht erreicht. Diese Empfindungen rächen im Herzen des Zuschauers den Vater an dem Sohn. Sie mäßigen das Unglück des erstern und machen alles Glück des zweyten unbeneidenswerth.

Ob die Sprache des Kaisers, besonders im 4ten und 5ten Akt, zu Bilderreich sey? Darüber will ich das Urtheil der Kunstrichter erwarten. Ich weiß,

die Sprache der Natur iſt ſimpel, ohne Phöbus, ohne Uebertreibung; ich weiß aber auch, daß dem Affekt jede Sprache zu arm, jeder Ausdruck zu ſchwach iſt und daß er eben aus dieſem Grund nach Bildern und Gleichnißen haſcht.

Jede Zurechtweiſung wird einem Mann willkommen ſeyn, der den Muſen nur wenige glückliche Minuten weyhen kann.

Leben und Todt

Kaiſer Heinrichs

des Vierten.

Schauſpiel.

Personen.

Kaiſer Heinrich der Vierte.
König Heinrich, ſein Sohn.
Agnes, Herzogin von Schwaben, ſeine Tochter.
Friedrich von Hohenſtauf, Herzog von Schwaben.
Hermann, ſein Sohn.
Ruthard, vorhin Erzbiſchof; entſezt.
Arnold, Pfalzgraf von Bayern.
Ekbert, der jüngere; Markgraf von Thüringen.
Dietrich, Graf von Einbeck.
Graf von Dachau.
Graf von Tellenburg.
Ulrich von Cosheim.
Otto von Aſchhauſen.
Erdmann von Bernſtett.
Wolf, Herzog Friedrichs Waffenträger.
Weib mit dem Säugling; Ritter, Herolde; Hauptleute; Wache; Boten; Kriegsleute; Ein Hirt.

Erſter Akt.

Szene 1.

(Schloß Herzog Friedrichs von Hohenſtauf in Schwaben.)

Herzog Friedrich; Agnes; Wolf.

Herzog,

Hurtig! hurtig! Meine Rüſtung!

Agnes. Ihr wollt mich verlaßen, Herzog?

Herz. So ſagt man, Gnädige Frau.

Agn. Beſinnt euch doch, wie lang iſts, daß ihr bey mir ſeyd?

Herz. halt! das möcht' Beſinnens koſten. Vom Sonntag biß zum Sonntag! — Wahrhaftig eine ganze Woche! - Sieben, acht Tage! Wolf! meinen Helm!

Agn. Ihr irrt euch, Herzog. Sonntag abends kamt ihr und heute ists Sonnabend, daß ihr geht. Kurze fünf Tage! die ihr eurem Weib so kärglich zugemeßen habt, als Graf Wernher das Eßen den Mönchen.

Herz. So ists! der Mönch im Chor; der Mann im Feld –

Agn. Und das Weib? das arme Weib?

Herz. An der Spindel! – He! Wo sonst?

Agn. Schön! Mögen wir doch in euren Schlößern verroſten! Mögen die Augen nach euch uns roth weinen! Was kümmerts euch? – Ihr denkt, ihr sprecht, ihr traümt Schlachten und Fehd! Und was soll das am End?

Herz. He! Agnes. Was kommt dir zu Sinn? Soll ich zu deinen Füßen am Feuerheerd sizen? dir dein Rädlein tretten? oder deinen Zofen Mährlein erzählen? Pfuy, Agnes, schäm dich doch deines Stamms.

Agn. Wohin ziehst du?

Herz. He, Wolf! Wie heißt der nächste Flecken, oben auf dem Berge, hey dem Walde? – Sag' ihrs doch, Wolf!

Agn. (weinend) Schon meiner, Friedrich! Ich bin ein Weib.

Herz. Und ich ein Mann, Agnes; ein teutſcher Mann und der Schwaben Fürſt; mir ziemt nicht Ruhe an Weibes Bruſt, ſondern Thaten.

Agn. So ſoll dein treues Weib nicht wiſſen, wohin ſie ihre Wünſche dir nachſchickt? Nicht wiſſen wohin der ſehnſuchtsvolle Blick ſich wenden ſoll, deinem Zuge nach?

Herz. Sey ruhig. Bald bin ich wieder bey dir. Ein unnüzer Bube hat deinem Vater wieder Händel gemacht; der Dietrich von Eimbeck; Aber wir wollen ihm Ruhe lehren.

Agn. Heilige Mutter! Ihr, andern Ruhe lehren? Ihr? Ihr kämpft und mordet raſtloß, biß euch der Todt den Harniſch abſchüttelt. Bedarf mein Vater dein?

Herz. Er läßt mich rufen.

Agn. So zeuch denn hin, edler Herzog; denn oft, blutet mein Herz für den Verfolgten.

Szene 2.

Wolf. (Der wieder eintritt) Herr!

Herz. Was giebts?

Wolf. Euer Sohn Hermann zog den braunen Hengſt aus dem Stall und ſchlug nach dem Knecht, ders ihm wehrte.

Herz. Hermann? Iſt der Knabe toll? — bringt ihn her, daß ihm der Pfaf die Ruthe giebt. (Wolf ab.)

Agn. (ihn umfaßend.) Zörn nicht, lieber Herzog; du kennſt ſeinen Starrſinn.

Wolf. (tritt wieder herein.) Herr! er kommt nicht.

Herz. Packt ihn, ſag ich.

Wolf. Herr! Sein Schwerd iſt gezogen.

Herz. Der Satan iſt in dem Buben!

(geht ab)

Szene 3.

Wolf. (will ihm nach)

Agn. Wolf!

Wolf. Was befehlt ihr?

Agn. Du ziehſt mit ihm, Wolf?

Wolf. So Gott will, ja!

Agn. Weich nicht von ſeiner Seite, guter Wolf.

Wolf. So wenig als ſein Schwerd, Herzogin.

(Wolf ab)

Herz. (kommt wieder.) Er wird erſchei-

Seele

nen; Bey meiner Seele, der Junge ſieht aus wie ein Spielmann in einer Löwenhaut.

Szene. 4.

Hermann. (im Harniſch) Ihr ruft mir, mein Vater! –

Herz. Was treibſt du Junge? Was ſoll das Poßenſpiel? He!

Herm. Kein Poßenſpiel, mein Vater! –

Herz. Wo willſt du hin?

Herm. Zum Kaiſer Heinrich! zu meinen Grosvater?

Herz. Und, was wollt Ihr bey Ihm?

Herm. (luſtig) Im Krieg Herzog! gegen den Feind; nach Eimbeck, Herzog!

Herz. Hat er dich gerufen?

Herm. He! ruft man einem zum Krieg?

Herz. Du wirſt ihm tapfer nützen.

Herm. Mein Schwerdt ſchneidt und meine Lanze iſt ſpiz.

Herz. Was willſt du damit? He, Agnes traute Agnes! Du haſt ihm die Nüße nicht gegeben, die du ihm verſprachſt. – Geh' gieb ihm die Nüße – du ſiehſt, er zürnt.

Herm. Ich bin dein Sohn, Herzog!

Herz. Darum will ich deinen Muthwillen züchtigen, Bube! –

Herm. Ich bin ein teutscher Fürst, Herzog Friedrich! und beym Teufel – (zieht das Schwerdt) mir komm keiner zu nah'!

Herz. Pfuy! – Du bist ein Fürst, ein Herzog? – was bedeutet das?

Herm. Daß ich der erste bin.

Herz. Der erste? wie das?

Herm. Der vorderste, Vater der erste am Feind mein ich. –

Herz. Komm, laß dich umarmen, Junge! – Wohl dir! daß du fühlst was ein teutscher Fürst ist! – Wohl dir! Agnes! daß du mir einen Sohn gabst, der meines Stammes wehrt ist.

Herm. Darf ich mit?

Herz. Du sollst! Aber erst wenn du wehrhaft bist.

Herm. das bin ich, Vater! ich kann Schwerd und Speer schwingen und kein Panzer ist mir zu schwer.

Herz. Brav Junge! ich will dich dich zum Ritter schlagen und du solst an deines Grosvaters Seite fechten.

Szene 5.

Wolf kommt. Gnädiger Herr! Ritter Otto von Aſchhaußen iſt unten mit ſeinen Reiſigen.

Herz. Laßt ihn kommen. (Wolf und Agnes ab) He! Junge, da ſolſt du einen ächten Teutſchen ſehen! bieder und brav. — wo willſt du hin?

Herm. Pfuy Vater! Soll er ſo mich finden? halb erſt in in der Rüſtung? (ab)

Szene 6.

Ritter Otto von Aſchhauſen kommt.

Herz. Willkommen, Ritter, Willkommen im Schwabenlande.

Rit. Otto. Nach euerm Aufgebot, Herzog, erſchein ich mit meinen Reiſigen.

Herz. Seyd mir herzlich Willkommen. Ihr trinckt den Willkomm. — Laßt Pokale bringen — Wie viel ſind ihrer, Ritter?

Rit. Otto. Fünfzig.

Herz. Woher des Lands?

Rit. Otto. All aus meinen Lehnmännern.

Herz. Recht so! Pfuy der Miethlinge, die heut den Franken, morgen den Sachsen dienen, nachdem sie andere Luft wittern. — Was ist's für Volck?

Rit. Otto. Jung und rüstig! Ein Knabe manchmal mit drunter. Wie das geht, Gnädiger Herzog! Männer machen Männer und Schlachten machen Krieger. Uebrigens ehrliche Jungens, die sich für Euer Gnaden todschlagen liesen.

(Aufwärter bringt die Pokale.)

Herz. Hieher! — Ich brings euch Ritter!

Rit. Otto. Ich danck euch. —

Herz. Setzt euch zu mir! Wir haben noch Zeit, bis meine Leute auf sizen. — Setzt euch und trinckt. — Laßt's euch schmecken. Ist's auch kein Mosler, so ist's doch ehrlicher Neckar.

Rit. Otto. Bey meiner Seele, Euer Gnaden, rein!

Herz. Ja und teutsch. teutsches Gewächs, Ritter! Trinckt; auf einen frölichen Zug! — Also brave Jungens, sagt ihr?

Rit. Otto. Ich stehe für sie.

Herz. Wo meinen sie daß zugeht?

Rit. Otto. Wo? Nach Palästina! wo

an-

anders? Sie tragen alle das Kreuz und dürsten nach Sarazenen Blut.

Herz. Ihr spaßt, Otto.

Rit. Otto. Bey meiner Seele, ich wollte Heinrich hätt' nicht so mit unsern Fürsten gespaßt. Spaß gnädiger Herr, ist ein gut Ding, aber Ernst ist ein kaiserlich Ding.

Herz. Versprach ers? Versprach er's würcklich?

Rit. Otto. Wie? Ihr wart nicht zu Maynz als Bischof Einhard es in Heinrichs Namen den Fürsten verkündigte?

Herz. Nein, Otto! da hatt ich anders wo volle Arbeit! — Trinckt Ritter! Teutsche Freyheit!

Rit. Otto. Sie lebe und unsre Fürsten!

Herz. Ich danck euch. Aber thut dem guten Heinrich nicht unrecht. Bedenckt wie alles und alle auf allen Seiten auf ihn loß stürmen! wie ihn die Pfaffen verfolgen! Was sollt' er thun, um nur Athem zu holen?

Rit. Otto. Er gab sein Wort, Herzog, und er ist ein Teutscher!

Herz. Er ist Kaiser. —

Rit. Otto. Und ein Edelmann! Beym dreyeinigen Gott, Herzog! er sollt' sein Wort

nicht geben, oder es halten! Was hindert ihn, ans heilige Grab zu ziehen? Herr, ich kenn' unser Volck. Was soll der Edle, was der Kriegsmann? In vorigen Zeiten hat er seine Knochen gestählt; Soll er träge hinterm Ofen liegen und Litaneyen plerren? Krieg, Krieg, Herr! will der Teutsche.

Herz. Bey uns gibt's immer zu thun — Ihr wißt's ja, wir ziehen nach Eimbeck.

Rit. Otto. Ein Spazierrittt'chen Herr! das wird bald gethan seyn. Sagt mir einmahl, ist's nicht Jammer Schade, daß unser einer auf der faulen Haut liegen und an den Nägeln kauen soll? — Meint's Einer redlich mit unserm Kaiser, so bin ich's und meine Ganerben; das wißt ihr gnädiger Herr! — aber ich such keine Abtey, ich kann nicht heucheln. Nach Jerusalem hätte Heinrich uns führen sollen, wie er's versprach; Nach Jerusalem!

Herz. Ihr wißt aber auch, wie's bey uns hergeht. Der grösere immer über den kleinen her. Sachsen und Francken gebohrne Feinde! Alles gegen den Kaiser und der Kaiser gegen alle; was sollte das werden, wenn Heinrich fortzöge?

Rit.

Rit. Otto. Freylich! Er hat viel Noth. Friede sey mit ihm! Er ist doch ein biederer Mann; Aber, wo steckt's? die Pfaffen sind ihm feind weil er sie im Zaum hält und die Mädels gern sieht. Er lebe!

(Ritter Otto trinckt.)

Herz. Bleibt ihm treu und die eurige, ich bitt' euch.

Rit. Otto. Beym Himmel, das werden wir. Mein letztes Blut ist für ihn. Und ich brüg' euch dafür, er wird's brauchen — Wenn ich meinem Vetter Oehringen trauen soll, so steht ein neues Gewitter über seinem Haupt.

Herz. Nicht doch.

Rit. Otto. Ich will kein Rabe seyn; Aber gebt Acht, ob's nicht härtre Nüße bey dem Zug gibt, als ihr denckt.

Herz. Woher das?

Rit. Otto. In Bayern rauscht Aufruhr und Meuterey; zwar noch von Ohr zu Ohr, aber desto gefährlicher. Alles rüstete sich zum Kreuz-Zug; Man wartete auf einen jungen neuen Kaiser; Ihr kennt ja das Volck? Ich fürcht', er hat den jungen schlafenden Löwen aufgeweckt und er wird ihm seine Krallen zeigen.

Herz:

Herz. Nicht doch, Ritter! schon der Gedanke wäre Hochverrath.

Ritter Otto. Ich sag's Euch, Herzog! Aufruhr schleicht im Finstern umher; Ihr wißt daß der Kaiser im Bann ist.

Herz. Laßt uns abbrechen, Ritter Otto! — He! Wolf! —

Szene 7.

Wolf (tritt herbey.)

Herzog. Sind die Ritter, Reisige und Knechte beysammen?

Wolf. Sie sind's, ausser Brand und die Seinige fehlen.

Herz. Der Bube! zum zweytenmal vergißt er die Lehenspflicht.

Ritter Otto. Laßt euchs nicht befremden, Gnädiger Herr! Ich und Sickingen haben ihm Fehd angekündigt und ihn zum Kampf gefordert. Der Bube hat sich hinter die Mauern verkrochen; Auch haben wir in seinen Schlößern kaiserlich gehaußt.

Herz. Laßt's den Herold merken, Wolf! — und nun auf und gleit uns, Ritter Otto! Die Sonne ist hoch und wir können noch einen

Ruck

Ruck reiten, daß wir dann zeitig beym Heere sind. – (Zum Aufwärter) Ruft die Herzogin.

Szene II.

(Hermann tritt auf.)

He! Otto von Aschhausen, kennt ihr den geharnischten Popanz? Kennt ihr ihn?

Rit. Otto. Nicht, daß ich wüßte? –

Herz. Nicht wahr, ein allerliebstes Milchsuppen Gesicht'gen? He! Sagt mir, Ritter, für was seht ihr ihn an? – Für einen Vogelscheu, die Sperken vom Acker zu jagen?

Hermann. (unwillig.) Vater!

Rit. Otto. Was? Euer Sohn?

Herz. Was verräthst du mich, Bube?

Riter Otto. Willkommen, Willkommen, edler Fürst! – Bey meiner Seele, ein tapfrer Junge.

Herz. Auch durstig nach Sarazenen-Blut, mein ich. –

Rit. Otto. Wie? Er will?

Herz. Mit uns reuten, allerdings; was meint ihr davon?

Wolf. Herr! Alles ſezt ſich auf.

Herz. Wir kommen!

(Hermann ſchleicht ſich weg)

Szene 9.

(Herzogin Angnes tritt auf.)

Herz. Hier iſt die Herzogin! Höret, Otto! ich muß euch geſtehen, ich bin ein Weiber-Mann; ich kann nicht von meinem Weibe ſcheiden, ohn' ihr das Lebe wohl zu ſagen. Ihr wißt ja, es iſt um den lieben Hausfrieden; Geht immervoron – ich folg' euch auf der Ferſe! (Ritter Otto ab.) Wo iſt Hermann?

Szene. 10.

Wolf. Er ſchwang ſich aufs Roß und Huy war er über die Zugbrücke!

Herzog. Der Teufel iſt in dem Jungen! Agnes! Agnes, trautes Weib! (Er ſchlingt die Arme um ihren Hals.)

Agnes. Mein theurer Gemahl!

Herz. Ich muß fort! Wie iſt mir! Ein Geſpenſt hält mich beym Harniſch! Ach, Agnes! Bange, bange Ahndungen liegen zentnerſchwer auf mir! – Dein Vater –

Agn. Grüßt ihn von mir; und wenn das Bitten der Tochter vermag, ſo bittet ihn, daß er ſich vom Bann löſe; daß er ſorg für das Heil ſeiner Seele –

Herz. Ach Agnes, Agnes! Sein Sohn. –

Agn. Gott! Was bedeutet das! Sein Sohn? –

Herz. Dein Bruder!

Agn. Was iſt ihm? –

Herz. Leb wohl Agnes! ie Zeit kreißt: voll' Gott, daß ſie nicht Ungeheuer gebiert. Schwarze Wolken ſchweben über dein unglückliches Haus! Doch fort! Leb wohl! Agnes! Noch einen Abſchiedskuß. Leb wohl, theures, beſtes Weib! Leb wohl! Leb wohl! (ab)

Agn. O mein Friedrich! – Um Gottes-willen, mein Herzog! (ihm nach)

Szene 8.

Frizlar, Kaiserliche Burg

König Heinrich, Ruthard, Waffenträger.

Kön. Hein. (Zu seinem Waffenträger) Hinweg mit der Rüstung! —

Ruthard. Beym Himmel, mein König, behaltet sie an, wenn euch euer Leben lieb ist!

Kön. Heinr. Und warum das?

Ruth. O Himmel! Es ist ein gefährlicher Zug! eine grose Unternehmung! Hundert tausend Sarazenen-Säbel gegen uns gezückt. —

Kön. Heinr. Recht so, recht so! Spottet unser. —

Ruth. Seht ihr nicht das gelobte Land rings um uns her? Vor uns Damaskus, Askalon und Jerusalem? Seht ihr nicht die mit dem heiligen Kreuz bezeichnete Heerscharen an den Schwellen des heiligen Grabs — Voran den reumüthigen Heinrich? —

Kön. Heinr. Wart ihr zu Maynz?

Ruth. Ich war.

Kön.

Kön. Heinr. Hörtet ihr, was Biſchof Einhard im Namen Heinrichs verkündete?

Ruth. Ich hört's.

Kön. Heinr. Bey Gott, das war ein liebliches Faſtnachtsſpiel!

Ruth. Es war am heiligen Dreykönigs Abend, mein Prinz.

Kön. Heinrich. Und wär's im höchſten Sommer geweſen, Ruthard! Es war ein Faſtnachtsſpiel. — Wie? Iſts erlaubt, mit Königen und Kronen Poſſen zu treiben?

Ruth. Sagt vielmehr, Heinrich; ſpielt man mit Religion und Kirche? Iſt ein Gelübd wie der Schall einer Sackpfeife? Beym Himmel, das iſt ein bübiſcher Kaiſer!

Kön. Heinr. Schweigt davon! Er iſt mein Vatter, und hat euer König es ertragen können — Doch — Nichts mehr davon, Erzbiſchof! — Was denkt ihr von unſerm Zug?

Ruth. Es giebt Ehre einzulegen und ein Schauſpiel zu ſehen, das andern Völkern Freude machen wird; Teutſche die Teutſche würgen.

Kön. Heinr. Beym Himmel! Du haſt recht, Ruthard. — Ich bin dieſer innerlichen Kriege müde; zu lange ſchon zapfen wir am

eigenen Blut. Warum vereinen wir uns nicht, die Barbaren zu demüthigen?

Ruth. Wenn man den Kaiser hört, so sind's die Sachsen und Bayern.

Kön. Heinr. Die Bayern sind ein starres, aber braves Volk — Ich haß sie nicht.

Ruth. Was sagst du?

Kön. Heinr. Daß ich den Bayern wohl will.

Ruthard. Ein Wink von dir und zehntausend —

Kön. Heinr. Stille!

Ruth. Und wie Heinrich sie drückte! Ihre Schlösser zerstörte; ihre Felder verheerte! — Hilf ihnen doch, guter König! Oder bist du König für nichts und wider nichts? Hilf ihnen doch, lieber Schatten König! —

Kön. Heinr. Vergeßt euch nicht, Erzbischof!

Ruth. Nein, euer königliche Majestät! Aber eins erlaubet mir, von euch zu bitten.

Kön. Heinr. Was ist's?

Ruth. Sagt mir doch: was ist der Begriff von einem König?

Kön. Heinr. Was wollt ihr damit?

Ruth.

Ruth. Was iſts für ein Ding, das ihr einen Römiſchen König nennt? Was kann er? Was hat er? Was vermag er?

Kön. Heinr. Oh!

Ruth. Antwortet! – Ihr ſchweigt? Wißt ihr, was ich mir unter eurer königlichen Majeſtät denke? – Erinnert euch der Geſchichte der Mönche zu Hirſchfeld von ihrem Geſpenſt. An dem Mauergang ſtand's und wehrte den Eingang; wer ſich fürchtete, dem draut' es; wer dreiſt hinzu trat, vor dem verſchwand's. Heinrich, Heinrich! (König Heinrich wirft ſich in einen Stuhl.) Was fehlt euer königlichen Majeſtät? Luſtig, König! Kommt, laßt uns eins im Schach ſpielen; es gilt euer Königreich.

Kön. Heinr. (auffahrend) Ich werde ſpielen! Spielen! und Tod und Hölle dem der weniger wirft, als ich.

Ruth. Pfuy; Erzürnt euch nicht, das iſt nicht Königlich.

Kön. Heinr. Höre, Ruthard.

Ruth. Was befiehlt mein königlicher Herr?

Kön. Heinr. Ruthart, Ruthart! Laß mich ins Aug faßen. Biſt du mein Freund, Ruthart?

Ruth. Beym heiligen Bernhard, ich bins.

Kön. Heinr. Bist du keiner jener Glattzüngigen, heuchlerischen Höflinge, die seit meiner Mannheit mich bewachen?

Ruth. Bey Gott, ich bins nicht! —

Kön. Heinr. Verderben und Fluch über dich, wenn du mein Vertrauen verräthst!

Ruth. Amen!

Kön. Heinr. Höre, Ruthart! wenn man am Fuß eines Berges dich hinan führt; Abgrund hinter dir; Abgrund neben dir — nirgends Sicherheit, als —

Ruth. Am Gipfel?

Kön. Heinr. Richtig!

Ruth. Ich klimme hinauf! — und läg die Hölle dazwischen.

Kön. Heinr. (geht unmuthig umher.) Du klimmst hinauf? Ruthard klimmt hinauf? der kleinmüthige, Waffenlose Ruthard? Was soll denn Heinrich?

Ruth. Du sinnst?

Kön. Heinr. Ruthard, — Gebürge liegen auf dieser Brust. Sie hebt sich mit gewaltsamen Streben; umsonst! ich vermags nicht, den fürchterlichen Eid abzuwälzen, den ich meinem Vater schwur!

Ruth.

Ruth. Du vergißt, wem du ſchwurſt.

Kön. Heinr. Dem Kaiſer!

Ruthard Iſt das Heinrich noch, nach Teutſchland's Sitt? Iſt das Heinrich, auf den der Fluch des Bannes länger als zwölf Monden ruht? Biſt du dem Manne Schwur und Treue ſchuldig, der Kirche und Heiligthum ſchändete? und den ſie aus ihrem Schooſe ausſchloß? Heinrichen dem Wollüſtling? dem Verfluchten?

Kön. Heinr. Et! Ruthart! — Etwas iſt wahres in dem was du ſagſt, aber ſollt' Wort darum aufhören, Wort, Schwur, Schwuhr zu ſeyn? Nein, Ruthard! mein Innres ſagt mir, Du haſt Unrecht.

Ruth. Mag' ich doch! — Kommt laßt uns um eure Königs-Krone würfeln. Was ſez ich euch dran, Heinrich? — He! Gibts Nüße! Nüße! Nüße! —

Kön. Heinr. Beym Himmel, Erzbiſchof, ihr treibt's zu weit!

Ruth. Und für euch, ſorg ich nicht; ihr werdet's nicht weit treiben.

Kön. Heinr. Wie?

Ruth. Weil euch euer Vater am Gängelbande führt. Oder meint ihr, es sey ihm, oder den teutschen Fürsten Ernst, euch den Thron zu lassen? Gebt wohl Acht, König Heinrich! – Als er die Comödie mit dem armen Konrad ausgespielt hatte –

Kön. Heinr. Hu! –

Ruth. So kam nun an euch die Rolle. Er putzt' euch zierlich und schnörckelte euch zusamm und umgab euch mit Rasch und Flittergold und sezt' euch eine Krone auf, schön, von Goldpappier und einen Purpurmantel von Pappe. So stellt' er euch den teutschen Fürsten vor. – Nachdem er nun da eins vorgeheuchelt hatte, von seinen Plagen und wie er abtreten und sein Leben in Ruh beschließen wollt', – und ihr euern Dienst gethan hattet, stellt' er euch zu andern Puppen in den Schranck.

Kön. Heinr. Teufel!

Ruth. Doch ermangelt' er nicht sich deren zu bedienen, so bald's Noth that. Das that er denn zu Maynz, belog die Kirche, heuchelte Frömmigkeit und versprach und beschwur, ins gelobte Land zu ziehen und euch den Kayser-Thron zu überlaßen.

Kön. Heinr. Er beſchwuhr's, ſagt ihr?

Ruth. Das that er, fragt den Herzog Berthold, den Grafen von Dachau und andre.

König Heinr. Gott! Gott! auch, er ſchwuhr's!

Ruth. Und hielt's nicht; — Schwuhr gegen Schwur, Wort gegen Wort.

Kön. Heinr. Weh ihm! aber darf ich? —

Ruth. Die Kirche verbiethet euch einem Abtrünnigen Wort zu halten. Sie entbindet euch von eurem Schwur. — Seht da dieſe Römiſche Briefe.

Kön. Heinr. (lieſt.) Iſts möglich! — So dürft ich's alſo wagen?

Ruth. Alles! Zehntauſend Bayern warten auf euren Winck. Die Fürſten der Sachſen ſind auf eurer Seite; der Graf von Dachau, die Grafen von Wolfſtein, von Nellenburg und andre ſind gewonnen. Alles iſt reif.

Kön. Heinr. Ruthard! Ruthard!

Ruth. Zeigt euch als einen Mann, Heinrich!

Kön. Heinr. Was verlangt ihr?

Ruth. Steigt auf den Thron dieſes gleißneriſchen Heinrichs, des Feinds des Glaubens und der Kirche!

Kön. Heinr. Er iſt mein Vater, Ruthard.

Ruth. Weh euch! wenn ihr mit einem Verfluchten Gemeinſchaft habt! Der Zorn der Kirche löſt alle Bande.

Kön. Heinr. (umarmt ihn.) O Ruthard! Schon lang' war's dieſem groſem, ungeſtümmen Herzen hier zu enge! Schon lange dieß ich, gleich dem gekerkerten Panther, wüthend in dieſe Feßeln; oft färbte Schaam meine Wangen über dieſe armſelige Rolle, die man mich ſpielen läßt. — Doch nicht länger! Bey Gott, nicht länger! Du ſolſt ſehen, wer Heinrich iſt! — Weg mit dieſen Frazzen! — Ich will im Staub kriechen, oder herrſchen! —

Ruth. Heil dir, edler Heinrich!

Kön. Heinr. Wo iſt Dachau? Wo ſind die Edlen? Noch dieſe Nacht; in einer Stunde erwart' ich ſie hier.

Szene 12.

Knabe tritt ein.

Knabe. Der Kaiser fragte nach euch.

(ab)

Kön. Heinr. Hört ihr's? Der Kaiser! Niederschlagen hätt' ich den Schurcken mögen, der's wagt, einen andern Kaiser zu nennen. (beede ab.)

Szene 13.

(Kaiser Heinrich's Zimmer)

Kaiser Heinrich, Ulrich von Cosheim.

Kais. Heinr. Dietrich ist also im Anzug?

Ulrich. Ich sah ihren Vortrab.

Kais. Heinr. Was ist's für Volck?

Ulrich. Gesindel, das sengt und raubt und plündert, weils zu Haus nichts zu nagen hat.

Kais. Heinr. Ist denn alles verschworen zu meinem Untergang? Ich bitt' dich, Ulrich, bin ich denn ein so teuflisches Geschöpf, daß

alles was mich umgiebt, von der Pest meines Unglücks angesteckt und mein Feind wird? — Wer ward mehr verfolgt, als ich? und wer war doch langsamer zur Rache und schneller zum verzeihen! Man hat meinem Leben, meinem Throne nachgestellt — ich hab's vergessen; Ich baute mir einen Zufluchtsort, um einst im Winter dieses Lebens auszuruhen *) — Man hat ihn zerstört; Die Gebeine meiner Verwandten geschändet — Ich hab's verziehen! O Ulrich, Ulrich! Wann wird dem Kaiser Ruhe finden?

Ulrich. Ich fürchte, mein Gebieter, nie war sie dir ferner, als jezt.

Kais. Heinr. Du fürchtest, sagst du? — Erkläre dich.

Ulrich. Ich bitt euch, Gnädiger Herr! laßt mich nichts gesagt haben.

Kais. Heinr. Wie?

Ulrich. Nichts! — Ich bin ein alter Mann, Heinrich; — Träume und Gespenster erschrecken mich.

Kais. Heinr. Rede! mein Herz ist ehern.

Ulrich. Soll ich meinen Kaiser mit Gerüchten beunruhigen?

Kais.

*) Die Harzburg.

Kaiſ. Heinr. Gerüchte? Was für Gerüchte?

Ulrich. Geſchwäz vielleicht, unruhiger Kriegsmänner, die von nichts, als Fehd und Kampf träumen.

Kaiſ. Heinr. Ich wills wiſſen: Ich befehls euch.

Ulrich. Ihr wollt? – Wie? Wenns nur Träume wären? Iſt euch mit einem grauen Kopf gedient, der hundertmal für euch ſich wagte?

Kaiſ. Heinr. Mein Kopf für deinen; rede! –

Ulrich. Es iſt Verrätherey im Werk, Kaiſer.

Kaiſ. Heinr. Verrätherey?

Ulrich. Pfalz-Graf Arnold begegnete mir; er kömmt aus Bayern; – man rüſtet ſich; – man empöret das Volk; – man braucht den Bannfluch aus Rom, euch verhaßt zu machen. Man ſpricht von einem neuen Kaiſer.

Kaiſ. Heinr. Von wem?

Ulrich. Von eurem Sohn.

Kaiſ. Heinr. Von meinem Sohn! – Weiß er davon?

Ulrich. Man wähnts.

Kaiſ. Heinr. Du lügſt, Elender!

Ulrich. Hier iſt mein Kopf, Kaiſer!

Kaiſ. Heinr. Noch einmal ſag' ich, du lügſt! –

Ulrich. Mein Kopf! – Wenig Tage werden euch überführen.

Kaiſ. Heinr. Gott! Gott! Iſt's möglich? Ulrich! Ulrich! So ſprich wenigſtens, daß du gelogen haſt! Sprich!

Ulrich. Ich bin ein Rittersmann, Kaiſer! Ich lüge nicht.

Kaiſ. Heinr. Natur! ſo biſt du alſo aus deinen Angeln? Blut! man zerreißt alſo dein Band, wie einen Zwirnsfaden? Pflicht, Eid, iſt alſo leerer Schall?

Ulrich. Kaiſer! Faße dich! Noch iſt's Zeit

Kaiſ. Heinr. Zeit! Zeit! – Zeit, mein Teſtament zu machen; nicht wahr, Ulrich? – Uber die Zeit! Von der Wiege an, gieng ſie für mich mit Unglück ſchwanger. Ulrich, willſt du mein Chronikſchreiber werden? Willſt du?

Ulrich. Kaiſer!

Kaiſ. Heinr. So ſchreib: Jammer war ſeine Hebamme und Unglück gleitete ihn ins

Grab

Grab. O! Ulrich, zeig in dieſer ganzen weiten Welt Einen, auch nur Einen Mann, der unglücklicher war, als ich! Ruf ihn her — ich will ihm Platz auf meinem Throne machen. — Doch ich war in der Wiege ein Mann! Soll am Ende dieſes laſtvollen Lebens das Schickſal ar mir ein Weib finden? — Beym Himmel, Nein! — Geh, Ulrich ruf mir meinen Sohn. — Was weiſt du? Noch ſizt mir die Krone feſt. Oder blickſt du nach der aufgehenden Sonne?

Ulrich. Ich bin Ulrich von Cosheim, Kaiſer! — Ich gehe; aber faſſet euch; Noch iſt's nur Gährung; Klugheit kann's noch dämpfen.

(ab.)

Szene 14.

Kaiſer Heinrich allein.

Hölle und Tod! — Bin ich ſo ganz verworfen, daß ſelbſt die Fortpflanzung meines Daſeyns mir Fluch und Verderben gebiert! O, Bertha! Bertha! bey Gott, du warſt eine feile Dirne, die dieſe ſtolze Fürſten mir aufdrangen! Iſt das mein Blut, das nach meinem Blute dürſtet?

Szene

Szene 15.

König Heinrich tritt ein.

Kön. Heinr. Ihr verlangt mich?

Kais. Heinr. Weh' mir Heinrich! Daß du nie nach mir verlangst.

Kön. Heinr. Soll ich euch stöhren? Ihr habt Geschäfte! Sorgen, Kaiserliche Sorgen.

Kaiser Heinich. O, Heinrich, Heinrich! Möcht ihre Last nie sich über dich thürmen, wie über mich! – Ich habe Sorgen, Heinrich; aber meine erste, meine schwerste Sorge bist du.

Kon. Heinr. Ich, mein Vater?

Kais. Heinr. Als mein treuer Ulrich aus deiner Kindfrau Armen dich mir entgegen trug, so keimte die Sorge für dich in meiner Brust auf; Ich hab' sie mit dir groß gezogen. Doch stille davon! – Ist dein Hause schon in Ordnung?

Kön. Heinr. Wie's mir ziemt.

Kais. Heinr. Wir werden morgen einen heisen Tag haben, Heinrich!

Kön. Heinr. Desto besser; mich friert.

Kais.

Kaiſ. Heinr. Dieſe Sachſen ſind ein kriegeriſches, ſtreitbares Volck und fechten Mann gegen Mann.

Kön. Heinr. Deſto beſſer; ich werd' ſie ins Aug faſſen.

Kaiſ. Heinr. Du ziehſt voran; mit Sonnen Aufgang geht's weiter! – Iſt dein Schwager Friedrich angekommen?

Kön. Heinr. Man wartet ſtündlich auf ihn.

Kaiſ. Heinr. Er weilt lange.

Kön. Heinr. Vergebt ihm; er hat Weib und Kind.

Kaiſ. Heinr. Das hat er und was hat der arme Kaiſer?

Kön. Heinr. Und wer bin ich? – Beym Himmel, euer Kind, wenn ihr je ein Kind hattet! – Denn bey euch bleib ichs ewig.

Kaiſ. Heinr. Heinrich! Heinrich! Welcher Trübſinn ergreift dich? – Wollte Gott, man wär ewig Kind; Seit dem ich's war, hat das Glück mich verlaſſen. Ich war vier Jahr alt, Heinrich, als man die Krone auf mein Haupt ſezte. Glaub' mir's, das Jubelgeſchrey des Volcks war der Leichengeſang meiner Ruhe.

Kön.

Kön. Heinr. Drückt euch dieſe Krone?

Kaiſ. Heinr. Frag' dieſen grauen Kopf darum. Die Zeit hat den Herbſt meiner Tage überſchritten.

Kön. Heinr. Was zwingt euch ſie zu tragen?

Kaiſ. Heinr. Ehre und Stamm! Hab' ich umſonſt all' das erlitten, daß ich am Ende ſchandvoll in die Claſſe des Pöbels ſinken ſoll? That's dein Großvater? dein Urgroßvater? — Doch was red' ich zu dir; — Heinrich! Was fehlt dir? Dein Auge iſt ſtarr: Wohin blickſt du?

Kön. Heinr. Verzeiht; mir war's, als ſäh ich Paläſtina vor mir. —

Kaiſ. Heinr. Ich verſteh dich; Mein Entſchluß iſt feſt.

Kön. Heinr. Feſt! Feſt! Das wiſſen die Bürger zu Mainz.

Kaiſ. Heinr. Wie? — Heinrich! ich bemerke eine groſe Aendrung an dir.

König. Heinr. Würklich? Ich auch an euch.

Kaiſ. Heinr. An mir?

Kön. Heinr. Am verrätheriſchen Conrad, dem Weichling, habt' ihr eure Vaterlieb erſchöpft; – Was bleibt dem zweyten Sohn?

Kaiſ. Heinr. Eh'r die Aſche des unglücklichen, wenn ich ſie ehre. Conrad war edel, aber ſein Herz weich. O Heinrich, Heinrich! ich fürchte über dein's hat eine Rinde ſich gezogen.

Kön. Heinr. Sagt über eures!

Kaiſ. Heinr. Ließ ich Conrads That dir entgelten? Bin ichs nicht, der zu Aachen dich krönen ließ?

Kön. Heinr. Ein ſchönes Puppenſpiel, das ihr da mit mir triebt.

Kaiſ. Heinr. Ein Puppenſpiel nennſt du's?

Kön. Heinr. Nur daß die Puppe lebt und Kraft und Knochen hat.

Kaiſ. Heinr. Mir das?

Kön. Heinr. Euch.

Kaiſ. Heinr. Gott! Gott! – Was willſt du? was verlangſt du?

Kön. Heinr. Was mir gebührt! Soll ich noch länger als ein Schlaraffen-König herumgeführt werden, den teutſchen Fürſten zur Schau? Wollt ihr noch länger mich am Gängelband leiten?

Kaiſ. Heinr. Ha! ich errathe dich, Heinrich! Alſo lüſtet dir nach dieſer Krone? — Hier iſt ſie (deckt einen Tiſch auf, auf dem die Reichs-Inſignien liegen.) O könnt ich all die Pein, die ſie mich koſtet — über zwanzig unglückevolle Jahre verbreitet — könnt ich in Eine Minute ſie zuſammen faſſen und mit ihr auf dein ſtolzes Haupt drücken! — Laß mich nicht weiſſagen, Heinrich! ich würd' Flor über alle Geſtirne ziehen und Fortuna'n ſelbſt für dich zur Unglücksgöttin machen. - Hör', dieſe Krone trug ich, als ich vier Jahre alt war; ich erbte ſie von meinem Vater; Teutſchlands Fürſten ſezten ſie mir auf; Ich ſtreckte keine verrätheriſche Hand nach ihr aus. — Zwar hat Jammer mich vor der Zeit zum Greiß gemacht; Aber noch leb' ich, noch iſt Marck in meinem Gebein. Seit ich mich beſinn', bin ich Kaiſer und ſo lang ich dencke, will ichs ſeyn.

Kön. Heinr. Ich bitte, ſagt' ihr dieß zu mir?

Kaiſ. Heinrich. Nein, Heinrich, Nein! Ich bin noch nicht tod; Ob du wohl den Senſenmann freundlich einlädeſt. — So lange Blut in dieſen Adern noch kocht, ſo lang Marck in dieſen Beinen noch rinnt, werd' ich meinen Zep-

ter

ter feſthalten und nur über meinen Leichnam ſoll ein andrer auf meinen Thron ſteigen. — Wollt' ihr ihn um dieſen Preiß, Heinrich? ſprecht!

Kön. Heinr. Bin ich euer Schalksnarr?

Kaiſ. Heinr. Wie?

Kön. Heinr. Denkt an Mainz.

Kaiſ. Heinr. Was ſoll das?

Kön. Heinr. Haltet euer Wort!

Kaiſ. Heinr. Wann brach ichs?

Kön. Heinr. Ihr verſpracht, mir den Thron abzutreten und nach Paläſtina zu ziehen. Den Fürſten verkündetet ihr's.

Kaiſ. Heinr. Ich werd's halten, wann ich will! Bin ich nicht Herr meines Reichs?

Kön. Heinr. Haltet euer Wort, ſag' ich.

Kaiſ. Heinr. Tritt man ein Kaiſerthum ab, wie man eine Hand voll Miſpeln wegſchenckt? Nein, Heinrich! ein Reich kann man dem Kaiſer zwar abbetteln, aber nicht abtrotzen.

Kön. Heinr. Ich bin kein Bettler; haltet euer Wort.

Kaiſ. Heinr. Gott! Gott! — Heinrich! Merkſt du denn nur auf mich? Was ſchwurſt du feyerlich zu Aachen?

Kön. Heinr. Wem ſchwur ich's?

Kaiſ. Heinr. Deinem Kaiſer.

Kön. Heinr. Einem verfluchten des heiligen Stuhls.

Kaiſ. Heinr. Dreyeiniger Gott! – Iſt es mit teutſcher Redlichkeit ſo weit gekommen, daß ſchwarz nicht mehr ſchwarz iſt, wenn ein Römer ſpricht: es ſey weis? – Du ſchwurſt's, du ſchwurſts deinem Vater.

Kön. Heinr. Ihr ſeyd ausgeſtoſſen aus der Gemeinſchaft der Glaubigen.

Kaiſ. Heinr. Heinrich, Heinrich! mein Sohn! – Mein theurer Sohn!

Kön. Hein. Nicht mehr! Ihr ſeyd im Bann. Verſöhnt euch mit der Kirche und haltet Wort.

Kaiſ. Heinr. Beym Himmel, du vergißt dich! –

Kön. Heinr. Ihr vergeßt Euch! Ihr vergeßt, was ihr verſpracht, Ihr!

Kaiſ. Heinr. Fluch dir! Fluch deiner unkeuſchen Mutter, die mein Ehebett befleckte. – Fort von mir! Du biſt nicht von meinem Stamm!

Kön. Hein. Heinrich, Heinrich! Ich bin kein Knabe mehr.

Kaiſ. Heinr. Wärſt du von dieſem Blut! von dieſem! O! Ich wollt's Tropfen für Tropfen von mir bluten, bis der Tod zum lezten Tropfen ſpräche: Es iſt kein Bruder Heinrichs mehr da! –

Kön. Heinr. Haltet Wort! zum leztenmal beſchwöhr ich Euch, haltet Wort!

Kaiſ. Heinr. Fort von mir, Baſtart!

Kön. Heinrich. (greift ans Schwerd.) Tod und Hölle! mir das?

Kaiſ. Heinr. Wie? Du wagſt's? He! Wache! Wache! –

(Wache erſcheint, König Heinrich zieht das Schwerd und drängt ſich durch ſie.)

Kön. Heinr. Wagt's und rührt euch!

(er ſtürzt ab.)

Szene 15.

Kaiſ. Heinr. Nach, nach! – (Wache ab) Gott! Gott! Iſts möglich! Wach ich? Leb' ich? – Mein Sohn! mein zweyter, mein lezter, einziger Sohn! – (Am Tiſch wo die Krone liegt.) Du, du biſts alſo, nach der Heinrich verlangt? – Du biſts, die zwey Teufel mir erzog? Du, die zum verwayßten Vater mich macht? – Und was giebſt du, das des Geizen-

zens werth wäre? – Was? – Wiegst du im Schlaf? – Würzest die Speiße? Verscheuchst du das Gewürm der Verweſung? – Nein! Nein! das wißt ihr, meine morſche Glieder! Oder bahnſt du, ebneſt du den Weg in ein beſſres Leben? – O Nein; Nein, das weißt du, von Sünden wundes Herz! – Hinweg alſo mit dir, du biſt eine Gabe für einen unnatürlichen Sohn! – Er lechzt nach dir, er ſoll dich haben! – Ulrich! Ulrich! – Ich will hinabſteigen und den Reſt dieſes elenden Lebens in irgend einer Bettlershütte ausraſten.

Ulrich von Cosh (tritt auf.) Herr.

Kaiſ. Heinr. Hinabſteigen? hinab? – Und dein Name, dein Ruhm? – Luftige Geſpenſter! Schatten! Fühlſt du das, wenn du neben dem Bettler moderſt? – Wie? Nachruhm, Gedächtniß? Ihr wärt alſo Nichts? Mit dem Wurm kriechen, oder mit dem Adler zur Sonne aufſteigen wär alſo! – Eins? Ein niedres, unthätiges Daſeyn unbekannt zum Grabe ſchleppen, oder am Ende ehrenvoller Laufbahn unter der Laſt großer Thaten erliegen – Eins? – Ob ich in tiefer Vergeſſenheit ſchlummre, ob man über mein Grab hineilt, wie über einen gemeinen Sandhau-

haufen; oder ob mein Nahme, über die Spanne dieſes Lebens hinweg, nach der Ewigkeit ſchreitet und jeden Wandrer an meinen Leichenſtein feſſelt, – das wär Eins? – Das wäre alſo Eins? – O wann all' das Eins iſt, ſo verſincke, Erde! Denn du biſt nur ein Moraſt, in dem Würmer ſich ſonnen. – Nein, nein, Heinrich! Hinweg mit dem Gedancken, der eines Kaiſers unwerth iſt; Und eh' ſoll die Laſt dieſer Krone dich zu Staub zermalmen, eh' du ſie ablegſt.

Szene 16.

Herzog Friedrich von Hohenſtauf tritt ein.

Herz. Gnädigſter Herr!

Kaiſ. Heinr. Kommſt du endlich, Herzog? O du kommſt, wie der Arzt zur Leiche.

Herz. Verzeyht mir, mein Kaiſer!

Kaiſ. Heinr. Haſt du's ſchon gehört?

Herz. Was mein' Ihr?

Kaiſ. Heinr. Ho! Friedrich, es gehen groſſe Dinge in der Welt vor, ſcheußliche Dinge. Eine Frau hat einen Tyger zur Welt gebohren und das fleckigte Ungeheuer frißt an des Vaters

Leichnam. Laß dir's erzählen, Herzog, und es wird alles Blut aus deinen Gliedern ans Herz treiben. Folge mir! Folge mir! –

Zweyter Akt.

Szene 1.

(Nellenburg.)

Graf von Nellenburg, Graf von Dachau, Pfalzgraf Arnold, Graf Dietrich von Limbeck, Marckgraf Eckbert.

Graf Nellenb. Der König hat das Heer verlassen.

Graf Dachau. Sie geriethen in Wortwechsel. Der Kaiser rief die Wache; König Heinrich schwang sich aufs Roß; Ruthard gab uns Nachricht, hieher zu eilen. Hier sollen wir ihn und den König erwarten.

Pfalzgraf Arnold. Gut, daß er uns der Mühe überhebt, uns an die Spize zu stellen.

Graf

Graf Dietrich. Wer hat mich? Konntet ihr länger zusehen, daß man uns mit Schwüren und Betheurungen foppt? Es ist Zeit, Fürsten! daß ihr das Joch abschüttelt, das der stolze Hochmuth dieser Franken uns anlegt. Seyd ihr Teutsche, und wollt euren freyen Nacken unter den Zepter eines Despoten beugen?

Marckg. Eckbrec. Beym Teufel, das wollen wir nicht! So lang dies Schwerd noch schneidt; so lang noch Hermanns Blut in unsern Adern wallt, soll kein herrschsüchtiger Monarch teutsche Freyheit unterjochen.

Graf Dietr. Auf, teutsche Fürsten und Edle! laßt uns von diesem hochmüthigen Francken Recht schaffen.

Graf Nellenb. Hinab vom Thron mit diesem herrschsüchtigen Tirannen!

Pfalzgraf Arnold Hinab;

Graf Dietr. Hinab zur untersten Hölle!

Markg. Eckb. Hinab!

Szene 2.

(Ruthard tritt ein.)

Graf Nellenb. Sieh da! der Erzbischof!

Ruth. Heil euch, ihr Fürsten und Edle!

Graf Nellenb. Willkommen in meinem Schloß.

Pfalzgraf Arn. Willkommen!

Marckg. Eckb. Willkommen!

Graf Dietr. Willkommen.

Ruth. Ich danck euch! seyd mir alle willkommen.

Graf Nellenb. Wo ist Heinrich?

Ruth. Er wird nicht lange weilen. Ich hab' ihm Roß und Reisige entgegen geschickt, daß sie ihn durch den Wald hieher geleiten. — Auch du hier, Graf Dietrich?

Graf Dietr. Wie ihr seht.

Ruth. Wo ist euer Volck?

Graf Dietr. In der Burg und im Wald umher zerstreut.

Ruth. Sind wir hier sicher?

Graf Dietr. Seht ihr uns für Memmen an?

Markg. Eckb. Bey Gott! Man sieht, du kommst vom Hofe.

Ruth. Ich sah vorhin einen Haufen Kaiserliche Reuterey, nicht fern vom Wald.

Graf Nellenb. Sorgt nichts; wir schützen euch.

Ruth. Wißt ihr alles, was vorgangen ist?

Pfalz-

Pfalzg. Arn. Alles!

Ruth. So ſchenckt mir euer Ohr! – Ihr wißt, wie lange Heinrich das Reich durch innerliche Kriege zerfleiſcht.

Graf Dietr. Das wiſſen unſre Narben!

Ruth. Ihr wißt, wie lange er uns, teutſche freye Fürſten und unſre Völcker zu unterjochen ſucht und aller Geſeze, aller Bündniße uneingedenck, nach der Allgewalt und Alleinherrſchaft ſtrebt.

Graf Diet. Bey Gott! wir wiſſen's, wir wiſſen's! –

Ruth. Ihr wißt, daß er unrechtmäſiger Weiſe mich meiner Würde entſezte, weil ich zu ſtolz war, ſeinem Hochmuth zu fröhnen und den Speichel zu lecken.

Graf Dietr. Wir haben's nicht vergeßen.

Ruth. Bey der heiligen Mutter! wenn ich das vergeße, ſo vergeße Gott meiner Sünden nicht! Es iſt blutig in mein Herz gegraben. – Ihr wißt, dieſer Heuchler verkaufte geiſtliche Würden, wälzte ſich im Schlamm der Wollüſte und verſprach alles auszuſühnen, verſprach nach Paläſtina zu ziehen und das heilige Grab einzunehmen. Wer von euch, ihr Edle! hats nicht gehört?

Alle

Alle. Wir habens gehört!

Ruth. Der Heuchler! hielt er Wort? hat er das heilige Kreuz nicht entweyht? Zieht er nicht noch immer in Teutschland umher? durstig nach teutschen Blut? Gierig, aus den Trümmern eurer Hoheit seinen Thron aufzubauen und aus dem Schweiß der Eurigen seinen Kammerbeutel zu füllen? Wer kann das widersprechen?

Alle. Keiner! Keiner!

Ruth. Ist er nicht im Bann? ist er nicht verflucht und ausgeschloßen von der Gemeinschaft der Kirche und der Gläubigen?

Markg. Eckb. Das ist er. das ist er!

Ruth. Das Haupt der Kirche befiehlt euch bey Strafe des Banns, daß ihr alle Gemeinschaft mit dem verbannten Heinrich meidet, daß ihr ihn nicht länger als Kaiser erkennt; es spricht euch und alle Fürsten des Reichs von Eid und Pflichten los. Ihr wißt, was des Reichsherkommen vermag. Wollt ihr noch länger die eiserne Ruthe dieses Trozigen ertragen? Noch länger einem Verbannten anhangen? Wollt den Bann und den Zorn der Kirche auf Euch laden?

Graf

Graf Dietr. Beym Dreyeinigen Gott! Fluch über uns und unſre Kinder, wenn wir das wollen!

Ruth. Wollt ihr noch länger vor dieſem Verbannten zittern und kriechen?

Graf Dietr. Pfuy der Schande! Das kann, das will teutſcher Fürſten Stamm nicht. —

Ruth. Wohlan! wenn ihr Fürſten ſeyd, ſo erwacht aus eurem knechtiſchen Schlummer. Erwacht, erwacht! ſchaut um euch! Wenig Jahre noch, ſo werdet ihr aus freyen Edlen zu kriechenden Höflingen herabſincken und von den Kämmerlingen eure Lehn zur Gabe bitten!

Graf Dietr. Hör auf, Erzbiſchof! Eh' ſoll die Sonne ſtille ſtehen, eh' der Fluß gegen ſeine Quelle fließen, eh' ein teutſcher Edler das thun wird. Wir haben Roße und Reiſige und Knechte. —

Graf Eckb. Und Arme und Schwerder. Sprich', was ſollen wir thun?

Ruth. Was die Kirche und des Reichs Sitte will. — Hörtet ihr nicht, daß Heinrich zu Mainz verſprach, das Reich ſeinem Sohn abzutreten? hörtet ihr's nicht?

Graf Dietr. Ja beym Himmel! das that er.

Ruth.

Ruth. Und ihr seht gelassen zu, daß er euch und ganz Teutschland foppt? Er ist alt, er ist verbannt; er ist durch Wollüste entkräftet, er steig' herab vom Throne der Welt, wie er's gelobte, und mach' Heinrich dem Fünften Plaz!

Graf Dietr. Heinrich dem Fünften?

(Alle stehen erstaunt; sie murmeln unter sich.)

Ruth. (Bey Seite.) Wie das diesen stolzen, nach Unabhängigkeit gierigen Fürsten wurmt! Doch es wird beßer kommen. Wir werden's erleben! Ihr schweigt?

Pfalzg. Arn. Hört Erzbischof! Wird aber Heinrich Teutschland's Freyheit schüzen?

Graf Eckb. Unsre Rechte nicht kränken?

Graf Nellenb. Diese Burgen und Festen niederreißen?

Graf Dachau. Wird er unsre Lehn uns ungestöhrt verleyhen?

Ruth. Bey Gott! das wird er, ihr Fürsten! das wird er! Heinrich ist ein tapfrer Fürst; er wird das Reich für den Einfällen der Normänner und Sclaven schüzen; er wird euer Kaiser, nicht euer Herr seyn, er verschmäht,

über

über andre, als freye Völcker zu herrſchen. — Doch hier iſt er! Hört's aus ſeinem Munde.

Szene 3.

König Heinrich und Gefolg

tritt auf.

Kön. Heinr. Willkommen Nellenburg! Willkommen, ihr Fürſten und Edle!

Graf Nellenb. Seyd uns willkommen, mein König! wir harren eurer längſt.

Kön. Heinr. Ich dacht nicht, ſo bald zu euch zu kommen, Graf! Doch die Zeit iſt launenhaft und ein Weib. — Seyd ihr lange hier, Ruthard?

Ruth. Nicht längſt, mein Gebieter! aber lange genug um eure Freunde kennen zu lernen.

Kön. Heinr. Wiſſen ſie, wie man Heinrichen mitſpielt?

Ruth. Sie wiſſens, mein König, und all' ihre Herzen ſind entflammt, ihre Schwerder ſind gezuckt. — Willſt du ſchwören, die Rechte der Fürſten und Edlen zu ſchüzen, die Freyheit der Völcker nicht zu kränken und jedem

das Seine zu laſſen, ſo ſind ſie bereit, dich als ihren Kaiſer zu erkennen. Iſt's ſo, ihr Fürſten und Ritter?

Pfalzg. Arn. So iſt's!

Ruth. Ihr hört's, Heinrich. — Wollt ihr ſchwören?

Kön. Hein. Ich ſchwör's bey meinem Ritterlichen Wort! — und Verderben trefe mich, wo ich's nicht halte.

Ruth. Ihr habt's gehört! Zieht euer Schwerd, König Heinrich. (er zieht's) — Fürſten und Edle! Wollt ihr Heinrichen für euren Kaiſer erkennen, ſo ſchwört's auf ſein Schwerd.

Alle. (legen die Hände aufs Schwerd.) Wir ſchwören's!

Ruth. Heil dir, Teutſchlands Kaiſer! Heil dir Heinrich der fünfte! — Er lebe!

Alle. Er lebe! Unſer Kaiſer lebe!

Kön. Hein. Ich danck euch, Fürſten! ich danck euch, Edle! — Ich werd's euch nie vergeßen. Ihr ſollt' an mir euren Freund, euren Vater, den Beſchüzer teutſcher Freyheit finden.

(Das Gefolg hinter der Szene ruft.)
Es lebe Heinrich der fünfte!

Ruth.

Ruth. Der Stuhl zu Rom bestätigt deine Wahl, Heinrich; Denn sie war lange sein Wunsch. Er empfiehlt dir, als dem Beschüzer des Glaubens, daß du das Versprechen deines Vaters erfüllst und nicht säumst, dem Gräul in Palästina zu steuren und das heilige Grab den Ungläubigen zu entreißen. Er empfiehlt dir's; er gebiethet dirs! Er gebiethet's euch, ihr Fürsten Teutschlands!

Kön. Hein. Versichert den heiligen Vater unsers kindlichen Gehorsams, bis wir die Kaiser-Krone aus seinen eignen Händen empfangen. – Wir werden's befolgen. – Was dünckt euch, Fürsten und Ritter! Können wir unser Reich rühmlicher und glorreicher anfangen, als mit diesem Zug?

Graf Diet. Ihr habt recht, Kaiser! laßt uns dem heiligen Stuhl gehorchen, laßt uns hinziehen.

Kön. Hein. Ist das euer aller Meinung?

Alle. Unser aller!

Kön. Hein. Nichts soll uns in diesem festen Entschluß erschüttern; laßt uns das Kreuz nehmen.

(Alle nehmen das Kreuz aus Ruthards Hand.)

(Man hört Waffengeräuſch.)

Ein Waffenträger kommt. Ein Geſandter vom Kaiſer Heinrich iſt an der Pforte; ſoll man ihn einlaßen?

Graf Diet. Vom Kaiſer Heinrich? Nieder mit dem Schurken! Hier iſt Kaiſer Heinrich! (er ſchlägt mit dem Schwerd nach ihm.)

Graf Nellenb. Laßt mich ſehn, was es iſt. (ab)

Szene 4.

Kön. Heinr. Beym Himmel! denkt mein Vater mich durch neue Gauckelſpiele zu täuſchen? — Ich bin alt genug, um Trug von Wahrheit, Heucheley von Redlichkeit zu ſondern.

Szene 5.

Graf Nellenb. (kommt zurück.) Kaiſer! Es iſt Friedrich von Hohenſtauf und Heinrich der vierte ſchickt ihn an euch.

Kön. Heinr. Laßt ihn kommen; Wir werden hören, was er bringt.

Szene

Szene 6.

Herzog Friedrich von Schwaben tritt ein.

Ich bin Herzog Friedrich! Ich denk' nicht, daß ihr verlangt, ich soll bey den Kammerleuten warten, bis man mich ruft.

Kön. Heinr. Seyd uns willkommen Friedrich von Hohenstauf!

Herz. Ich grüß euch, mein König! und auch euch, Fürsten und Ritter!

Kön. Heinr. Was führt euch zu uns, Herzog?

Herz. Der Befehl des Kaisers.

Graf Diet. Welches Kaisers?

Herz. Heinrichs!

Graf Diet. Hier ist unser Kaiser!

Herz. Ich bitt' euch, gnädiger Herr! Was giebt's hier für Spaß? Mich deucht, als ich über die Brücke ritt, hört ich Heinrich der fünfte rufen.

Graf Diet. Ihr hörtet recht und teutsche Fürsten spaßen nicht.

Herz. Bin ich's etwa nicht auch? Also ist's Ernst? Nun im Ernst denn, König; aus

eurem Munde laßts mich hören; hab ich recht gehört?

Kön. Heinr. Wir thaten, was uns ziemte. Das Wort unſers Vaters, der Befehl des heiligen Stuhls, die Rechte unſers Stammes, die Wahl der Fürſten rief uns auf den Thron; und wir haben ihn beſtiegen.

Herz. Das nennt ihr Ernſt? Nun, ſo laßt mich fort! Lebt wohl!

Kön. Heinr. Sprich erſt, was iſt dein Auftrag?

Herz. Iſt das Spaß, ſo hab ich keinen und iſt's Ernſt, wie dann leicht aus Spaß Ernſt wird, ſo hab ich auch keinen. Fort, fort! Ich bitt' euch, laßt mich fort, eh' meine widerſpenſtige Augen mich zum Weibe machen.! Laßt mich fort, ſo lang' dieſe Kniee mich noch tragen; eh' Abſcheu und Entſezen dieſe Bruſt zerſprengen! Fort, Fort! —

Kön. Heinr. Bleib! Wir befehlen dirs, — ſag an, was trug dir Heinrich auf?

Herz. Mein Kaiſer und Herr, Heinrich der vierte —

Graf Diet. (drohend) Schweigt!

Kön. Heinr. Laßt ihn ſprechen.

Herz.

Herz. Das werd ich, König, wenn ich will! und Troz dem, der mir's wehren soll! — Hier ist mein Auftrag: „ Geh' hin, sagte Heinrich, „ Geh', suche meinen Sohn und „ bring ihn zu mir! Bitt ihn, beschwör' „ ihn! Will er herrschen, so herrsch er „ neben mir und glücklicher als ich; Nur, „ daß mein graues Haupt nicht mit Schan- „ de zur Grube fahre. " Er sagt's und Thränen liefen über seinen Bart! Bey Gott! die ersten, die ich an meinem Kaiser sah! —

Kurhard. (Zu König Heinrich.) Was dünckt euch von dieser Mummerey?

Kön. Heinr. Schön ersonnen, alten Weibern ein Meer von Thränen abzulocken.

Herz. Heinrich, Heinrich! Denckt an Gottesgerichte! Versündigt Euch an Eurem alten Vater nicht.

Kön. Heinr. Seyd Ihr Richter meiner Handlungen? — Geht, sagt Heinrichen, ich kömi' mit keinem Verbannten Gemeinschaft haben. Sagt ihm, daß er nach Rom wallfahrte, sich geißle, Buße thue über seine Sünden und vom Baun sich löse.

Herz. Ist's das alles?

Kön. Heinr. Sagt ihm, wir entbiethen ihm unſern Kaiſerlichen Gruß! Wir befehlen ihm alſogleich ſein Volck zu entlaſſen und die Reichskleinodien auszuliefen. Wir hätten den Thron unſrer Väter mit Beyſtimmung dieſer Fürſten beſtiegen und würden ihn mit Gotteshülfe behaupten.

Herz. Das iſt's alles?

Kön. Heinr. Das iſt's! Und nun geht! — Man begleite ihn bis an den Wald.

Herz. O Natur! Natur! Dein Urſtof iſt alſo aufgetrocknet? Liebe iſt alſo nicht mehr das Band, das das ganze Weltall' zuſammen knüpft? Und unter allem was dieſer armſeelige Erdkreiß in ſich faßt, iſt alſo dem Menſchen nichts mehr gewiß, als das Grab? — Meint Ihr, Heinrich, ich könnt' Eurem Vater dieſe Nachricht bringen? Meint ihr ich könnt das? —

Kön. Heinr. Haltets, wie ihr wollt.

Herz. Nein, Heinrich! Ich hab' an keiner Tygerin Brüſten geſogen. — Nein, ich bin Heinrichs Sohn nicht, aber ich bin ein Menſch. Dieſe harte Antwort kann nur der ausſprechen, der ſie geben kann. — Was that Euch Heinrich? Wer klagt ihn an?

Die

Die Fürsten. Wir!

Herz. (Erstaunt.) Ihr? – Wo sind die Unbilden, die er Euch erwieß? – Wer unter Euch hat nicht ihn ohne Schuld befehdet? ihm Eid und Treue gebrochen? Welchem unter Euch, hat er nicht verziehen? Nicht Undanck mit Danck belohnt? – Steckt immer die Köpfe zusammen, ich fürcht' euch nicht! – O! Heinrich, Heinrich! Laß dich nicht täuschen! Man huldigt dir jezt und man haßt dich, wie man deinen Vater haßt. Man bedarf des Oberhaupts und haßt ein Oberhaupt! Dies war Heinrichs Geschichte und ist die deine.

Graf Dietr Wie, Friedrich, du wagst's?

Herz. Ich wag's, die Parthey des rechtmäßigen Kaisers zu nehmen, wie's einem braven Rittersmann ziemt. Wer wehrt mir's?

(Gemümmel unter den Fürsten.)

Kön. Heinr. Genug! – Verdanckts unsrer Huld, Herzog! daß wir Euch ohne Ahndung entlassen. Ihr seyd ein braver Mann, und zumal ihr unsre Schwester zum Weibe habt, könnten wir euch wohl mit Kaiserlicher Huld begnadigen, wenn ihr uns Treu und Gehorsam versprecht.

Herz. Das kann ich nicht.

Kön. Heinr. Das könntet ihr nicht?

Herz. Wartet bis des guten Heinrichs morsche Gebeine vollends ins Grab sinken, und dann bin ich euer mit Leib und Seele! – Aber ich hab meinem Kaiser einen Eid geschworen und solang noch in der kleinsten seiner Adern Leben zuckt, denk' ich ihn zu halten.

Kön. Heinr. Er ist im Bann.

Ruth. Einem Verbannten bist du keine Treue schuldig.

Herz. He! Was witt'r ich? War dies nicht Luft von jenseits der Alpen, wo Meyneid, Spas und Treulosigkeit, Klugheit heißt? – Wir sind auf teutschem Boden, und da kann nur ein Schurke so denken und handeln.

Ruth. Wie? (auffahrend.)

Markg. Ekb. Heinrich ist ein Wollüstling.

Herz. Hat er euer Weib? Hat er eure Tochter verführt?

Graf Dietr. Er ist zu alt und ohnmächtig des Reichs Oberhaupt zu seyn.

Herz. Barmherziger Gott! Läßt du deinen Menschen so tief sinken, daß man der verfolgten Unschuld sogar ihren Jammer zum Verbrechen

brechen machen darf? – Brich immer, mein Herz! auch' Heinrichs Herz bricht! – Lebt wohl König! Lebt wohl, ihr Sonnenblumen!

Graf Dietr. Wie, Friedrich?

Herz. Ja! sag ich euch und mit dem lezten Tropfen meines Bluts will ich's beweisen: Aufruhr und Hochverrath ist's, sich gegen seinen rechtmäßigen Herrn zu empören!

(Getümmel, sie greifen zu den Schwerdern.)

Kön. Heinr. Geht, Friedrich! eh' mein Zorn. –

Herz. Laßt mich sprechen, sonst drängt die Wut meine Seele aus ihrem Kercker. – Kennt ihr mich? Ich bin Friedrich von Hohenstauf! Ein Fürst wie ihr! – Und ich Friedrich behaupte: Heinrich der Vierte ist der Teutschen rechtmäßiger Kaiser und wer sich gegen ihn auflehnt, ist ein Verräther!

Marckg. Leb. Wir Verräther?

Graf Dietr. Tod und Rache über dir!

Herz. Hier ist mein Handschuh! – Wer hebt ihn auf?

Graf Dietr. Ich! (Er hebt ihn auf.)

Herz. Ha! Dietrich! Gut! wir haben eine alte Rechnung abzuthun! Wir finden uns, jezt muß ich zum Kaiser.

Marckg. Eckb. Soll der Verräther ungestraft uns des Aufruhrs zeihen? Nein beim Himmel! das soll er nicht.

Graf Drier. Beym Himmel das soll er nicht!

Graf Nellenb. Ritter, stöhrt den Burgfrieden nicht.

Kön. Heinr. Laßt ihn jezt ziehen; Sein Kopf und sein Land soll mir haften.

(Herzog Friedrich geht mit gezogenem Schwerde ab.)

Szene. 6.

Kön. Heinr. Auf! ins Feld, damit wir unsern Thron bevestigen! — Vor allen laßt uns unsern Freund Ruthard wieder in sein Erzbißthum einsezen, aus dem ihn Heinrich unrechtmäßig vertrieb. (alle ab)

Szene 7.

(Wald ohnweit Nellenburg.)

Kaiſer Heinrich; Ritter Otto von Aſchhauſen; andre Ritter und Knechte.

Kaiſ. Heinr. Er kommt noch nicht!

Ritter. Otto. Ihr wagt viel, Gnädiger Herr! Hätte Deine Majeſtät doch meine Bitte gewährt.

Kaiſ. Heinr. Haltet's immer mir zu gute. Ich bin ein alter Mann; Wer weiß wie bald ich in die Grube ſteige? Und wenn ich ihn dann nicht mehr ſehen ſollte, meinen Sohn! meinen einzigen Sohn! in Unfrieden mit ihm, von hinnen ſcheiden!

Rit. Otto. Das wolle der Himmel nicht.

Kaiſ. Heinr. Doch! Doch, mir ahndet's Otto! Drum verfolgt mich's, als wär ein Geſpenſt hinter mir drein, ihn aufzuſuchen; ihn um Verzeihung zu bitten; wenn ers von ſeinem Vater fordert! – Seht ihr nichts?

Rit. Otto. Nein, mein Kaiſer, noch ſeh' ich nichts.

Kaiſ. Heinr. Jede Minute wird mir zum Jahr, biß ich ihn wieder ſeh'. Er wird kommen! Es iſt Fleiſch von meinem Fleiſch, Blut von meinem Blut! Er wird ſich rühren laſſen. Was hälf's ihm, ſeinen grauen Vater in die Grube zu ſtoſſen? Wie lange noch und er ſteigt ſelbſt hinab! und — bey Gott! gern hinab! Er wird kommen, mein Heinrich! was meint ihr, Ritter?

Ritter Otto. Wir wollens hoffen, gnädigſter Herr.

Kaiſ. Heinr. Sollt er mich haſſen? Was hab ich ihm gethan? — Ritter, mich deucht' ich ſah' dort eine Krähe in ihr Neſt fliegen; ſie trug Speiſe für ihre Jungen — ſaht ihr's nicht?

Ritter Otto. Ich glaub — halt! — welch Geräuſch! — Dorthin, Kaiſer! dorthin! Dort iſt die Straſſe nach Nellenburg!

(Kaiſer Heinrich geht auf die andre Seite.)

Szene 8.

Ein Riter, Fußknechte hinter ihm.

Ritter. Dorthin! — Er iſt's!

Rit. Otto. Halt! Wer ſeyd ihr? Wen ſucht ihr?

Rit.

Rit. Kaiſer Heinrich!

Rit. Otto. Ich bins, was wollt ihr?

Rit. Dich! Faßt ihn!

(Sie rennen auf Ritter Otto'n zu; übermannen ihn und ein Fußknecht ſtößt ihn mit der Lanze nieder.)

Rit. Verräther! Was thatſt du? Du haſt den Kaiſer ermordet! Wer befahl dirs?

Fußknecht. Ruthard.

Rit. Wer heißt dir einem Pfaffen gehorchen? Nieder mit dir, Elender! (er ſtößt ihn nieder.) Armer Kaiſer! von einem nichtswürdigen Schurcken ermordet! elendiglich ermordet!

(Kampf der Fußknechte.)

Kaiſer Heinrich. (Tritt auf.) Was giebt's? — He! was wollt ihr?

Rit. Wer fragt?

Kaiſ. Heinr. Ich!

Rit. Wer ſeyd ihr?

Kaiſ. Heinr. Euer Kaiſer!

Rit. Wie? Ihr ſeyd nicht ermordet? — Dieſer nannt' ſich euch! — Fort, auf dieſen, packt ihn!

Kaiſ. Heinr. (Zieht ſein Schwerd) Ihr ſeyd des Todes! — Wer iſt euer Anführer?

Rit.

Rit. Ich!

Kaiſ. Heinr. Wer biſt du?

Rit. Franz von Burſcheid!

Kaiſ. Heinr. Franz! Franz! Du willſt deinen Arm gegen den Kaiſer aufheben? Gegen den Geſalbten des Herrn? – O, Franz! Franz!

Rit. Ihr ſeyd im Bann! und Pfalzgraf Arnold, mein Lehnsherr befahl mir, euch aufzuſuchen und zu verhaften.

Kaiſ. Heinr. Franz! was that dir dein alter, guter Kaiſer? Sprich, was that er dir leids?

Rit. Bey Gott, Heinrich! Ihr habt recht! – Zieht hin in Frieden! Aber gebt Acht; es iſt verrathen, daß ihr hier in der Nähe ſeyd. (Er zieht mit ſeinen Leuten ab.)

Kaiſ. Heinr. (Zu Otto's Leiche.) Du biſt tod? – Tod aus Treue für deinen Kaiſer? – O Schickſal ſoll ich dich preißen, daß du ſolch einen Freund mir gabſt? Oder dir fluchen, daß du mir ihn nahmſt? Oh! Oh! – So unausgeſezt iſt mein Unglück, daß es ſelbſt den trift, der nur auf Einen Moment es wagt, meine Rolle zu ſpielen! – Fahre wohl, edler Otto!

fahre

fahre wohl, Groſes Herz! – Tragt ihn weg und begrabt ihn, bis die Zeiten es erlauben, ihm ein gewenhtes Grab zu ſchaffen. Ob er ſchon, bey Gott! jeden Boden mit ſeiner Leiche heiligen würd!

Szene 9.

Herzog Friedrich und Gefolg.

Kaiſ. Heinr. Willkommen, Herzog Friedrich, willkommen!

Herz. Iſt's möglich, Kaiſer! Ihr ſeyd hier?

Kaiſ. Heinr. Vaterlieb und Unruh des Gemüths iſt ein heftiger Sporn.

Herz. Bedenkt ihr, was ihr wagt?

Kaiſ. Heinr. Ich fürchte nichts, Friedrich, als den Gram! Aber dieſer Rieſe hat mir mit ſeinem nervigten Arm ſolche Beulen geſchlagen, daß ich ſie erſt jenſeits des Grabs verwimmern werde und daß ſein Schatte meine Haare empor treibt. – Ich harrt' eurer lang. –

Herz. Ich ſchlug mich durch.

Kaiſ. Heinr. Verzeyht! Ihr wißt ja, die Zeit iſt ein Hefling, ſchnell dem Glücklichen und langſam dem Elenden. Was bringt ihr?

ihr? Wo ist Heinrich? Wo ist mein Sohn? Wird er kommen? –

Herz. Hat sich wohl! –

Kais. Heinr. Nicht? Er wird nicht kommen?

Herz. Nein, sag' ich euch.

Kais. Heinr. Nicht? Und warum nicht? Was sprach er?

Herz. Verschont mich, ich bitt' euch.

Kais. Heinr. Redet! O der Elendeste hat doch Einen Trost, daß er nichts weiter zu fürchten hat. Sprecht, mein Herz ist gestählt.

Herz. Heinrich will euch nicht sehen.

Kais. Heinr. Nicht sehen? Mein Sohn, mein einziger Sohn will mich nicht sehen? Ha! Sprach ich so, als die Ammfrau rief: Euch ist ein Sohn gebohren?

Herz. Er will nichts mit euch zu thun haben; Er sagt, ihr seyd verbannt.

Kais. Heinr. Verbannt? Er hat die Natur aus seiner Seele verbannt. O Gott! das ist unnatürlich.

Herz. Er hat Dietrich den Rebellen an sich gezogen und der Fürsten und Edle mehr, die euch greulicher Verbrechen beschuldigen; schändliche Wollust ist das leichteste, was sie euch Schuld geben.

Kais.

Kaiſ. Heinr. Wer hat ſie zu meinen Richtern beſtellt? hab ich geſündigt, ſo iſt Gott mein Richter. Ich bin ein Menſch! Wer unter ihnen iſt rein, der heb' den erſten Stein auf? Siehſt du, Herzog; Auch der elendeſte Bettler in meinem Reich iſt glücklicher, als ich. Er wählt ſich ſein Weib und liebt und herzt ſie im Stillen! — Hat man nicht mir Weiber aufgedrungen? hat man nicht die tiefſte Geheimniſſe meines Eh'betts — ſelbſt dem Verworfenſten heilig — aufgeſpührt und dem Volk zur Schau getragen? — O! hätt' ich nie dem Triebe der Natur mich überlaßen, ſo wüßt ich nicht, was Vaterlieb und Kinder-Undank iſt.

Herz. Kommt, Kaiſer, laßt uns weiter ziehen!

Kaiſ. Heinr. So iſt alſo mein Sohn für mich verlohren? — Unwiederbringlich verlohren?

Herz. Er will von euch nichts wiſſen, bis ihr den Bann löſt.

Kaiſ. Heinr. Ich habe genug mich gedemüthiget; welcher meiner Vorfahrer hat es mehr? Ich erboth mich, mich dem Ausſpruch des Conzils zu unterwerfen. — Doch ich ſehs; ſeine Seele iſt gelößt von den Ban-

den Banden der Natur; dieß iſt nur die Larve hinter die er ſeine Grauſamkeit verbirgt — Oh! Oh! brich Herz, was hält dich noch hier? – Es iſt ſchrecklich! Ich hab' geleſen daß Kain Abeln ermordete, aber war Abel ſein Vater?

Herzog. Hängt eurem Gram nicht nach! – Ermannt euch, Kaiſer; laßt unſre Haufen zuſammen rucken und unſre Lehnſaßen aufbiethen; denn euer Sohn hat viele Fürſten und Edle und Volks an ſich gezogen und wie ich höre gehts nach Maynz.

Kaiſ. Heinr. Nach Maynz? O ein neues Schauſpiel! Ein Vater der zwey Schlangen an ſeinem Buſen wärmte und aufzog.

Herz. Sie haben euren Sohn zum Kaiſer ausgerufen.

Kaiſ. Heinr. (auffahrend) Was ſagt ihr? zum Kaiſer?

Herz. Ich ſelbſt hört's.

Kaiſ. Heinr. Beym allmächtigen Gott, das iſt zuviel. – Verlöſch Vaterliebe, und wenn im tiefſten Winkel dieſes Herzens noch Ein Funke glimt, ſo will ich mit Blut ihn auslöſchen! – Ich bin Kaiſer! und Todt und Verderben dem, ders wagt, mir Pflicht und

Treue

Treue aufzusagen! – Fort! Herzog, fort; dieser Arm hat noch Sehnen! durch diese Brust geht der Weeg zum Kaiser-Thron! – Ein feiger Bube kann schändlich herabsteigen, Heinrich nicht!

Herz. Recht so! laßt uns die Völker zusammenziehen. Mein Sohn Hermann kommt den Rhein herauf mit einem Haufen. Laßt uns diese Verrätherey in ihrem Blute waschen.

Kais. Heinr. Fort! fort!

(alle ab.)

Dritter Akt.

Szene 1.

(Gegend ohnweit Regenspurg.)

Kaiser Heinrich; Ulrich von Cosheim; Friedrich von Hohenstauf; andre Ritter; Gefolg; tretten auf.

Kais. Heinr. Fort, fort, laßt das Lager schlagen! kommt Friedrich, kommt Ulrich! laßt uns hier auf diesem Rasen logern!

Die Sonne ſcheint ſo lieblich, die Vögelein ſingen ſo ſchöne Melodey! kommt, ſezt euch.

Ulrich. Wollt ihr nicht eſſen?

Kaiſ. Heinr. Ihr habt recht, lieber Ulrich. Bald hätt der Kaiſer vergeßen, daß er ein armer Menſch iſt, wie ihr alle; und daß ohngegeſſen und ungetrunken es mit ſeinem Kaiſerthum bald am Ende wäre.

Herz. Ihr habt in zwey Tagen nicht eines Strohhalms werth genoßen.

Kaiſ. Heinr. Kommt, guter Friedrich, kommt Ulrich! laßt uns einmal ein recht Kaiſerliches Mahl halten. — Du lieber Gott! ein Bauren Mahl ſollt ichs nennen, denn was iſt das nicht für ein vergifftetes Ding, um eines Kaiſers Mahl; der ſchwarze Sorgen-Mann greift mit ihm in die Schüßel. — Kommt Ritter, nehmt vorlieb, was der arme Kaiſer vermag; wer weiß wie lang mein Sohn mir ſo viel läßt.

Herz. Das ſoll ihm wohl vergehen! was hat er denn bey Maynz gegen uns gewonnen?

Ulrich. Haben wir ſie nicht wie Füchſe vor uns hergejagt?

Kaiſ. Heinr. Gott erbarm ſich meiner treuen Stadt Nürnberg.

Herz. Euch kans nicht fehlen, Gott, Recht und Natur ſtreiten mit euch.

Kaiſ. Heinr. Lieber Sohn, es geht wunderlich in der Welt. Gott hilft nicht wann wir wollen, ſondern wann Er will; Recht, ſagſt du? ich bitt dich, ſeit wann giebts ein Recht das allen, zu aller Zeit, Recht iſt? und Natur — O Natur! Du biſt nicht mehr in dieſer Welt!

Ulrich. Sprecht nicht davon, Laßt's uns ihm lieber eintränken.

Kaiſ. Heinr. Recht ſo, Alter! wenn Kaiſer Heinrich ohne Schaam weinen ſollt, ſo müßens blutige Thränen ſeyn! — und gieb acht, Ulrich, ich werd ſie noch weinen: denn ich hab Kaiſerliches Unglück.

Ulrich. Erlaubt einem alten Rittersmann, daß ers euch zubringt; auf euer Wohl!

Kaiſer Heinrich. Ich dank euch, lieber Kriegskammerrad, eben ſo viel! (trinkt) Bey meiner Seele ich will dem Böſewicht die Freude nicht laſſen, daß er mir auch dieſes freundſchaftliche Mahl verbittere!

Herz. Er nehm ſich in Acht, daß wir ihm ſeins nicht verſalzen, — wie der Sturmwind wollen wir heute noch hinter ihm her ſeyn.

Ulrich. Meint ihr, er sey so nah'?

Herz. Freylich! so sagte mir's einer von Boyneburgs Haufen; Ihr Vortrab ist im nächsten Dorf.

Kais. Hein. Wie weit ist noch nach Regensburg?

Herz. Zwey Meilen.

Kais. Heinr. Bey Gott! eine herrliche Gegend. Seht, dorthin wälzt die Donau sich Majestätisch hinauf! Sagt, Friederich, ist Teutschland nicht ein schönes Land? Habt ihr auf euren Reisen so eins getroffen?

Herz. Nirgend, Herr! hier sind wir gebohren.

Kais. Heinr. Das sind wir! und stolz darauf daß wir's sind, nicht wahr? O über den Buben der mich vom Väterlichen Boden vertreiben will! der sich einbildet, man trett' ihm so ein Reich ab, ohne daß er nur einmal sagen darf: ich dank euch!

Herz. Seht ihr nichts? mich dünkt, ich seh' einen feindlichen Haufen.

Ulrich. Laßt sie kommen! Diese feige Schurcken, diese Wetterhanische Verräther! Mit dem Becher in der Hand will ich ihrer zehen ins Todtenreich schicken.

Kais.

Kaiſ. Heinrich. (trinkt) Es gilt eurem Weib, Herzog! meiner lieben Tochter.

Herz. Ich dank' euch.

Kaiſ. Heinr. Was macht ſie? hörtet ihr ſeit euren Auszug nichts von ihr?

Herzog. Nichts.

Kaiſ. Heinr. Grüßt ſie von meinetwegen. Es war ein gutes Kind. Wär ſie ein Bube, meint ihr, ſie hätt' ſich gegen ihren alten Vater empört?

Herz. Bey Gott, das hätt' ſie nicht. Sie iſt ein gutes Weib und lies' ihr Leben für euch. Nur vom Bann ſollt ihr euch löſen, das befohl ſie mir.

Kaiſ. Heinr. Würklich?

Herz. Sie fürchtet, ihr wärt verdammt, wie's der Biſchof von Uttrecht ſagte.

Kaiſ. Heinr. Sag' ihr, ſie ſoll nicht ſorgen. — Gott iſt Richter zwiſchen mir und dem römiſchen Stuhl, und den fürcht ich nicht. Wo iſt euer Sohn Hermann? wo iſt mein Enkel?

Herz. Holt ihn, der Bube iſt auf der Feldwache überall muß er voran ſeyn.

(Hermann von Hohenſtauf kömmt.)

Was wollt ihr, mein Kaiſer?

Kaiſ. Heinr. Komm her, tapfrer Krieger! Komm her, Herzens Junge, trinck eins!

Herm. Ich bin nicht durſtig, Heinrich!

Kaiſ. Heinr. Was? du biſt ein Teutſcher und nicht durſtig? Trinck, ſag' ich dir, auf deines alten Großvatters Wohl.

Herm. Mein Kaiſer ſoll leben! (trinckt.)

Kaiſ. Heinrich. Recht ſo; brav, Junge. Wohl mir! Heinrich wird nicht ganz ſterben, wenn ihn auch die Würmer nagen. — O Herzog! o ihr Ritter! Seht dieſen lezten Zweig von meinem Stamm! Iſt er nicht brav und bieder und edel? - Wenn ich mein Haupt zur Ruhe lege — Doch ich vergeße mich; ihr könntet mich für ein altes Weib halten, das euch weiſſagen wollt.

(Lärm, man ruft: der Feind! der Feind.)

Ulrich. Auf! auf! das Wetter führt ſchon die Buben herbey! Wart, ſie ſollen mir den Krug bezahlen den ich verſäumen muß. Auf! fort! —

(Alle ſtehen auf; Gefecht.)

Szene

Szene 2.

Graf Diet. (tritt auf.) Der Teufel iſt in den Kerls! vorwärts ſag ich euch, vorwärts! –

Kön. Heinr. (tritt auf.) Wie gehts Dietrich? wie gehts?

Graf Diet. Schlimm genug. Es iſt als ob ein Geſpenſt hinter ihnen drein wäre. Zwey Hauffen ſind gewichen.

Kön. Heinr. Nur muthig! muthig! Wer iſt der Ritter mit dem rothen Federbuſch?

Graf Diet. Es iſt Ulrich von Cosheim! – Fort! Fort! (ab.)

(Das Gefecht wärt fort. König Heinrichs Leute weichen.)

Szene. 3.

Kaiſer Heinrich, Herzog Friedrich; Gefolg.

Herz. Gute Nacht Heinrich der fünfte!

Kaiſ. Heinr. Das war ritterlich gefochten! Gott lohns euch, biß euer Kaiſer es vermag. Friederich! verzeiht, wenn Ungedult mich hinrieß; Ich ſeh's, Gott nimmt ſich des Rechts

noch an, und Aufruhr iſt ihm ein Gräul. — Nein! Nein! eine ſo widernatürliche That konnt' er nicht gut heißen. Wo iſt Ulrich von Cosheim?

Herz. Er ſchlägt ſich noch mit einem Haufen rum.

Kaiſ. Heinr. Braver Ulrich! O! könnt ich euch allen meine Bruſt aufreißen; könntet ihr leſen, wie werth ihr alle euerm guten Kaiſer ſeyd! — Nein, Ritters-Männer, was man euch auch gegen Heinrichen geſagt haben mag, ſein Herz iſt nicht böß.

Szene 4.

Ulrich von Cosheim tritt auf.

Kaiſ. Heinr. Sieh da, Ulrich! willkommen Ulrich, an meiner Bruſt! — Seyd ihr fertig?

Ulrich. Die Schurken ſtehen nicht.

Kaiſ. Heinr. Verfolgt ſie nicht! bedenkt es ſind eure Landsleute.

Ulrich. Sind das Teutſche, die ſich gegen ihren Kaiſer empören?

Kaiſ. Heinr. Vergebt ihnen. Der unnatürliche Böſewicht hat ſie bethört und mich ih-

nen

nen schwärzer gemahlt als den Satan selbst. — Saht ihr ihn?

Ulrich. Wen?

Kais. Hein. Wie soll ich ihn nennen? meinen Sohn? das ist er nicht. Heinrich? nein, bey diesem Herzen, er ist kein Heinrich!

Ulrich. Ich sah ihn.

Kais. Heinr. Konntest du ihn nicht fahen? — Ein Glied dieses Arms gäb ich drum, wenn dieses unnatürliche Ungeheuer von der Erde vertilgt würde. — Doch nein! Er soll leben! Geächtet, soll er ein schandvolles unstätes Leben mit sich schleppen; Als ein Schurke hat er gelebt und jeder Schurke soll ihn tödten dörfen; denn er verdient nicht den glorreichen Todt von eines Rittershand.

(Ein Ritter tritt auf.) Gnädigster Herr!

Kais. Heinr. Was giebts?

Ritt. Ein Herold vom König Heinrich; er will zu euch.

Kais. Hein. Vom König Heinrich? wie? er schickt zu mir? laßt ihn kommen.

(Ritter ab.)

Szene

Szene 5.

Kaiſ. Heinr. Was denkt ihr von dieſer Botſchaft, Friedrich?

Herz. Ich denke, daß Heinrich geſchlagen iſt.

(Herold tritt auf.)

Kaiſ. Heinr. Was bringt Ihr?

Herold. Friede, Gnädigſter Kaiſer! König Heinrich entbietet euch ſeinen kindlichen Gruß.

Kaiſ. Heinr. Seinen kindlichen Gruß?

Herold. Und bittet euch demüthigſt, ihr wollet alle Fehd einſtellen und Bottſchafter zu ihm ſchicken, daß ſie wegen der Ausſöhnung unterhandeln; daß aller Groll verbannt werde und ihr ihm wieder eure vätterliche Huld zuwendet.

Kaiſer Heinrich. Iſt das meinem Sohn Ernſt?

Herold. Bey Gott es iſts, und er befahl mir euren Bothſchafter mitzunehmen und ihm freyes Geleit zu geben, hin und wieder zurück.

Kaiſ. Heinr. (Zieht Herzog Friedrich auf die Seite.) Was meint ihr, Herzog?

Mein

Mein Sohn unterwirft sich! Heinrich unterwirft sich! — Soll ich den Bothschafter abschicken?

Herz. (Zückt die Achseln.) Thut, was ihr meint.

Kais. Heinr. Wollt ihr die Bothschaft wohl übernehmen, lieber Ulrich?

Ulrich. Verschont mich Kaiser! Ihr wißt, mit dem Schwerdt nehm ichs mit jedem auf, aber ich bin ein schlechter Redner.

Kais. Heinr. Laßt euer Herz sprechen, Ulrich! Ihr liebt mich, was brauchts da Redekunst.

Ulrich. Hab ich nicht den ganzen Tag für euch gestritten?

Kais. Heinr. Du hast recht. Es ist billig, daß du ruhst. — So geh du hin, Erdmann von Bärnstädt! Sag ihm: Wir entbiethen ihm unsern Kaiserlichen Gruß; will er das Schwerd des Aufruhrs niederlegen, sich als ein aufrührischer meineidiger Sohn zu unsern Füssen werfen und um Gnade bitten, so — geht, sagt ihm das.

Rit. Erm. Wohl! mein gnädiger Herr.

(ab.)

Szene

Szene 6.

Kaiſ. Heinr. (Ruft ihm nach.) Erdmann!

Rit. Erdm. Was iſt's noch?

Kaiſ. Heinr. Sagt ihm auch, daß ſein Ungehorſam mein vätterliches Herz tödlich verwundet hat; daß er eilen ſoll, mich zu ſehen, eh' ich aus Jammer über ihn, in die Grube fahre! – Und nun zieht in Frieden.

Ritter Erdmann. Wohl, mein Kaiſer!

(ab.)

Szene 7.

Kaiſ. Heinr. (Unruhig umhergehend, ruft ihm nach.) Ritter Erdmann!

Rit. Erdm. Hier bin ich!

Kaiſ. Heinr. Sagt ihm auch, daß ihr den armſeligen Reſt dieſer von Widerwärtigkeit gebleichten Haare; daß ihr dieſe Thränen geſehen habt, die Jammer über ihn, tief aus meiner Seele herauf preßt! – Sagt ihm, daß der Kaiſer zürne, aber daß der Vatter ihm vergiebt,

giebt, und nun geht und eilt euch! — Lebt wohl!

(der Herold und Ritter Erdmann ab.)

Herz. Seyd ihr fertig?

Kaiſ. Heinr. Hab ich zu wenig geſagt?

Herz. Ich bitt euch, erlaubt mir, daß auch ich ihm etwas auftrage.

Kaiſ. Heinr. Und?

Herz. Friedr. Daß ihr ihn fußfällig bittet, euch ſeine kaiſerliche Huld zu ſchenken. Bey Gott! das fehlte noch.

Kaiſ. Heinr. Herzog, Ihr vergeßt euch. — Was ſagſt du, Ulrich?

Ulrich. O! ich erſticke!

Kaiſ. Heinr. Wie?

Ulrich. Haben wir darum dieſe Buben gejagt? Darum unſer Leben für euch gewagt? Darum Blut vergoſſen und Narben geholt, daß ihr vor eurem Sohn kriechen wollt? vor eurem rebelliſchen Sohn? Ich bitt' euch, wer von euch iſt Sieger? Er, oder Ihr?

Kaiſer Heinrich. Vaterlieb, Ulrich! — Nein! nein, ich ſchäme mich meines Herzens und meiner Schwachheit nicht! — Ich bin Vater und wenn die ganze Natur ſich gegen

mich

mich verſchwört und wenn alle Elemente über mich fallen, ſo werden ſie den Drang des Bluts nicht aus meinem Herzen heben, das nach ſeinem Blute ſchreyt.

Herz. Es iſt Büberey dahinter, ihr werdets erfahren.

Kaiſ. Heinr. Immerhin! Meine Seele iſt rein, wie Gottes Engel. – Doch denkt nicht ſo arges. Iſts denn ſo unnatürlich, ſo was ſeltſames, daß der Sohn ſeinen Vater lieb:? O! Iſt das, Friedrich, ſo will ich mit euch zu Wölfen und Bären flüchten. – Kommt Friedrich! Kommt Ulrich! Ich kanns einmal nicht ändern. Ich wollt die ganze Welt wär mein und liebte mich.

Ulrich. Ihr ſeyd zu gut.

Kaiſ. Heinr. Dein eignes Herz ſtraft dich Lügen. – Ich will lieber Heinrich der Unglückliche, als Heinrich der Strenge heiſen! Kommt Kriegskammeraden! laßt uns unſre Haufen muſtern, indeß Erdmann zuruck kömmt.

(alle ab.)

Szene

Szene 8.

(König Heinrichs Zelt.)

König Heinrich; Graf Dietrich; Pfalzgraf Arnold; Ritter von Bärnstett, Gefolg.

Kön. Heinr. Würklich Erdmann v. Bärnstett, das trug er euch auf?

Rit. Erdm. Das waren seine Worte.

König Heinrich. (Zum Graf Arnold.) Habt ihrs gehört? Merckt ihr, daß der Alte kindisch wird?

Pfalzg. Arn. Das sagt' ich euch längst.

Kön. Heinr. Was meint ihr, Erdmann? kann ichs wohl wagen, in Heinrichs Lager hinüber zu gehen?

Rit. Erdm. Ihr könnts. Ich will hier zur Geißel bleiben. In Heinrichs Lager seid ihr so sicher, als im Himmel selbst.

Kön. Heinr. Meint ihr ein Verbannter werd Treu und Glauben halten? Ein Mann den der heilige Stuhl in Bann that? Oder meint ihr, er that das ohne Grund?

Rit. Erdm. Jeder sorg für seine Zeche.

Kön. Heinr. Erdmann! Und ſo einem Manne hangt ihr an? So einem Manne dient ihr? einem Manne, ſag' ich? Einem kindiſchem Greis, den die Laſt der Jahre den Kopf ſchwindlich gemacht und Wolluſt entnervt hat.

Rit. Erdm. Ihr thut ihm unrecht; bey meiner Seele, ihr thut ihm unrecht.

Kön. Heinr. Und gegen wen empört ihr euch, Erdmann? Gegen den jungen Heinrich, in ſeiner vollen Mannskraft! Von den Fürſten Teutſchlands geliebt und zum Thron gerufen! Beym Himmel, wär das auch ritterlich gehandelt, ſo iſts doch nicht klug gethan. – Wie lang meint ihr, daß mein Vater es treiben wird?

Rit. Erdm. Wahr, ſehr wahr!

Kön. Heinr. Tage, Monate, einen Spann Jahre! und wer ſteigt dann auf den Thron? wer kann dann ihn Heinrich dem Fünften ſtreitig machen?

Rit. Erdm. Alles wahr!

Kön. Hein. Ich bitt euch, Erdmann! wie lang denkt ihr noch zu leben? wie lang?

Rit. Erdm. In Gottes Hand ſtehts.

Kön. Heinr. Was meint ihr, das euer Lohn ſeyn wird, wenn ich auch erſt nach des

Vaters

Vaters Tod auf den Thron steige? Bedenkts, als Rebell erscheint ihr vor mir! Bedenkts wohl!

Kit. Erdm. Ich bedenks, leider ich bedenks!

Kön. Heinr. Seid ihr nicht der Bärnstätt mit dem ich so oft zu Goslar als Knabe spielte? Es war ein Bärnstätt dort, deucht mich.

Kit. Erdm. Ich bins, König! der nemliche.

Kön. Heinr. Ihr seyds? – Himmel, wie die grillenhafte Zeit mit uns spielt! Hätt ich mir traumen lossen, daß Erdmann, der Erdmann, der mir als Knabe so lieb war, der immer auf meiner Seite war, wanns Schläge setzte, einst als Feind und Empörer vor mir stehen und auf mein Verderben sinnen würde?

Kit. Erdm. Nein! König, das thu ich nicht; ich lieb euch und deswegen übernahm ichs, euch auszusöhnen.

Kön. Heinr. Das ist umsonst! Heinrich ist im Bann und der heilige Stuhl hat mirs verbothen. – Hört, ich kannt euch sonst als einen edlen Mann, gierig nach Grösse; geizig nach Ehre und Ruhm und über andre empor strebend! – Hat die Zeit all diesen edlen Durst in

euch gelöscht? Hat sie, gleich der Schlange euch mit der jugendlichen Haut auch die Kraft genommen?

Rit. Erdm. Nein, nein! das hat sie nicht!

Kön. Heinr. Hat sie das nicht? Was wollt ihr denn bey dem alten Heinrich? Was ist dort zu holen, als Schande und Tod? Womit wird er eure Dienste lohnen? Was kann er? Was vermag er? Ringt ihr um den Ruhm, sein Leichenbegleiter zu seyn? – Erdmann! Erdmann! wie sehr betrog ich mich an euch!

Rit. Erdm. Was wollt ihr, mein König? was verlangt ihr, daß ich thun soll?

Kön. Heinr. Was euer Schutzgeist verlangt. Verlaßt dieses Gespenst von einem Kaiser, dieses Todtengeripp kaiserlicher Hoheit. Kommt, vereinigt euch mit uns: kommt in den Schooß eures Kraftvollen Jugendlichen Kaisers, eures Freunds! Hier giebts Sättigung für euren Durst! Hier giebts Ehre und Lohn für euren Ehrgeiz! kommt! – Ihr besinnt euch?

Rit. Erdm. Ich hab eurem Vater geschwohren.

Kön.

Kön. Heinr. Der Römiſche Stuhl ſprach alle Bürger des teutſchen Vaterlands von Eyd und Pflicht gegen ihn loß.

Rit. Erdm. Bin ichs allein? Warum folgen ſo viele ſeinen Fahnen? Soll ich allein ſie verlaſſen?

Kön. Heinr. Hier kommt jemand, fragt dieſen darum.

(Marckg. Eckbert. tritt auf.)

Kön. Heinr. Nun wie gehts?

Marckg. Eckb. Die Unſrige haben zwo Stunden von hier ſich geſammlet und ſechs von Heinrichs Haufen ſind bey uns.

Ritt. Erdm. Was ſagt ihr? ſechs von unſern Haufen?

Marckg. Eckb. Mit ihren Fahnen und Hauptleuten; bald, hoff, ich ſollen die übrige folgen.

Ritt. Erdm. Iſts möglich? und das in dieſer Eile? und wie gieng das zu?

Marckg. Eckb. Kaiſer? —

Kön. Heinr. Sagts ihm immer, ſagts ihm.

Marckg. Eckb. Ruthard schickte Kundschaffter in euer Heer und streute Briefe aus, wo allen die es mit Heinrichen halten Verdammniß gedroht wird, an Leib und Seel; das würkte!

Kön. Heinr. Brav Ruthard! brav, lieber Ruthard! hört ihrs nun Ritter?

Ritt. Erdm. Beym Himmel, ich faß es nicht! wach ich, oder träum ich?

Kön. Heinr. Wie viel sind noch der Haufen bey Heinrich?

Marckg. Eckb. Vier; meist Schwaben.

Kön. Heinr. Ha! die muß man anders ankörnen, spart nichts. Und vor allen sucht den Hohenstaufer ins Garn zu locken. Denn wenn der ihnen fehlt, so laufen sie gewiß. Geht Eckbert! (Eckbert ab.)

Szene 9.

Kön. Heinr. Was denkt ihr nun, Ritter? was nun?

Ritt. Erdmann. (der nachdenkend da stand.) Ist die Zeit ein Riese geworden, daß sie über Jahre hinweg schreitet wie über Minuten? beym Himmel, ich faß es nicht.

Kön.

Rön. Heinr. Lern die Menſchen kennen. Furcht iſt das mächtigſte Trieb-Rad das ſie beherrſcht; Erſt nach ihm kommt Eigennuz. — Wilſt du nun allein bey meinem Vater ſtehen? Wilſt mit deinem Haufen an meinem ganzen Heer zum Ritter werden?

Szene 10.

(Graf Dietrich tritt auf.)

Rön. Heinr. Woher, Graf Dietrich?

Graf Diet. Vom Lager, Herr! Heinrichs Heer iſt unſer; noch ſind zwey Haufen bey ihm.

Rön. Heinr. Welche?

Graf Dietr. Des Hohenſtaufers und eurer, Bärnſtett.

Rön. Heinr. Nun, Ritter, wollt ihr gegen eure eigne Landsleute kämpfen? — wollt ihr nicht zu uns herüber tretten, Edler Ritter?

Ritt. Erdm. Laßt mich erſt ſehen, ob all dem ſo iſt; laßt michs ſehen!

Rön. Heinr. Führt ihn hin auf die Anhöhe!

(Graf Dieterich und Ritter Erdmann ſteigen auf einen nahen Hügel.)

Graf Dietr. Seht ihr dort Eginharts Panier? und Wolfs? dort Graf Hartmanns Haufen? wie sie herüber wallen! — Noch ein Zug! wieder einer!

Kön. Heinr. Ihr seht, Gott streitet mit uns! wir haben sie geschlagen, ohn' einen Schwerdstreich.

Graf Dietr. Bey Gott, ein Theil von eurem Haufen reißt aus. Sie sehen nach euch! — Seht ihrs?

Ritt. Erdm. (steigt herab.) Ich sehs! mit schwerem Herzen seh' ichs! — Es ist geschehen, Kaiser! ich und die Meinige sind euer.

Kön. Hein. Seyd uns willkommen, tapfrer Bärnflett! wir werdens euch Kaiserlich lohnen. Geht, daß die Eurige sich vollends bey euch sammeln.

(Ritter Erdmann geht ab.)

Szene II.

Begleitet ihn, Marckgraf! — Ihr Dietrich, seht nach, ob ihr den Alten fangen könnt; bedenkt, meine Ruhe, Teutschlands Ruhe hängt daran.

Graf Dietr. Was wollt ihr mit ihm?

Kön.

Kön. Heinr. Was ich will? meint ihr, mir dürstet nach seinem Blut? – Ins Kloster mit ihm; Das Brevier in seine Hände, statt des Zepters und eine Krone von Haaren; wie sich's für seinen alten Kopf schickt. Da kann er durch Horen und Litaneyen seine Sünden büßen und sich den Himmel erwerben.

Graf Dietr. Weiter nichts?

Kön. Heinr. Was weiter? – Geht, seht auf, ob Hohenstauf gefangen ist. geht!

(Graf Dietrich ab)

Szene 12.

Kön. Heinr. Endlich! Endlich am Ziel meines Strebens!

Szene 13.

(Ruthard tritt auf.)

Kön. Heinr. Willkommen Ruthard! willkommen Simson! Eure Schreiben haben Wunder gethan. – Ist noch viel Volks in Heinrichs Lager?

Ruth. Bald werden die Eulen und Sperlinge dort nisten.

Kön. Heinr. Wo iſt Heinrich?

Ruth. Er iſt fort! auf der Flucht; ſie ſezen ihm nach.

Kön. Heinr. Haben ſie den Hohenſtaufer gefangen?

Ruth. Sie hatten ihn, aber er hat ſich durchgeſchlagen wie ein Löwe. Zehen von den Ihren hat er mit eigner Fauſt erlegt. Aber ſie habens ihm auch wieder erſezt.

Kön. Heinr. Und ſein Haufe?

Ruth. Der zerſtreute ſich, ſo bald Friedrich fehlte, wie der Wind die Spreu. — hierhin, dorthin; Meiſt nach ihrer Heymath.

Kön. Heinr. Du haſt mir einen großen Dienſt gethan! Kommt! kommt, die Sonne ſinkt! — Man muß weiter rücken! Man muß den Ueberläufern nicht Zeit laſſen, ſich zu beſinnen. Kommt, beſezt Heinrichs Lager und dann weiter!

(alle ab.)

Szene

Szene 14.

(Gegend in Bayern, an der Böhmischen Gränze. Nacht; Waldung.)

Kaiser Heinrich auf der Flucht. Ulrich von Cosheim.

Kais. Heinr. Bärnstett! Bärnstett!

Ulrich. Um Gotteswillen, Kaiser, schweigt; wir sind noch nicht weit vom Lager.

Kais. Heinr. Laßt mich; laßt mich schreyen, so lang ich noch kann! – Ich will schreyen, bis meine Seele mit heraus dringt! Ich will schreyen, daß mans vom Aufgang bis zum Niedergang hören soll: – Heinrich ist schändlich, schändlich verrathen! – Ich will schreyen und wenn in diesem großen Reich – das einst mein Reich war, und in dem nicht ein Erdklos mehr mein ist – wenn noch Ein Teutscher lebt, so muß mein Geschrey ihm ans Herz dringen; Es muß ihn rühren und er wird zu seinem Kaiser zurück kehren! – Ich will all' meine Pein in Einen

Schall

Schall zusammen preßen; man hat von schwächerer Melodey gehört, daß sie Steine bewegt hat! –

Ulrich. Heinrich, Heinrich! wie schweift deine Einbildung umher? man verfolgt uns; die Sonne steigt hinab.

Kais. Heinr. Steigt sie hinab? o! so laß uns mit ihr hinab steigen! laß uns glorreich und Majestätisch mit ihr hinabsteigen und nie wieder auf dieser Erde erscheinen! – oder glaubst du, sie werde wieder aufgehen? Nicht so, Ulrich! Sie haßt Finsterniß und diese That ist schwarz wie die Hölle.

Ulrich. Beim Himmel, es war unerhört.

Kais. Heinr. O wär es ungeschehen! – Ists möglich, ist der Mensch so tief gesunken, daß ein so meuchelmörderischer Verrath, eine so schändliche Büberey in eines Menschen Herze Keimen und wachsen konnt? Und, barmherziger Gott, in weßen Herz? das aus diesem Stoff gemacht ist, das von meinem Blut gewebt ist? O Ulrich, Ulrich! das ist das schrecklichste.

Ulrich. Ihr habt Recht, er ist nicht aus eurem Blut.

Kaiſ. Heinrich. Mein Blut? Gifft, ſcheußliches Gift fließt in ſeinen Adern.

Ulrich. Laßt uns nun weiter! – Ich höre, man ſezt euch nach.

Kaiſ. Heinr. Ich kann nicht. Ulrich, ich kann nicht. Laß mich hier einen Augenblick ruhen. (Er ſezt ſich auf einen Stein.) Ein harter Siz; doch mir biſt du ſanfter, als die Pflaumen dem, der dies Bubenſtück erſann; bey Gott, ich tauſch nicht mit ihm.

Ulrich. Mir brennt die Sohle.

Kaiſ. Heinr. Beßer als das Herz! – was fehlt dir?

Ulrich. Wenn ſie euch nun greifen?

Kaiſ. Heinr. Was dann? Beym Himmel, eine herrliche That, ſo eine Handvoll Tage zu morden, die ich noch zu leben habe.

Ulrich. Wenn ſie euch aber zur Schau im Reich herum führen?

Kaiſ. Heinr. Laß ſie mich herum führen! Bey Gott, es müßt ein lehrreiches Schauſpiel ſeyn: einen alten grauen Mann, welck von Jammer, niedergebeugt von Verrätherey; Nicht überwunden, aber meuchelmörderiſch verrathen; unſchuldig, rein und Kaiſer. Und nun eine Krone auf dieſen alten Kopf und Lum-

pen

pen um ihn her gehängt! – Laß ſie mich herführen, ſag' ich: Es ſoll ein lehrreiches Schauſpiel für alle Monarchen werden, und die Schmach davon wird auf der Verräther Kopf fallen.

(Ein Hirt treibt durch den Wald und pfeift.)

Ulrich. He da! Was iſt das?

Kaiſ. Heinr. Stille; es iſt ein Hirt der ſeiner Hürde zutreibt. Stör ihn nicht.

Hirt. (ſingt.)

„ Da ſprach der Herzog Gozilo *)
„ Ich laß euch nicht von hinnen!
„ Allein die blaue Dame rief:
„ He! was wollt ihr beginnen? u. ſ. w.

Kaiſ. Heinr. Hörſt du! Es iſt das Lied vom Herzog Gozilo. – Weiſt du, wie's Gertraud uns vorheulte? O Kindheit! Zeit! Vergangenheit, Erinnerung! Gott! wie mich das armſeelige Liedlein niederdrückt, mehr als alle meine Leiden.

Hirt. He! Wer ſpricht da?

Kaiſ. Heinr. Gut Freund; wo treibſt du hin?

Hirt.

*) Volk's Lied damaliger Zeit.

Hirt. Ins Weiler, Herr! Wo sonst?

Kais. Heinr. Wie weit ists dahin?

Hirt. Wohl eine Stunde.

Ulrich. Wie weit habt ihr dann noch an der Böhmen Gränz?

Hirt. Wird vier Stund seyn.

Kais. Heinr. Bist du so froh, daß du singst.

Hirt. Ja, Herr, froh! Drum möcht ichs seyn; wens Brod nicht fehlte und die Kinderlein zu Hauß nicht schrien. — Schenkt mir was, lieber Herr; Gott wirds euch lohnen.

Kais. Heinr. Wie? (er sucht.) Ich hab nichts. He! Ulrich gieb, hast du nichts, gar nichts?

Ulrich. Wunden, Herr, und Beulen.

Kais. Heinr. Himmel, so tief ist Heinrich gesunken, daß kein Bettler ärmer ist als er! Ich hab Länder verlohren und mir thats nicht so weh, als daß ich dem Elenden eine Gab versagen soll. (zu den Hirten.) Komm her; wie heißt du?

Hirt. Wie heißt ihr?

Kais. Heinr. Wie? Ich bin der Kaiser.

Hirt. (lacht; geht singend weiter.)

„ Da sprach der Herzog Gozilo u. s. w.

Kais. Heinr. Was denkst du, Ulrich?

Ulrich. Was denkt ihr, Heinrich, euch dem Buben anzuvertrauen?

Kais. Heinr. Es entfuhr mir. Doch meinst du, er glaubts? Er hält mich für wahnsinnig. — Sieh, Ulrich, so ein armseelig Ding ist um einen Kaiser! Er ist Nichts; er hört auf zu seyn; wenn er nichts mehr zu geben hat.

Ulrich. Nun, laßt uns weiter!

Kais. Heinr. Wohin?

Ulrich. Nach Böhmen; zum König Wratislaus. Er ist ein edler Mann, er verdankt euch alles; er ist euer Freund.

Kais. Heinr. (lacht.)

Ulrich. Was lacht ihr?

Kais. Heinrich. Ulrich, dieses Lachen ist wie die Zuckung eines Sterbenden! Danckbarkeit, sagst du? Mein Freund? — Unerhört! Unerhört! Doch was staun ich! Die Münze ist Münze und hat nur das Gepräg verändert. Trug ist Politik, Verrath, Staatsstreich; Freundschaft, Meuchelmord!

Ulrich.

Ulrich. Und ihr sagt das zu Ulrich von Cosheim?

Kais. Heinr. Zu dir, Ulrich; denn Ein Edler unter dieser Zahl von Verräthern, Ein Sandkorn gegen den Sand am Meer; was will das?

Ulrich. Es gibt der Schurken viele, Herr, und wenn die der liebe Herr Gott auf seinem Erdboden duldet, so müßen wirs auch dulten; aber es giebt auch brave Männer.

Kais. Heinr. Wo sind sie? Wo ist Erdmann? wo Otto? wo Eginhard? wo Friedrich?

Ulrich. Der Hohenstaufer? Wenn der ein Verräther ist, so sagt, daß Tag Nacht, und Sonne Finsterniß sey. – Sie haben ihn gewiß gefangen, oder er sucht euch auf.

Kais. Heinr. Und du, alter Ulrich, wagstis bey mir zu bleiben? Vergißt, daß die Pest meines Unglücks dich anstecken wird?

Ulrich. Mags' doch! – Kommt Kaiser, laßt den Muth nicht sinken! So lang der Mensch noch athmet, hats mit ihm noch keine Noth. Laßt uns nach Böhmen ziehen. Der König wird uns Volk geben und wir wolzen diesen Verräthern nach, und ihre Schand-

that mit blutigen Zügen ins Buch ihres Lebens schreiben.

Kaiſ. Heinr. (Der nachſinnend an einem Baum lehnte.) Du haſt Recht, Ulrich. Auf! Noch bin ich Kaiſer! Sie können alles mir rauben, nur dieſes Herz nicht! – Laß uns das Geſpenſt der Gefahr bey den Haaren faſſen, laß uns mit ihm ringen und es nieder drücken, oder mit Ehren untergehen! – Komm, Alter, wo geht der Weg nach Böhmen?

Ulrich. Dort ſeh ich Licht in einer Hütte; laßt uns drauf zu, daß man uns den Weeg zeige.

(Eine Strohhütte tief im Wald.)

(Kaiſ. Heinrich und Ulrich pochen an. Ein junges Weib in Lumpen gekleidet, macht auf.)

Weib. Was gibts?

Kaiſ. Heinr. Zwey arme Wanders Leute.

Weib. Was wollt ihr in dieſem Wald?

Kaiſ. Heinr. Fürchte dich nicht! daß du den Weeg nach Böhmen zeigſt, wir haben uns verirrt.

Weib. Mein Andres ſoll mit euch laufen, biß an die hohe Straße.

Kaiſ.

Kaiſ. Heinr. Habt ihr nichts für uns zu trinken? Uns dürſtet.

Weib Warum nicht? hier iſt Milch!

Kaiſ. Heinr. Wir könnens euch nicht zahlen. – Man hat uns alles genommen.

Weib. Thut nichts! Nehmt nur. (giebt ihm einen Topf Milch.) Seyd ihr ſo arm?

Kaiſ. Heinr. Ach wohl arm; Arm an Haabe, aber reich an Wiederwärtigkeit.

Weib. Lieber Gott, es ſind ſchlimme Zeiten. Wer hats euch genommen?

Kaiſ. Heinr. (trinkt) – Soll ichs euch ſagen? Mein Sohn! Mein leiblicher Sohn!

Weib. Euer Sohn? das iſt unnatürlich.

Kaiſ. Heinr. Nicht wahr?

Weib. Wars viel, das er euch nahm?

Kaiſ. Heinr. Viel und wenig, wie ihr wollt; Groß, groß, aber hohl – wie ein ausgeblaſens Ey.

Weib. Was man jezt doch hört! der Sohn ſeinem leiblichem Vater! und ſo einem alten Mann!

Kaiſ. Heinr. Ja wohl! ja wohl.

Weib. Wie alt ſeyd ihr wohl?

Kaiſ. Heinr. Der Zeit nach, ein halbes Jahr hundert und drüber; dem Elend nach,

ein Jahrtauſend. — Gott lohn euch dieſen Trunk! – Hört, ich kanns nicht übers Herz bringen, daß ich euch nicht lohnen ſoll. Möchtet ihr wohl dieſe Kleider? ihr ſeht, es iſt Gold dran und glänzt.

Weib. Warum nicht? Aber was habt ihr?

Kaiſ. Heinr. Gutherziges Weib! Sorgt nicht; Was ſoll mir dieſer Prunck? Gebt mir einen leichten leinenen Kittel dafür, wie's zu Wanderſchaft taugt.

Weib. Den ſollt ihr haben.

(Sie geht ins Innre der Hütte.)

Kaiſ. Heinr. Meinſt du nicht, Ulrich, wir thun beſſer, wir werfen dieſen Flitter-Staat von uns, der uns nur verräth?

Ulrich. Allerdings.

Kaiſ. Heinr. Hinweg alſo, alles was nach Verrath riecht! – Hinweg mit dieſem glänzenden Bettlermantel! (Er kleidet ſich aus.) Da liege Kaiſerlicher Staat! O! könnt ich all' meinen Jammer, könnt ich die Erinnerung all meiner Leiden mit dir abſchütteln! –

(Weib kommt mit leinenen Jacken zurück.)

Weib. Es ſind freylich nur ſchlechte Jacken und flimmern nicht.

Kaiſ.

Kaiſ. Heinr. Liebes Weib! Was ſchimmert wird leicht ſchwarz. — Oh! Das iſt ein Kaiſerlicher Anzug!

Weib. Ihr vexirt euch.

Kaiſ. Heinr. Bey meinem Leben nicht! (ſie kleiden ſich an.) Und nun wo iſt euer Andres?

Weib. Nicht funfzig Schritte von hier paßt er auf ein Wild. Ich geh mit Euch, ich will nur erſt mein Kind ſtillen; er greint ſonſt. (Sie ſezt ſich ins innre der Hütte.)

Kaiſ. Heinr. Iſts ein Bube?

Weib. Freylich Herr! Mein zweytgebohrner.

Kaiſ. Heinr. Euer zweytgebohrner? O! Weib, Weib! beym Barmherzigen Gott ſag ich euch, ſtillt ihn nicht; erwürgt ihn, eh er aufwächſt! — Es iſt eine Natter die eure Bruſt vergiften wird. — Erwürgt ihn, ſag ich!

Weib. Wie? Was meint ihr?

Kaiſ. Heinr. Verſteht ihr nicht? Mein zweyter Sohn wars, der mich beraubte, mein zweyter, der mich ſchändlich ermordet! —

Oh - fort, fort! laß uns voran gehen! ich halt den Anblick nicht aus. (ab.)

Vierter Akt.

Szene. 1.

(Lager bey Coblenz, in der Ferne das Schloß Böckelheim.)

König Heinrich, Pfalzgraf Arnold, Ruchard, Graf Dietrich, Gefolg.

Kön. Heinr. Er ist in der Nähe, sagt ihr?

Graf Dietr. Nicht zwey Meilen von hier.

Kön. Hein. Tod und Teufel! Verfolgt mich nicht der Alte wie ein Gespenst? Denk ich ihn funfzig Meilen von mir, so ist er mir auf dem Nacken. Wo kommt er her?

Graf Dietr. Aus Böhaim, vom Wratislaus,

Kön. Heinr. Hat ihn der Rebelle aufgenommen?

Graf

Graf Dietr. freundlich wie man ſagt und ihn mit Geld und Volck verſehn.

Kön. Hein. Hat er viel Volcks bey ſich?

Graf Dietr. Volcks genug um eurer Hand voll Leute Tagarbeit zu geben.

Kön. Heinr. Wachſen ihm denn die Menſchen wie die Schwämme? Ruthard, ich halts nicht länger aus; wo ich mich umſehe, iſt er hinter mir. Er iſt wie die Hundertköpfige Schlange, für Einen Kopf wachſen ihm zehen.

Ruth. Haut ſie alle Hundert ab. So lang er frey iſt, habt ihr in Teutſchland nicht Ruhe. — Lieber Heinrich! den Fürſten iſts darum zu thun, dieſen Streit zu verlängern. Ihre Hörner wachſen, indeß ihr euch die eurige abſtoßt.

Kön. Heinr. Beym Himmel! ihr habt recht; aber wie fangen wirs an?

Graf Dietr. Greift ihn an!

Kön. Heinr. Sind wir auch ſtarck genug?

Graf Dietr. Das iſt keine Kaiſerliche Frage.

Ruth. Führt uns das zum Zweck? Wie leicht, daß er ſelbſt uns wieder entrinnt und um ihn iſts uns doch zu thun.

Kön. Heinr. Was alſo Raths?

Ruth. Was Gewalt nicht vermag, vermag Liſt. Schickt eine Botſchaft an ihn.

Kön. Heinr. Meinſt du, er hat Regensburg vergeſſen?

Ruth. Laßt mich dafür ſorgen, ich kenn' den Alten, ich ſelbſt will der Bote ſeyn. Das übrige hernach.

Kön. Heinr. Dietrich! Arnold! Laßt uns jezt allein.

(Pfalzgraf Arnold ab.)

Szene 2.

Graf Dietr. Kaiſer!

Kön. Heinr. Was verlangt ihr?

Graf Dietr. Ich bitt, Ihr wollt mich entlaſſen.

Kön. Heinr. Wie, Dietrich?

Graf Dietr. Ich tauge nur zum Kampf, wo man Aug gegen Aug, Stirn gegen Stirn ficht; das iſt all meine Kunſt. Ich ſeh', ihr führt einen Pfaffen-Krieg. Da bin ich nichts nütze. Laßt mich heim, daß ich meine Nachbarn klopfe, die mir Fehd angekündigt haben.

Kön. Heinr. Wir werden hernach davon ſprechen.

Graf

Graf Dietr. Wenn ihr wieder kriegt, wo's aufs Schwerd ankommt, wo's Ehre zu holen giebt, da laßt mich ruffen; da bin ich euer Mann! Lebt wohl. (ab.)

Ruth. Laßt den ungestümmen Wildfang ziehen; wir brauchen sein nicht! kommt! kommt! (ab.)

Szene 3.

(Lager bey Coblenz.)

Kaiser Heinrich, Ulrich von Cosheim, Gefolg.

Ein Böhmischer Ritter. Hat deine Majestät noch irgend was an meinen Herrn zu befehlen? Denn es ist Zeit, daß ich heim ziehe und ihm von euch Nachricht bringe, wie ichs versprach.

Kais. Heinr. Nein Ritter! Zieht hin in Frieden! Sagt eurem edlem König, daß des alten Heinrichs Herz von Dank gegen ihn überströmt, daß er gern einen Theil desselben euch für ihn mit gäbe, wenn er könnte! Grüßt mir die gute Zuatava sein edles Weib! und nun lebt wohl! Gott geleit euch!

Ritter. Lebt wohl, mein gnädiger Herr! (ab.)

Szene 4.

Kaiſ. Heinr. O! Ulrich! Ulrich! Wer hätte das gedacht, als wir von Bayern flüchteten.

Ulrich. Sagt ich's euch nicht?

Kaiſ. Heinr Bey Gott! wenn Unmuth je verzeihlich iſt, ſo war er's dort. Hat man je von einem ſchändlichern Bubenſtück gehört? doch ich erkenns, Redlichkeit iſt noch nicht von der Welt verbannt. Zwar ſchleicht ſie unbekannt und ungeſchäzt umher, aber wer ſie kennt und ſucht, der findet ſie. – Das ſah ich an dir, edler Wratislaus! und an dem biedern Wipprecht von Groitzſch. Habt ihrs gehört, die Fürſten ſind auf Maynz gezogen.

Ulrich. So ſagt man. -- Und euer Sohn ſteht nicht weit von hier.

Kaiſ. Heinr. Hat er viel Volks bey ſich?

Ulrich. Herr! Wir wollen ſie zälen, wenn ſie auf dem Schlachtfeld liegen.

Kaiſ. Heinr. Geht, Ulrich; laßt uns dieſem Böſewicht entgegen rücken, eh' er ſich nach Maynz ziehen kan; Laßt zum Aufbruch blaſen. Fort!

Ulrich.

Ulrich. Recht so Kaiser! wir wollen ihnen auf den Leib rucken und unsre Schwerder zugleich mit dem Willkomm in ihre Gurgeln stosen. (ab.)

Szene 5.

Ein Ritter kommt. Kaiser, ein Herold ist da vom König Heinrich und verlangt sichres Geleit für seinen Bottschafter.

Kais. Heinr. Fragt, wer er ist. – Beym Himmel, sie denken mich alten Mann zu spotten; aber sie sollen fühlen, daß ich gleich dem Salamander im Feuer der Gefahr groß und jung werde.

Ritter (kommt wieder.) Es ist Ruthard.

Kais. Heinr. Ruthard? – Laßt ihn kommen und gebt ihm sicher Geleit.

(Ritter ab.)

Szene 6.

Kais. Heinr. Dieser Ruthard ists, der gegen mich sich empörte, weil ich ihm der Juden unrechtmäßig geraubtes Gut entrieß. Sind sie nicht Menschen wie wir? – Seht, das sind die Unbilden, die meine Feinde mir aufbürden. – Ich will doch sehen, was er bringen wird.

Szene

Szene 7.

Ruthard tritt auf.

(Er wirft ſich dem Kaiſer zu Füßen)

Mein gnädigſter Kaiſer!

Kaiſ Heinr. Steht auf! das hättet ihr eher thun ſollen, oder nie! – was bringt ihr?

Ruth Euer Sohn Heinrich –

Kaiſ. Heinrich. Ich habe keinen Sohn mehr; wer ſchickt euch?

Ruth. König Heinrich.

Kaiſ. Heinr. Ha! ich beſinne mich; es war einſt ein Heinrich, den ich zu Aachen zum Römiſchen König krönen ließ; nicht wahr? war ichs? – So! was macht er? was will er?

Ruth. Euch ſehen.

Kaiſ. Heinr. Mich? denkt er vielleicht, ich ſey ihm nachgezogen, um ihn willkommen zu heißen? o nein! nein! geht zurück, ſagt ihm, er werd ihn ſehen, aber mit dem Schwerd in der Hand; ihn zu züchtigen, wies einem Verräther, einem ſchändlichen Buben, einem Rebellen gegen Kaiſer und Reich gebührt.

Ruth. Er will ſich euch zu Füßen werfen.

Kaiſ. Heinr. Wie die Schlange? und ſich dann von Glied zu Glied um mich hinauf win-

den.

den und mich erdrücken? – Nein! wir kennen ihn.

Ruth. Er bittet: Gnade! Gnade!

Kaiſ. Heinr. Tauſendfacher Fluch und Verderben über ihn und ſeine Kinder! – doch nein! Unfruchtbarkeit treſe ſein Weib, daß ein Sohn ihm nie die Pein empfinden laße, die er mir zubereitet hat! dieß iſt mein Seegen; der einzige den ich für ihn habe.

Ruth. Heinrich! Heinrich! habt ihr all' euren Feinden vergeben, und eurem Sohn nicht? eurem einzigen leiblichem Sohne?

Kaiſ Heinr. O dem Scheuſaal der Erde! O dem Schaamleſeſten aller Böſewichter! der es wagt, ſich auf das Band des Bluts zu beziehen, das er durch die ſchändlichſte Empörung, durch das unnatürlichſte Bubenſtück zerriſſen hat!

Ruth. Gott iſt barmherzig und verſtößt keins ſeiner Kinder; ihm iſt der reuige Sünder angenehm.

Kaiſ. Heinr. Gott ſieht ins Herz, das kann ich nicht. Sagt mir: Reute es ihm, als er bey Regenſpurg mir meine Leute durch die ſchandvolleſte Verrätherey verführte, und ich, von allen verlaßen, nackt und bloß, gleich ei-

nem

nem Bettler aus meinem eignem Reich flüchtete? warum denn nicht dort und jezt?

Ruthard. Gott hat seine Seele gerührt. Glaubt nicht, daß Zagheit ihn treibt, Gnade zu suchen. Sein Heer ist stark und er scheut die Schlacht nicht; aber er will nicht länger gegen seinen Vatter die Waffen führen.

Kais. Heinr. Warum hat er sie ergriffen.

Ruth. Man hat ihn verführt.

Kais. Hein. Ist er ein Kind?

Ruth. Man sagt' ihm, ihr haßtet ihn.

Kais. Hein. Ich ihn haßen? Haßen?

Ruth. Ihr wolltet ihn vom Thron ausschliesen; ihn den Hohenstaufen zuwenden.

Kais. Heinr. Ich ihn ausschliesen? ihn? Ich bitt euch, ist er nicht mein eignes Blut? der lezte, einzige meines Namens?

Ruth. So hat man ihn bethört. Ihr habt Feinde, Heinrich!

Kais. Heinr. Ich bin Niemands Feind! auch eurer nicht, Ruthard! – Ruthard, und auch ihr habt mich verrathen.

Ruthart. Nehmt meinen Kopf dafür zum Sehnopfer! Nur euren Sohn, euren einzigen, reumüthigen, bethörten Sohn laßt's nicht entgelten. Mit Thränen bittet er euch drum.

Kais.

Kaiſ. Hein. Mit Thränen? — Ha! hat dieſer Tyger auch Thränen?

Ruth. Um Gottes Willen, laßt dieſen Groll fahren.

Kaiſ. Heinr. Es iſt Zeit, daß auch er fühlt was Thränen ſind. Wenn wir abrechnen ſollten, Ruthard; abrechnen mit den Thränen die er, er aus dieſen Augen, dieſem Herzen gepreßt hat — wahrlich ſeine Schuld blieb ſo groß, daß kein Engel ſie tilgen und kein Teufel ſie büſen könnte.

Ruth. Reue tilgt die gröſte Schuld. Was wird der heilige Stuhl, was werden des Reichs Fürſten dazu ſagen, wenn ihr euren reuigen, unterwürfigen Sohn von euch ſtoßt?

Kaiſ. Heinr. Was will er? was fordert er?

Ruth. Eure väterliche Huld, weiter nichts. Er bittet daß ihm erlaubt ſey, allein, ohne Gefolg, zu euch zu kommen, eure Füße zu küßen, euch ſeine Reue und Gehorſam zu bezeugen und eure Verzeyhung zu erhalten. — Bey Gott, das könnt' ihr ihm nicht verſagen. Heinrich war immer euer treuer Sohn. Er hat mehr als Einmal an eurer Seite geſtritten und iſt ein edler Jüngling. Was iſt Ein Fehltritt, gegen ſo

viel

viel Tadellose Jahr? laßt euch erbitten, Kaiser!

Kaiſ. Heinr. Sieh mich an, Ruthard, ſieh mich ſcharf an.

Ruth. Was wolt ihr, mein Gebieter?

Kaiſ. Heinr. Iſt ein neues Bubenſtück dahinter; Geſteht mirs; gebt dem Himmel die Ehre.

Ruth. Beym Allmächtigen Gott, vor deſſen Augen ich ſtehe: Es iſt Ernſt.

Kaiſ. Heinr. Habt ihr ein Bubenſtück vor, ſo geht zurück; noch iſts Zeit; Was hilfts euch dem armen, alten Kaiſer den Reſt ſeiner Unglücksvollen Tage zu vergiften? – Laßt ihn in Ruhe ſterben.

Ruth. Bey Gott, Es iſt Heinrichs Ernſt!

Kaiſ. Heinr. Bedenkts! Vatter-Mord iſt ein ſchwehrer Mord.

Ruth. Was verlangt er denn von euch als euch zu Füßen zu fallen? was fürchtet ihr? – Iſt denn er ſo ein ſcheußliches Thier geworden, daß ſein Odem euch vergiften könnte?

Kaiſ. Heinr. (nach einigem Nachſinnen.) Wohlan, er komme; zum leztenmal wollen wirs verſuchen. – Wagt ers dann noch, ſich gegen ſeinen Kaiſer aufzulehnen, ſo ſey

er auf ewig aus meinem Herzen verbannt, hingeschleudert in den gemeinen Haufen der Aufrührer und Todt, sey der schwächste Ausbruch meiner Rache! Geht!

Ruth. Der Himmel segne euch! Es lebe der gütige Heinrich!

Kais. Heinr. Ist er weit von hier?

Ruth. Nein, Kaiser! er kam unter fremden Namen mit mir; in Hofnung ich würde euer Väterliches Herz erweichen. Ich hol Ihn! (ab.)

Szene 8.

Kaiser. Heinrich. Er hat nur allzuwahr gehoft.

Ulrich. (kömmt zurück.) Kaiser! hier bin ich; alles ist zum Aufbruch bereit.

Kais. Heinr. Ulrich! lieber Ulrich! sags ihnen ab; noch bleiben wir.

Ulrich. Und warum?

Kais. Heinr. Mein Sohn kommt, reuig sich zu meinen Füßen zu werfen.

Ulrich. Und ihr nähmt ihn an?

Kais. Heinr. Soll ich nicht?

Ulrich. Wer bracht die Botschaft?

Kaiſ. Heinr. Ruthart.

Ulrich. Und ihr glaubt das?

Kaiſ. Heinr. Er hat mir den feyerlichſten Eyd geſchworen.

Ulrich. Er ſchwört tauſend. Es iſt eine Büberey dahinter, ſag ich euch.

Kaiſ. Heinr. Wer dachte noch vor kurzem beßer von den Menſchen, du, oder ich?

Ulr. Es iſt eine Büberey dahinter; ſchlagt meinen Kopf ab, wenns nicht wahr iſt.

Kaiſ. Heinr. Und warum?

Ulr. Denkt an Regensburg.

Kaiſ. Heinr. Mein Sohn kommt allein; kommt ohne Gefolg; er vertraut ſich uns; was kann das uns ſchaden?

Ulr. Er traut auf euer Herz. Heinrich! Heinrich! ihr ſeyd zu gutmüthig.

Kaiſ. Heinr. Immer beſſer, Ulrich, als grauſam.

Ulr. Es iſt eine Büberey dahinter und ihr werdets erfahren.

Szene 9.

(König Heinrich tritt herein)

Kaiſ. Heinr. (ſtreckt, indem er ihn erblickt, die Arme nach ihm aus, ſein Körper biegt ſich konvulſiviſch vorwärts; er läßt die Arme wieder ſinken.)

Kön. Heinr. (fällt nieder ſobald er ihn erblickt, und bedeckt ſein Geſicht.)

Kaiſ. Heinr. Heinrich!

Kön. Heinr. Mein gnädigſter Kaiſer und Herr!

Kaiſ. Heinr. Warum blickſt du nicht auf?

Kön. Heinr. Ich bin nicht werth, euer Antliz zu ſchauen.

Kaiſ. Heinr. (Geht auf ihn zu, hebt ihn auf und faßt ihn in ſeine Arme) O mein Sohn! mein Sohn!

Kön. Heinr. Mein Vater! —

Kaiſ. Heinr. (ſtößt ihn von ſich) Ha! Verräthſt du mich auch nicht?

Kön. Heinr. O mein Vater! ich komm Gnad und Verzeihung von euch zu bitten.

Kaiſ. Heinr. Und wenn ich einen Dolch in deiner Hand erblickt hätte, ich hätt' dich an

meine Bruſt drucken müſſen! Sieh, Heinrich, das iſt der ſchwarze Mann den du verfolgteſt! So denkt der Kaiſer gegen dich, dem du Thron, Ehre und Leben rauben wollteſt.

Kön. Heinr. Mein Vater! mein Vater! Stoßt euer Schwerdt in meine Bruſt; aber ſchont meiner mit dieſen fürchterlichen Vorwürfen.

Kaiſ. Heinr. Unglücklicher! was verlangſt du von mir?

Kön. Heinr. Eure väterliche Gnade!

Kaiſ. Heinr. (weint) Sieh! Sieh! — oh ich dachte dein Verbrechen hätt' all meinen Saft aufgetrocknet und ich hätt keine Zähren mehr für deine Reue übrig! Sieh! Elender, welch ein Vaterherz du durchbohrteſt! — Steh auf!

Kön. Heinr. Nicht, biß ihr mir verzeiht.

Kaiſ. Heinr. Steh auf, ſag ich dir.

Kön. Heinr. Und ſollt' ich auf dieſer Erde bis zum jüngſten Tag haften, ſo weich ich nicht, biß ihr mir verzeiht.

Kaiſ. Heinr. Du? Du? das könnteſt Du? dem die armſeelige paar Jahre zu lang wurden, eh er auf den Thron ſteigen konnte? Sieh mich einmal an, Heinrich; ſieh dieß eißgraue Haar;

ſieh dieſe von Kummer morſche Glieder! Sieh' Heinrich? Bin ich wohl der Mann, bey deſſen Leben es dem Sohne bang werden darf? Sieh! Sieh! — Gott! wie kamſt du zu einer ſo ungeheuern, unnatürlichen That?

Kön. Heinr. O mein Vater! mein Vater! Um Gotteswillen zieht einen Vorhang über dieſe ſchreckliche Ereigniſſe und verzeiht.

Kaiſ. Heinr. Das will ich; aber mit was kannſt du den Jammer mir vergüten, gegen den alle Pein der Hölle Kinderſpiel ſeyn wird? Mit was die Jahre die du mir geraubt haſt?

Kön. Heinr. Mein ganzes Leben ſey euer; ich wills an eure Tage ſezen; nur verzeiht.

Kaiſ. Heinr. Steh' auf, ich verzeih dir. Was willſt du mehr?

Kön. Heinr. Vergeſſenheit, mein Vater!

Kaiſ. Heinr. Ich will. O Heinrich, Heinrich! es wird bald eine Zeit kommen, wo ich alles vergeſſen werde, früher als der Lauf der Natur mirs vorzeichnete. Mög dann nie der Gedanke dich gleich einem böſen Geiſt ergreifen: Ich habs beſchleunigt!

Kön. Heinr. Meine kindliche Liebe, mein Gehorſam, meine Treue ſollen eure Tage verlängern.

Kaiſ. Heinr. Darf ich trauen?

Kön. Heinr. Der Zorn Gottes komm auf ewig über mich, wenn ichs nicht halte!

Kaiſ. Heinr. Heinrich, Heinrich! – Gott läßt nicht mit ſich ſcherzen.

Kön. Heinr. Seine Gerichte ſollen mich treffen, wenn ihr nicht an jedem Abend eures künftigen Lebens ſagen ſollt: Heinrich hält Wort!

Kaiſ. Heinr. Thu ich dir Unrecht, ſo verzeih mir; du ſiehſt, ich bin ſeitdem ein alter Mann worden; ich habe viel gelitten und Alter und Unglück machen mißtrauiſch – Sollt ichs nicht werden? was ſchwurſt du mir zu Rachen? und was verleitete dich ſeitdem zum Aufruhr?

Kön. Heinr. Man hat mich betrogen, mein Vater.

Kaiſ. Heinr. Betrogen?

Kön. Heinr. Schändlich betrogen; es iſt ein Gewebe von Trug und Liſt, zu ſchwarz als daß ich den glücklichen Abend damit trüben wollte; ich werds euch erzählen.

Kaiſ. Heinr. Warum öffnetest du dich nicht mir?

Kön. Heinr. Man ſagte mir, daß ihr mich haßtet, wie meine Mutter.

Kaiſ.

Kaiſ. Heinr. Haßen? Großer Gott! — Haſt du je geſehen, daß ein Thier ſeine Jungen haßte? Ich haßte dich? ich? Komm an meine Bruſt, Heinrich und fühl, ob ſo ein Herz dich haßen konnt. (umarmt ihn)

Kön. Heinr. Mein theurer, geliebter Vater! laßt das vergangene vergangen ſeyn.

Kaiſ. Heinr. Recht ſo, und nun laß mir den Reſt meiner Tage ruhig an deiner Seite verleben. Weich nicht mehr von mir!

(die Ritter nahen ſich und wünſchen Glück)

Kaiſ. Heinr. Ich dank euch, meine Kinder! ich dank euch! Ihr habt unſre Leiden getheilt, theilt nun auch die Freude unſrer Ausſöhnung — Habt ihr euer Volk ſchon auseinander gehen laſſen, Heinrich?

Kön. Heinr. Nein, mein Vater; Morgen mit Tags Anbruch ſolls geſchehen. Es ſind Söldner dabey, die ihren Lohn erſt haben müſſen, wenn nicht Meuterey entſtehen ſoll. — Entlaßt ihr indeß die eurige. Was ſoll euch jezt ſo viel Volks, das das Land drückt? Die Fürſten ſind zu Maynz und wenn ihr dann mit dem Heere

kommt, ohne Noth, was würd' das für Aufsehen machen!

Kaiſ. Heinr. (Nachſinnend) Heinrich!

Kön. Heinr. Mein Kaiſer und Herr!

Kaiſ. Heinr. Heinrich! Heinrich! wenn du mich zum zweyt.nmal verrathen könnteſt? wenn du fähig wärſt?

Kön. Heinr. Gott im Himmel, was denkt ihr, mein Vater? bin ich denn nicht als Geißel bey euch? Entlaßt ſie nicht; thut was ihr ſelbſt gut findet.

Kaiſ. Heinr. Mit dieſen Zähnen wollt ich dein bübiſches Herz zerfleiſchen.

Kön. Heinr. Ich habe nichts geſagt, mein Vater. Mein Eifer für euch verführte mich.

Kaiſ. Heinr. Nein, beym Himmel, ſo eine That wäre auſſer dem Kraiße der Natur! — Ulrich!

Ulrich. Kaiſer!

Kaiſ. Heinr. Geht zum Heer! verkündet ihm, daß wir mit unſerm Sohn verſöhnt ſind; daß alle Fehd ein Ende hat; dankt ihnen ihrer Dienſte und entlaßt ſie.

Ulrich. Entlaßen?

Kaiſ. Heinr. Ja, ſag ich euch.

Ulrich. Alle?

Kaiſ. Heinr. Brauch ich ſie weiter?

Kön. Heinr. Thut das nicht, Vater, behaltet eine Bedeckung bey euch. Es ſind Leute dabey auf die ihr trauen könnt, und es ſchwärmt Geſindel im Reich umher; wies bey Kriegszeiten geht.

Kaiſer Heinrich. Du ſiehſts; ich verlangte keine Sicherheit als in deinem Herzen. Doch weil dus willſt, ſo laß deinen Haufen beyſammen, Ulrich! wie ſtark iſt er?

Ulrich. Dreyhundert.

Kaiſ. Heinr. Geh nun und thu was ich befohl!

Ulrich. Heinrich!

Kaiſ. Heinr. Was noch?

Ulrich. Ein Wort bitt ich euch, ein einziges Wort!

Kaiſ. Heinr. (geht mit ihm auf die Seite) was iſts?

Ulrich. Um Gotteswillen, was macht ihr? Es iſt ein Bubenſtück vor.

Kaiſ. Heinr. Du ſchwärmſt! Er bleibt ja bey uns.

Ulrich. Glaubt mir, ich will des Todes ſeyn, wenns nicht wahr iſt.

Kaiſ. Heinr. Ulrich, folge mir.

Ulrich. Das werd ich nicht. – Sagts, wem ihr wollt.

Kaiſ. Heinr. (Ruft einen andern Ritter und giebt ihm ſeine Befehle.)

Kaiſ. Heinr. (zu ſeinen Sohn) Es iſt geſchehen! – Nun, mein theurer, geliebter, verlohrner und wieder gefundener Sohn; laß uns den Abend in ſüßer Eintracht beyſammen ſeyn und Hoheit und Streit zugleich vergeßen! 'e viel fürchterliche: Tage und Nächte ſind ,m vorher gegangen!

Kön. Heinr. Kommt, mein theurer Vater, kommt.

Szene 10.

Eckbert. (tritt auf) Mein König! eine Bothſchaft.

Kön. Heinr. Was bringt ihr? Iſts wichtig?

Eckbert. Von äuſſerſter Wichtigkeit.

Kön. Heinr. Erlaubt ihr wohl, mein Vater?

Kaiſ. Heinr. Iſt nicht deine Sache meine Sache?

Eckbert.

Eckbert. Pfalzgraf Arnold schickt aus Mainz und läßt Eurer Hoheit wissen; daß Ihr ja gegen Mainz ruckt. Es ist ein starkes Heer von Schwaben und Bayern dort eingezogen und drohen eurem Vater den Untergang.

Kön. Heinr. Wohl! geht und sagt dem Pfalzgrafen, daß alles sich ruhig halte. — Was denkt ihr, mein Vater? Wußten wir das vorhin, wir hätten euer Heer nicht entlassen.

Kais. Heinr. Schlimm! Weh mir Elenden daß auch das Glück nicht allein in meinem Hause einkehren kann! — Vielleicht sind sie noch beysammen.

Kön. Heinr. Vielleicht; schickt augenblicklich nach.

Kais. Heinrich. Ulrich! geht, eilt.

(Ulrich ab.)

Kön. Heinr. Ich dachte, von dem süßen Augenblick unserer Vereinigung an, euch nie wieder zu verlassen: aber meint ihr es sey räthlich, daß ihr mit mir nach Mainz geht? Man hat alles gegen euch aufgewiegelt und ihr kennt ja diese ungestümme, teutsche Fürsten.

Kais. Heinr. Gott! Gott! daß ein Herz wie meines Feinde haben muß!

Kön.

Kön. Heinr. Die Fürſten wiſſen unſre Verſöhnung nicht. Wie? wenn ich vor euch nach Mainz gienge und ihr weiltet hier, mit euerm Heer, bis ich ſie beſänftigt und ihre erbitterte Gemüther euch wieder hold gemacht habe? Was meint ihr?

Kaiſ. Heinr. Du haſt Recht, mein Sohn, ich fühle' du haſt Recht; ſo weh auch meinem Herzen dieſe Trennung thun wird.

Kön. Heinr. Sie iſt nur kurz und dann ſoll nichts auf Erden uns mehr trennen.

Szene. II.

Ulrich (kommt zuruck.)

Ulrich. Kaiſer.

Kaiſ. Heinr. Was iſts?

Ulrich. Zu ſpät! Zu ſpät! Sie waren unter den Waffen, wie du vorhin befahlſt; als die Trompete zum Abzug bließ, ſtoben ſie auseinander, wie ein Haufe aufgeſcheuchter Sperlinge; daß nur Gott ſie wieder ſammeln könnte!

Kaiſ. Heinr. O Gott, Gott! armer Heinrich, die Glücks-Sonne lächelte dir nur freund-

lich

lich, um dir zu neuen Stürmen Kraft zu geben: deine Augen ſind naß, Ulrich?

Ulrich. Herr! Es war ein Heer, ſo ſehen meine Augen keines mehr.

Kön. Hein. Es iſt traurig! Doch was ſagt ihr, mein Vater? Hier zu bleiben, im Feld, iſt freylich eure Bedeckung zu ſchwach und das Land zu unſicher? Wie aber? wie? –

Kaiſ. Heinr. Was meinſt du?

Kön. Heinr. Ich ſinne; wie? wenn ihr in das Schloß Böckelheim giengt? das Schloß, daß Ihr hie ſeht. – Es iſt nah und ſicher.

Kaiſ. Heinr. (betroffen) Nach Böckelheim, ſagſt du? hieng das Schloß nicht dir an?

Kön. Heinr. Hab ich denn noch' was im teutſchen Reich, was ich nicht erſt von eurer Hand erwartete? – Nehmt Ulrichen und ſeine Begleitung mit; der Hauptmann wird euch die Schlüßel entgegen bringen.

Kaiſ. Heinr. Du haſt Recht, mein Sohn; es iſt nah und Mainz iſt nah.

Kön. Heinr. Dort könnt ihr ruhig die kurze Zeit abwarten, biß ich die Fürſten vorbereitet habe und ihr im Angeſicht des ganzen Reichs mit Ruhm und Glorie dort einziehen könnt.

Ulrich. (zieht den Kaiſ. Heinr. bey Seite) Um Gotteswillen, Kaiſer, geht nicht nach Böckelheim.

Kaiſ. Heinr. Warum nicht, Alter? Siehſt du neue Geſpenſter?

Ulrich. Bey Gott beſchwöhr ich euch, geht nicht hin.

Kön. Heinr. Was ſagt ihr, mein Vater? die Zeit iſt koſtbar.

Kaiſ. Heinr. Heinrich, Heinrich, wenn du mich verrathen könnteſt!

Kön. Heinr. Ewige Verdammniß ſey mein Looß wo ich euch hintergehe!

Kaiſ. Heinr. Gott ſey Zeuge und Richter zwiſchen dir und mir, mein Sohn, an dem heutigen Tag! *)

Kön. Heinr. Vor dem Allwiſſenden Gott! hier unter ſeinem freyen Himmel gelob ich euch, beſter Vater, ewige Treue! Sein Donner treffe mich, wo ich euch hintergehe.

Kaiſ. Heinr. Wenn du mich hintergiengſt! — Nein, ich faſſe den Gedanken nicht. All dein Blut könnt eine ſolche Schandthat nicht rein waſchen! An jenem Tag forderte ich dich vor den

Rich-

*) Des Kaiſers eigene Worte.

Richterſtuhl des Gerechten! Bedenk was du
huſt.

Kön. Heinr. Mein Vater! Mein Vater!
Nie hab ich die Schmach meiner Vergehungen
chmerzlicher gefühlt, als in dieſem Augenblick!

Kaiſ. Heinr. Nun wohl! mein Sohn, ich
ertraue mich dir; hier haſt du deinen armen,
lten Vater, mach mit ihm was du willſt.

Kön. Heinr. Kommt mein Vater, nach
Böckelheim!

Kaiſ. Heinr. Wo iſt Ulrich? wo ſind mei-
e Begleiter.

Ulrich. Hier, Kaiſer, ich bin dein Schat-
en.

Kaiſ. Heinr. Laßt uns ziehen! und nun
och einmal komm in meine Arme, mein Sohn!
ein theurer, geliebter Sohn! Sieh, mit
einen eignen Thränen will ich jeden Flecken
eines vergangenen Lebens von dir waſchen! —
eb wohl! Leb wohl!

Kön. Heinr. Lebt wohl, mein Vater! Gott
eleit euch.

(Kön. Heinr. und die Seinige ab.)

Siene

Szene 12.

(Kaiser Heinrich, Ulrich von Cosheim und die Seinige nähern sich dem Schloß Böckelheim; man öfnet das Thor. Bewafnete Mannschaft hat es besezt. Kais Heinr. wird von Ulrich von Cosheim und den Seinigen abgeschnitten; Gefecht zwischen diesen und der Besatzung. Ein Theil davon umringt den Kaiser; sein Schwerd ist gezogen.)

Kais. Heinr. Hölle und Tod, was ist das?

Hauptmann der Besatzung. Ergebt euch!

Kais. Heinr. O teuflische höllische Verrätherey. Ich will euch mein Leben theuer verkaufen. (Nach langer Gegenwehr wird er entwaffnet.)

Hauptm. Ergebt euch, Heinrich. Ihr seyd Gefangener.

Kais. Heinr. Wie? auf wessen Befehl?

Hauptm.

Hauptm. Auf des Kaiser Heinrich des fünften Befehl.

Kais. Heinr. Ist das wahr? – ihr schweigt? Wißt, ich bin der Kaiser. Aber nicht Heinrich der fünfte; ich bin kein Teufel. Die Welt ward mir nur zur Hölle, weil ich ein Ungeheuer ihr gab! – Ich bitt euch, beym barmherzigen Gott, bitt ich euch; ist Einer unter euch, der will, daß ihm Gott in seinem letzten Stündlein gnädig sey, so stoß er mich nieder! Mein Sohn wirds ihm lohnen.

Hauptm. Er raßt! faßt ihn. (Sie tragen ihn mit Gewalt fort.) (ab)

Szene 13.

König Heinrich, Ruthard, Markgraf Eckbert, Gefolg.

Kön. Heinr. Nun, denk ich, werden wir Ruhe haben. Ist er in Sicherheit?

Eckbert. Ja, mein Kaiser, wie ihrs befohlt.

Kön. Heinr. Ihr, geht, sagt dem Hauptmann, daß er ihn unter starker Bedeckung noch diese Nacht nach Ingelheim bringt; der Haupt-

mann soll in Güte oder mit Strenge ihn vermögen, daß er die Reichs-Insignien beyschaft; ihr sollt hernach hören, was ihm vorgeschrieben werden muß. — Morgen mit Tags Anbruch wollen wir nach Ingelheim, daß er das Reich förmlich abtrette; denn noch müssen wir mancher Fürsten schonen, die ihm heimlich anhängen. Ihr Ruthard geht nach Mainz, forscht wie die Gemüther der Fürsten gegen den alten Heinrich und gegen mich gesinnt sind. Bereitet sie vor und erwartet dort den Lohn eurer treuen Dienste.

Kurhard. Wohl, mein Gnädiger Herr.

Kön. Heinr. Und nun zieht hin und lebt wohl.

Alle Lebt wohl!

Fünfter Akt.

Szene 1.

Ingelheim.

(Gefängniß. Kaiser Heinrich rast sich von seinem Strohbett auf.)

(Sonnen-Aufgang.)

Wie? war das nicht ein Sonnenblick? Verflucht seyst du! Du scheinst also noch, Sonne? Ich habe mich betrogen? Du sahst solchen Greul und scheinst noch? – O Nacht, Nacht, Nacht! tiefe, ewige Nacht bedecke diese abscheuliche That! – Hin vor Gottes Gericht fordr' ich dich, Vatermörder! Erschein, erschein, erschein, Teufel! wenn du Gottes-Antlitz ertragen kannst; Ich klage dich an des Hochverraths, der schandvollsten hinterlistigsten Verrätherey! des Vater Mords! des Vater Mords!

Szene 2.

Hauptmann tritt auf.

Hauptm. He! Was iſts, Heinrich, was ſchreyt ihr?

Kaiſ. Heinr. O vergebt mir, Herr; lieber Herr, ich vergaß mich! ich dacht' ich wär der Kaiſer, dürft ſchreyen wenn ich will.

Hauptm. Seyd ihr denn Wahnwitzig?

Kaiſ. Heinr. Herr, ſo glücklich bin ich nicht; ich wollt' ich wärs. Hättet ihr den tauſendſten Theil erlitten, was dieſer morſche Körper litt, beym Allmächtigen, ihr wärt wahnwitzig.

Hauptm. Was ſchreyt ihr denn?

Kaiſ. Heinr. Mir träumte, ich hat einen Sohn, der rieß meine Bruſt auf und bohrte einen Dolch in mein Herz. Aber ich ſtarb nicht; er bohrte fort und ich ſtarb nicht. – O mein Gott, lieber Herr, ſollt ich da nicht ſchreyen?

Hauptm. Laßt die Poßen; macht euch zurecht, mit Tags-Anbruch kommt der Kaiſer.

Kaiſ. Heinr. (erſchrocken) der Kaiſer? zu mir? O Gott! Gott! – will er tauſendfach mich tödten? Was will er bey mir armen, alten Mann?

Hauptm.

Hauptm. Das Reich sollt ihr ihm abtretten.

Kais. Heinr. Das Reich, lieber Herr? das Reich? Was hab ich für ein Reich? Ich bin ja so arm, so arm, daß eine Feld-Maus mit mir nicht theilen würde. Das Reich? - lieber Gott! das Himmelreich kann er mir ja nicht nehmen. – Ihr spaßt mit mir.

Hauptm. Wenn der Kaiser kommt, so müßt ihr alles das thun, was ich euch sage. Beym Himmel! und wenn nur ein Punkt davon abweicht, wenn auch nur eine Silbe davon fehlt, so muß ich euch peinigen lassen, daß der Todt selbst zu euch sagen soll; das kann ich nicht!

Kais. Heinr. Barmherziger Gott, lieber Herr! Ich will alles, alles thun. Erschreckt mich nur nicht so, denn ich bin ein schwacher Greis und möchts sonst nicht erleben.

Hauptm. Wenn der Kaiser hereintritt, so sollt ihr ihm zu Füßen fallen.

Kaiser Heinr. Zu Füßen? Um Gotteswillen Herr, es ist ja mein Sohn! mein Kind!

Hauptm. Folgt! Ihr sollt sprechen: Mein Kaiser und mein Herr.

Kais. Heinr. Gottes Gerichte! der scheußliche Verräther mein Herr?

Hauptm. So trete Ich euch das Reich ab.

Kaiſ. Heinr. Das irdiſche, meint ihr doch?

Hauptm. Unterbrecht mich nicht: Freywillig und ungezwungen.

Kaiſ. Heinr. (auffahrend) das iſt eine Lüge, Herr! und beym Dreyeinigen Gott, Kaiſer Heinrich lügt nicht.

Hauptm. (drohend) Man wird euch lehren –

Kaiſ. Heinr. Brennt mich, Teufel! zerſchneidet mich, tödtet mich, aber bey Gott! Heinrich lügt nicht; Heinrich wird mit keiner Lüge aus der Welt gehen.

Hauptm. Auch ſollt ihr den Kaiſer kniend um Verzeihung bitten.

Kaiſ. Heinrich. Herr, das will ich. Ich will ihn um Verzeihung bitten, daß ich ihn zeugte; um Verzeihung, daß ich ihn erzog, um Verzeihung daß ich ihm die Königskrone aufſezte und um Verzeihung daß er mir Reich und Leben raubt.

Hauptm. Habt Ihr die Reichs-Inſignien?

Kaiſ. Heinr. Dort ſind ſie, lieber Herr.

Hauptm. Die müßt ihr dem Kaiſer übergeben.

Kaiſ. Heinr. Ja Herr und all' die Pein mit, die ſie mich koſten.

Hauptm. Nun wißt ihr, was ihr zu thun habt. – Laßt nichts fehlen. Wenn euch auſſer dem was euch vorgeſchrieben iſt, nur ein Wort entfährt, ſo ſeyd ihr des Todes.

Kaiſ. Heinr. Sorgt nicht! Ich bin in einer guten Leidensſchule geweſen. – Aber, lieber Herr, gebt mir doch vorher zu trinken, wenn ich reden ſoll; denn ich hab ſo lange Zeit nichts genoßen, und meine Zunge lechzt.

Hauptm. Das iſt nicht meine Sorge; ihr könnt warten.

Kaiſ. Heinr. O lieber Herr! Ich bin aber durſtig, ſehr durſtig. Soll ich meine Bruſt aufreißen und mein eignes Blut trinken? Wollt ihr? Doch was ſag ich? Es iſt verſiegt; – Ich habs, gleich dem Pelikan, meinen Jungen gegeben.

Hauptm. Wir wollen ſehen, wie ihr euch betragen werdet.

Kaiſ. Heinr. Langmuthsvoller Gott! – Doch ich will mein Trübſal geduldig bis ans Ende tragen. (Trompetenſchall) Hört? was iſt das?

Hauptm. Der Kaiſer kommt; richtet euch.

Kaiſ. Heinrich. Iſts nur der Kaiſer? Oh! ich dacht es wär die Poſaune die zum Welt-Gericht erſchallt und wo er und ich Rechnung thun ſollen. So iſts nur der Kaiſer?

Hauptm. Nur? ſpricht ihr nicht mit mehr Achtung von eurem Kaiſer?

Kaiſ. Heinr. Lieber Herr, ein Kaiſer iſt ein elend und gebrechlich Ding, ein Rieſe ohne Blut und Saft und den Würmern eine willkommene Speiße. Oder meint ihr, die fragen was nach ſeinen Kaiſerthum? Nein, nein! Es iſt ein elend Ding um eines Kaiſers Leben; glaubt mirs, ich war auch Kaiſer.

Hauptm. Stille! Er kommt!

Kaiſ. Heinr. O Licht meiner Augen verlöſcht, verlöſch, daß ich ihn nicht ſehe! (Er bedeckt ſein Geſicht) lieber Hauptmann, die Laſt iſt mir armen Greis zu ſchwehr! – Iſts nicht möglich daß man's mir erlaße? Iſts nicht möglich? – Bittet ihn; um Gotteswillen, bittet ihn!

Haupt.

Hauptm. folgt! oder —

(geht dem Kön. Heinr. entgegen.)

Kaiſ. Heinr. Verſiegt Thränen; verſiegt! Trockn auf, Mark! Gott! wie werd ichs aushalten.

Hauptm. (kommt zuruck) Kommt, man wartet euer.

Kaiſ. Heinr. Haltet mich, denn meine Kraft verläßt mich.

Szene 3.

Saal zu Ingelheim.

König Heinrich (unter einem Baldachin) Markg. Eckbert, Pfalzgraf Arnold. Wache.

Kön. Heinr. Wird er bald kommen?

Pfalzgr. Arn. Sie führen ihn über den Gang.

Kön. Heinr. Was weilen ſie ſo lange?

Pfalzgr. Arn. Er ſank ohnmächtig nieder.

Pfalzgr. Arn. (zum Markgr. Eckbert.) Ich wollt, es wär' vorüber. Zu was ſolls?

Markgr. Eckb. Denkt an die Fürſten zu Mainz.

Pfalzgr. Arn. Er kommt!

Szene 4.

König Heinrich. (von dem Hauptmann unterſtüzt, der ihn nicht vom Arm läßt.)

Hauptm. (zum Kaiſ. Heinr.) Nieder! nieder auf die Knie!

Kaiſ. Heinr. Lieber Gott, ich kann nicht!

Hauptmann Nieder, ſag ich euch!

Kaiſer Heinr. (kniet langſam und mit des Hauptm. Hülfe nieder.)

Kön. Heinr. Heinrich! –

Kaiſ. Heinr. (fährt zuſammen.)

Kön. Heinr. Kennt ihr mich?

Kaiſ. Heinr. (mit einer von Schluchzen unterbrochenen Stimme) Gott, Gott kennt mich und euch!

Kön. Heinr. Wie?

Hauptm. (leiſe zu ihm) Sprecht; ihr ſeyd mein Kaiſer und mein Herr! Sprecht.

Kaiſ. Heinr. Ihr ſeyd Kaiſer und Gott iſt mein Herr!

Hauptm. (droht ihm)

Kön.

Kön. Heinr. Was wollt ihr hier?
Kaiſ. Heinr. Wollte Gott, zu euren Füßen
rben.
Hauptm. (droht ihm) Was ſagt ich euch?
Kaiſ. Heinr. Euch dieß Reich abtretten;
in wartet ein anders.
Kön. Heinr. Ihr hörts, Fürſten und
tter! — Wo ſind des heiligen Reichs-Klei-
dien?
Ein Ritter (der ſie dem Kaiſer Heinrich
f einem Kiſſen nachtrug) Hier, mein
iſer!
Kön. Heinr. Uebergebt ihr ſie mir?
Kaiſ. Heinr. Ja, ja! laßt ſie waſchen von
nem Blute, das dran hängt.
Nrkg. Eckb. Bittet den Kaiſer wegen eurer
pörung um Vergebung.
Kaiſ. Heinr. Wie?
Hauptm. Machts kurz.
Kaiſ. Heinr. Ich bitt euch, vergebt mir, wie
Gott vergebe.
Kön. Heinr. Ihr ſeyd alt, ſorgt für eure
le; bittet den heiligen Stuhl, daß er euch
Bann löſe. Bittet dieſe Fürſten um Ver-
ung, die ihr beleidigt habt.

Kaiſ.

Kaiſ. Heinr. Hab ich das? — O verzeiht mir, verzeiht mir! verzeiht mir.

(Er will vor ihnen niederknien. Pfgr. Arnold wendet ſich ab und verbirgt ſeine Thränen.)

Kaiſ. Heinr. Ihr wollt nicht? Ihr weint? Lieber Gott! Hat denn noch jemand Thränen, als ich armer Greis?

Kön. Heinr. Fürſten! Ihr habts gehört, daß Heinrich mir Kron und Reich abtritt. Geht nun, Heinrich! Betet und ſorgt für eure Seele.

Kaiſ. Heinr. Ich will beten! Beten daß die Sünde ſelbſt ſprechen ſoll: es iſt genug! Aber, lieber Herr, ich hab ſo viel gebetten, erlaubt mir alten Greis auch eine Bitte, eh ich ſcheide.

Kön. Heinr. Was ſolls?

Kaiſ. Heinr. Ihr ſeyd nun Kaiſer. Beym barmherzigen Gott! beſchließt nichts über mich, was eines Kaiſers unwerth iſt, *) laßt mich in Frieden ſterben!

Kön.

*) Kaiſ. Heinrichs ohne Worte.

. Hein. Geht! Führt ihn weg.
ſ. Heinr. (wird abgeführt.)
lzgr. Arn. Kaum erkannt ich ihn!
n. Heinr. (nachſinnend) Würklich?
Kg. Eckb. Es iſt Heinrichs Geſpenſt.
n. Heinr. So iſts! – O Ruthard!
rd! – Warum gieng doch der Weg zum
über ihn? – Doch er ſoll ruhig leben!
un laßt uns eilen! fort, nach Mainz!
(alle ab.)

Szene 5.

gend vor Kaiſer Heinrichs Gefäng-
ß-Thurn zu Ingelheim.)

ch von Cosheim (als Spielmann
verkleidet.)

h werd ihn ſehen, ich muß ihn finden! ich
ihn finden! und ſollt ich die ganze Welt
Einem End zum andern durchſuchen! ich
ihn finden und hätten ſie ihn in den tief-
Abgrund der Hölle verborgen! Doch da
Gott den guten Heinrich nicht! Hinab an
Stelle, mit dem unnatürlichen Böß-
wicht

wicht, dem Meuchelmörder! – St. Ich höre was! hieher hätten sie ihn gebracht? Ich wills versuchen! Wenn Heinrich noch lebt, so wird der Ton dieser Pfeife zu ihn dringen; womit ich so oft ihn in Schlaf wiegte. (Er bläßt in melancholischer Melodey)

(das Orchester repetirt)

Kais. Heinr. (Zeigt sich oben am Fenster des Thurns.)

Ulrich. (Hört auf.)

Kais. Heinr. Wer du auch seyst, ein guter oder böser Geist, Spielst du meinen Schwanen-Gesang? Hör auf, denn dieser Ton durchbohrt mein Herz.

Ulrich. Um Gotteswillen, seyd ihrs, lieber Kaiser?

Kais. Heinr. Kaiser! Ich besinne mich das war ich, nun bin ich der arme Heinrich.

Ulrich. Kennt ihr euren Ulrich nicht mehr?

Kais. Hein. Ulrich! du bists, Ulrich? O verzeih mir; Gram und Pein hat meine Sinne stumpf gemacht. Ulrich, du kommst zu mir? du? dessen Rath ich so oft verachtete?

Ulrich. Es ist vorbey – Ich such euch den ganzen Rhein hinauf! Hermann von Hohenstauf

ücht euch den Rhein hinab! O wohl wohl
ir, daß ich euch gefunden habe.

Kais. Heinr. Du kamst eben recht, mein
eichenlied zu spielen.

Ulrich. Das woll der Himmel nicht; ich
omm euch zu helfen.

Kais. Heinr. O weh! mir, mir?

Ulrich. Echt, man sagte mirs ihr wärt hier;
ch hab' dort in der Hütte eine Leiter bestellt,
uf allen Fall; Noch ists früh am Tage; auf
ieser Seite der Mauern bemerkt man uns nicht;
ch lege sie an und ihr steigt herab.

Kais. Heinrich Ich bin nicht mehr der eiserne
Rann, der allen Gefahren, allen Mühseelig-
eiten trotzte; Ich kann nicht hinab.

Ulrich. So will ich zu euch hinauf steigen,
der bey euch sterben.

Ulrich geht, bringt die Leiter legt
sie an und steigt hinauf.)

(Kaiser Heinrichs Gefängniß.)

Kais. Heinr. Ulrich von Cosheim.

Ulrich. (der dem Kaiser zu Füßen fällt)
mein theurer, lieber Herr; um Gotteswillen,
yd ihrs?

Kais.

Kaiſ. Heinr. Nicht wahr, Ulrich, ich bin nicht mehr der ich war? Wenn du wüßteſt, was ich die paar Tage gelitten habe! wie ſie mich gereinigt, wie ſie Jahrlange Leiden in Minuten zuſammengepreßt haben! Du würdeſt erſtaunen, daß noch ein Schatte von deinem Heinrich da iſt, der dir ſagen kann, wer er war; daß nicht die Gluth dieſer Quaal mich zu Aſche verzehrt hat.

Ulrich. Die Unmenſchen!

Kaiſ. Heinr. Hunger und Durſt war das kleinſte was ich litt.

Ulrich. Dafür wird ihnen Gott der Herr auch ein Tröpflein Waſſers verſagen, wenn ſie in dem Schwefelpfuhl brennen.

Kaiſ. Heinr. Nicht ſo Ulrich! Dieſe Welt hat Trübſal und Freuden. Sieh, ich hab mehr als zehn Märtirer gelitten, nur um meiner Sünden willen. Aber dein Wiederſehen vergütet viel. O mein treuer Freund! Freund meiner Jugend! küß dieſe lezte Thräne auf; die lezte die ich habe und vermag! Sieh, es iſt eine große Wolluſt und eine ſeltene Freude für einen Kaiſer, im Unglück einen Freund zu haben! — Aber höre, Ulrich, was willſt du in meinem

Gefäng-

Gefängniß? Soll ich dich mit in mein Unglück ziehen? oder meinst du, man werd's mir so wohl werden lassen, dich bey mir zu halten? Du kennst sie nicht!

Ulrich. Dafür wollen wir sorgen. Ihr müßt mit mir.

Kais. Heinr. Lieber Gott wie kann ich? Mit mir ists aus.

Ulrich. Es giebt noch Männer die eurer sich annehmen. Es giebt noch brave Teutsche, die über eures Sohnes That die Zähne knirchen; die euch für ihren Kaiser erkennen und euch beystehen wollen. Otbert, der edle Bischof Otbert von Lüttich, ist euer Freund und bietet euch eine sichere Freystatt an.

Kais. Hein. So bin ich denn nicht ganz verlaßen?

Ulrich. Herzog Friedrich von Schwaben; der erst von den Wunden genaß, die er auf der Flucht bey Regenspurg holte, hat für euch Leute gesammelt; die Stadt Cölln ist auf euer Seite und Herzog Heinrich von Niederlothringen hat mir Hülfsvölker anvertraut, mit denen ich euch von Cölln aus geleiten will.

Kais. Heinr. Völker sagst du? — Ulrich, Ulrich täusche mich elenden nicht mit fal-

ſcher Hofnung! jezt wo ich entſchloßen war, all das Zeitliche zu verachten und um mich nichts als den Himmel ſah.

Ulrich. Laßt die weibiſche Gedanken! Ermannet euch! Noch ſeyd ihr Kaiſer. – Wer kann euch abſezen? Ein unnatürlicher, rebelliſcher Sohn? ein paar unruhige Fürſten? Iſt das im römiſchen Reich Geſez und Sitte?

Kaiſ. Hein. Er hat die Krone; ich mußts ihm abtretten und übergeben.

Ulrich. Ihr ſeyd Kaiſer! Wir wollen ſie ihm von ſeinem verfluchten Haupt reißen und fehlts, ſo giebts der Kronen mehr! Auf, Heinrich! Ich will meinen Kopf nicht ſanft legen, eh ich euch wieder auf dem Thron ſehe! – Auf! laßt uns fort, eh alles wach und rege wird. Verſucht, ob ihr hinabſteigen könnt.

Kaiſ. Heinr. (Steht auf) Ich kann! – Ulrich, was für ein Geiſt muß dieſen morſchen Körper bewohnen, daß er unter einer ſolchen Cen'ner Laſt von Unglück nicht erliegt, die zehn andere mitten in ihrer Laufbahn unterdrückt und zerſchmettert hätte! Komm! komm. Ich will gleich dem Phönix aus meiner Aſche wieder em-

vor steigen! — Komm. Gott nimmt sich meiner an und giebt mir Kraft!

Ulrich. Kommt!

(Gegend vor Kaiser Heinrichs Gefängniß-Thurn.)

Kaiser Heinrich und Ulrich von Cosheim steigen auf der Leiter herab.

Ein Haufe von Kön. Heinrichs Volk.

Fußknecht. He! Wer da? — Tausend Wetter! da giebts Verrätherey! —

(Sie greifen den Kaiser und Ulrich an.)

Ulrich. (zum Kaiser) Um Gotteswillen, ihr seyd unbewaffnet, rettet euch!

Kais. Heinr. (entfliehet.)

Fußknecht. Halt! faßt ihn!

Ulrich. Wagts! bey Gott, den spieß ich, der sich naht!

Fußknechte. Ergebt euch.

Ulrich. Euch Schurken, ein Rittersmann?

(Sie fechten, Ulrich fällt.)

Fußknecht. Da hast dus.

Zweyter Fußknecht. Seht, es iſt Ulrich! – Kommt, laßt uns dem Hauptmann ſagen. (Trompeten Stoß) He! Man bläßt! das Heer iſt auf dem Zug nach Mainz. (ab)

Kaiſ. Heinr. (kommt zuruck; ein Schwerd in der Hand; ihm folgen etliche von Friedrichs Haufen.) Hieher! Freunde! Hieher! (Er ſtößt auf Ulrichs Leiche) He! Was iſt das? Ulrich? – Ulrich! Ulrich?

Ulrich. (will ſich empor heben, ſinkt wieder nieder.) Mein Kopf! – Es iſt aus!

Kaiſ. Heinr. (ſtürzt zu ihm nieder) Ulrich, Ulrich!

Ulrich. Nach Cölln – Friedrich – rettet euch –

Kaiſ. Heinr. O des Scheuſaals, der dich, treuer, ſo verlaſſen könnte! nein, Ulrich, ich bleibe bey dir; du wardſt mit mir gebohren; du littſt, du kämpfteſt mit mir, du ſtirbſt für mich. Hier wohn ich! hier will ich mit dir ſterben!

Ulrich. Um Gotteswillen – ich höre – rettet euch –

Kaiſ. Heinr. Nein! Nein! Ich halt mich feſt an dich und ſtirbſt du, ſo will ich deinen

Leich-

Leichnam umſchlingen, biß Verweſung mich anſteckt; biß er an mir ſeinen Gefährten wieder findet. Biſt du todt? (er ſchüttelt ihn) Du biſt todt und mein Sohn lebt? fahr wohl, treuer Ulrich; das Leben war dein nicht werth. – Horch! – du ſchläfſt nur! Erwache! Erwache! Wie? Noch nicht? – Erwache! ſag ich dir; denn meine Gedult reißt.

(Man hört in der Ferne kriegeriſches Geräuſch und Geſchrey: Es lebe Heinrich der Fünfte.)

Kaiſ. Heinr. Wie? was iſt das? Heinrich der fünfte? Fünffaches Verderben auf ſeinen Kopf! Heinrich der fünfte? Verflucht ſey dieſe Zahl! Verflucht, als das Feldgeſchrey des Verraths und der Empörung! (der Lärm dauert fort) Wie? Wie? Noch immer? Ha! Ihr Teufel kommt ihr endlich? Ha! kommt ihr? – halt! ich will euch die Schlangen aus den Haaren winden! halt! – (er nimmt Ulrichs Schwerdt, das neben ihm liegt, und rennt fort.)

Szene

Szene 6.

Herzog Friedrich von Schwaben, ein Ritter, treten auf.

Herzog. Hier ist Ingelheim! Hier ist der Thurn wo ihn der Verräther gefangen hält! — Fort! laßt die Haufen anrücken. (er sieht Ulrichs Leiche) He? ein Leichnam? Was ist das?

Ritter (besichtigt ihn) Wahrlich! Herr, es ist Ulrich.

Herzog. Ulrich? — Weh mir! es ist Ulrich! Darum ließt du so lange uns harren? — Du bist todt? — O Ulrich, edler Ulrich!

Ritter. Des Königs Leute haben ihn ermordet; zwey liegen dort hingestreckt.

Herzog. O Ulrich! Wenn schon der Todt deinen Mund verschloßen hat, so spricht doch dein Leben für dich; du starbst wie du lebtest, für deinen Kaiser!

(Ein Kriegsknecht tritt auf.)

Kriegsknecht. Herr! Wir haben ihn! Wir haben ihn!

Herzog. Wen? Wen?

Kriegs-

Kriegsknecht. Den Kaiser! unsern alten Heinrich!

Herzog. Was sagst du?

Kriegsknecht. Er irrte umher, mit zerstreutem Haar, mit bloßem Schwerd; im Feld; er traf auf meinen Hauptmann, der erkannt' ihn und nahm ihn auf.

Herzog. Ists möglich? Er ist also frey? Wo ist er?

Kriegsknecht. Er ist abgezehrt und entstellt; ohnmächtig liegt er dort in einer Bauernhütte; man fürchtet, er wirds nicht lange mehr machen.

Herzog. Gott! Gott! Auch er! — fort! Kommt! Fort mit ihm nach Lüttich, todt oder lebendig! Soll seine Leiche dem Buben in die Hände fallen, daß er sie schände? — Nein, fort! — Unglücklicher Heinrich! — O daß doch Fürsten Menschen, oder Menschen Fürsten sind! — Fort!

(Der Vorhang fällt.)

Ende.

Kleopatra.

Trauerſpiel

in fünf Akten

von

Julius, Reichsgraf von Soden.

Aus dem Erſten Bande der Schauſpiele beſonders abgedruckt.

Berlin,

bei Friedrich Maurer, 1793.

Ex
Bibloth. Regia
Berolinenfi.

Julius Freiherr Soden

von Saßanfart

Schauſpiele.

Der Wunsch, des unverdienten Beyfalls werth zu werden, den einige meiner einzeln gedruckten dramatischen Produkte erhielten, bewog mich, diese nochmals zu bearbeiten, zu sammlen und nebst den noch ungedruckten in vier Bänden herauszugeben. Dieß ist alles, was ich im allgemeinen dem Publikum zu sagen habe. — Kritik ist mir willkommen. Gründliche kann zwar nicht Dichter schaffen, aber bilden, und seichte oder schiefe das Tribunal des Talents, die Nachwelt, nicht bestechen.

Geschrieben im May 1787.

Julius Fr. Seden von Saßanfart.

Kleopatra.

Trauerspiel

in fünf Akten.

Das Sujet dieses Stücks ist aus der Römischen Geschichte bekannt genug. Dichter vieler Nazionen haben es bearbeitet und Shakespear steht an ihrer Spize. Indeß hat das Interesse desselben bey mir die Besorgniß aller Parallelen überwogen. Ich habe die Geschichte studirt, ich habe mich bemüht, in ihr mehr Bestimmtheit der Charaktere zu suchen, als ich in den bisherigen Bearbeitungen fand. In ihr glaubt ich an Kleopatran die Mischung von Buhlerey und Edelmuth, von Wollust und Störke, von Schwäche, Weiblichkeit und königlichem Freyheitssinn wahrzunehmen, mit der ich sie darstelle, und die mir den anscheinenden Widerspruch ihrer Handlungen erklärt. In ihr fand ich die Erschlaffung, die Schwäche des alternden Antonius, mit dem dazwischen auflodernden Römischen Geist und Heldensinn, die sein Betragen aufklären. — Ich bin der Geschichte so treu geblieben, als es dramatische Bearbeitung überhaupt, und für teutsche Bühnen insbesondre, erlaubt.

Personen.

Antonius.

Ventidius. } Freunde des Antonius.
Ranidius. }
Eros. }
Derzetas. }
Skarus. }

Oktavius Cäsar.

Dolabella. } Cäsars Freunde.
Prokuleius. }

Eufronius, Höfling der Kleopatra.

Kinder des Antonius.

Kleopatra, Königin von Aegypten.

Iris, ihre Kammerfrau.

Oktavia, Cäsars Schwester.

Hauptleute. Römische Krieger.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Saal zu Tarent.)

Kleopatra, Miris, Eufronius.

Kleopatra.

Hier wohnt Antonius?

Eufr. Hier, Königin!

Kleop. Geh, Eufronius, verbirg mein Gefolg. Weiſe ſie an, wie ich Dirs befohlen habe; wir kommen von Athen. Hörſt Du?

Eufr. Wohl, Königin!

Kleop. Wenn Einer von Ihnen ſich verriethe! — wenn Antonius erführe! — Dein Kopf ſoll mir dafür haften!

Eufr. Das ſoll er! (ab.)

Zweyter Auftritt.

Kleopatra, Miris.

Miris. Beym Oſiris, Gebieterin, ich faß Euch nicht! —

Kleop. (auf und ab) Hier iſt's alſo, wo Antonius wohnt? Hier?

Mir. Ihr verlaßt heimlich Euer Königreich.

Kleop. Hier! Hier!

Mir. Die Natur verändert ihren Lauf. Königinnen verlaſſen ihren Thron und laufen, gleich gemeinen Dirnen, aus ihrem Reich; und der Magnet, der Innbegrif des Liebreizes, der alles an ſich zog, verfolgt das Eiſen.

Kleop. Antonius! hier! hier!

Mir. Ihr hört mich nicht?

Kleop. Miris! Siehſt Du nichts?

Mir. Was ſollt' ich?

Kleop. Arme Miris! dieſes Haus, Miris, ein großes Haus, ein herrliches Haus! — umfaßt die Hälfte der Welt; denn Antonius wohnt hier. In der That Miris, es iſt etwas in uns, das nicht wir iſt; Ein Etwas, das ſieht, was unſere Augen nicht ſehen.

Mir. Wie meint Ihr?

Kleop. Dieſe Säulen — ſieh ſie an, Miris — ſie ſind groß, erhaben, majeſtätiſch;

Sieh ſie an ſag ich Dir! Antonius hat ſich daran geſtüzt. — Dieſer Boden, er trug den Beherrſcher der Welt, und ſo leblos er iſt, ich verſichre Dich, er iſt ſtolz darauf.

Mir. Was ſoll das gegen Euern Pallaſt zu Alexandria?

Kleop. Ein Pallaſt? Das war er, als er Antonius in ſeine Mauern ſchloß. Doch was ſag' ich, ein Pallaſt? ein Tempel war er, der Liebe heilig, ausgeſteuert mit all' ihrem Zauber. Ach! wenn er ſo an meinem Halſe hieng, unſre Seelen auf unſern Lippen ſich verlohren: o! da zog Iſis einen Zauberkreis um uns; abgeſondert von dem Reſt der Sterblichen, war Elyſium in uns und um uns.

Mir. Und Er konnt' euch verlaſſen?

Kleop. Das konnt' er! — weil ich's ihm erlaubte.

Mir. Wie? Ihr?

Kleop. Ich! Ich! Nein, nein; Antonius trägt meine Ketten; Ich hab' ſie nur verlängert.

Mir. Wie, (beſtis) Du hoffſt alſo?

Kleop. Hoffen?

Mir. Ich bitt Euch —

Kleop. Miris! ſo lange die Hälfte der Welt vom Antonius Geſeze annimmt, muß Er ſie von Kleopatra nehmen. Ich bitte Dich, wie ſah ich aus, als Cäſar zu meinen Füßen lag?

Mir. Wie die Göttin, der wir unſre Opfer bringen.

Kleop. Bin ich noch Kleopatra?

Mir. Das ſeyd Ihr.

Kleop. Oder ſiehſt Du Falten auf dieſer Stirne?

Mir. Falten?

Kleop. Hat die Zeit dieſen Blick verlöſcht, der Beherrſcher des Erdkreiſes zu meinen Füßen ſtürzte?

Mir. Gewis nein!

Kleop. So ſey ſorglos, Miris. Antonius iſt mein. Und hätt' Elyſium ihm ſeine Pforte geöfnet, oder hätt' der Orkus ſeinen weiten Schlund gegen ihn aufgethan, mit dieſem einzigen armſeligen Lächeln wollt' ich ihn zurückrufen und ſelbſt die Parze von ihm ſcheuchen. Die Mächte des Himmels und der Hölle ſollten mir ihn nicht vorenthalten.

Mir. Aber iſt's möglich, Du liebſt ihn noch?

Kleop. Ich lieb' ihn als ein Weib. Zu Kleopatras Füßen darf nur Cäſar und Antonius liegen.

Mir. Du verzeihſt ihm ſeine Untreue? Seine Verbindung mit Oktavien?

Kleop. Schweig! — Beym Himmel, Miris, wenn Dein Leben Dir lieb iſt, ſo nenne ſie nicht wieder!

Mir. Vergieb!

Kleop. Dieſes ſimple, weinerliche Alltagsgeſchöpf! dieſe alabaſterne Statue der Einfalt ſoll ein einziger Hauch von meinen Lippen verſcheuchen — Ach! dieſer Hauch hat wohl gröſſere Wunder gethan. Er hat alle Nerven des wilden Antonius in Liebe und Wolluſt aufgelößt und Tieger ſelbſt gezähmt. Antonius kennt ihn.

Mir. Und wenn Oktavia der Allmacht Deiner Reize weichen muß, kannſt Du hoffen, ihn mitten in der Laufbahn des Ruhms aufzuhalten?

Kleop. Das werd' ich!

Mir. Antonius iſt ein Heldenmüthiger, ein ſtarker Mann!

Kleop. Miris, Miris, welch ein Zwittergeſchöpf Du biſt! Kein Mann, nicht Beherrſcherin des Mannes und doch kein Weib?

Mir. Nicht, Kleopatra?

Kleop. Lerne Miris; der Mann iſt nur, wozu das Weib ihn macht. Nur das Weib kann dieſen ſchnellen Drang des Bluts, dieſen Schwung allesverſchlingender Imaginazion ſchaffen, die einzige Quelle groſſer und erhabener Thaten. — Dieſer Antonius, Miris, dieſer fürchterliche Koloß, Antonius, der die Hälfte der Welt mit ſeinem Schatten belaſtet — bey allen Göttern, liebe Miris, wenn ich ihn in meinen Armen entſchlafen, an die Bettpfoſten binde, und beym Erwachen lächelnd dem ſchmollenden Helden entſchlüpfe: wenn ihn dann dieſe armſelige Welt,

deren Herr er ist, sehen sollte, was meinst Du wohl, daß sie von ihrem gefesseltem Halbgott dächte?

Mir. Armer, armer Antenius!

Kleop. Stille! die Götter selbst dürfen Geheimnisse der Weiber nicht hören.

Mir. Dein Entschluß ist also? —

Kleop. Ihn nach Alexandrien zurükzubringen.

Mir. Warum erscheinst Du nicht, als Königin?

Kleop. Nein, Miris, nein. Der Glanz des Purpurs trocknet die Thränen des Mitleids auf, und vor ihm gefriert Theilnehmung. Allein, einfach, mit fliegendem Haar, gleich einer Braut, der der wilde Krieg den Bräutigam verschlang, will ich vor ihm erscheinen — gleich einer Verwaisten seine Füße umschlingen — durch heiße Thränen seinen Kriegerischen Sinn aufthauen und seine Wildheit in Wollust schmelzen.

Mir. Zauberin!

Kleop. Horch! — er ist's! ich höre seinen Fußtritt!

Mir. Ich sehe Gefolg.

Kleop. Verbirg Dich Miris — Du weißt, wo Du mich trifft. — Den ersten Wink, wenn er allein ist! —

(Miris, Kleopatra auf verschiedenen Seiten ab.)

Dritter Auftritt.

Antonius, Ventidius, Eros.

Ant. Er ist hier, sagst Du?

Vent. Das ist er.

Ant. Hier, also hier? und dieses armseelige Tarent faßt zween Männer zugleich in sich, denen die Welt zu eng ist! — Und wie? wie kommt er?

Vent. Antonius —

Ant. Sprich! Verhele mir nichts.

Vent. Wenn ich den Gerichten trauen darf, nicht allzufreundlich.

Ant. Nicht?

Vent. Pompeius ist todt.

Ant. Todt? todt? O Redlichkeit der Römer! Heiligkeit des Worts! hüllt euch in Koy; Treu und Glaube geleitet sie zum Grabe. — Armer Pompeius! —

Eros. Lepidus soll im Verhaft seyn.

Ant. Lepidus? Auch er? —

Vent. Es ist nur allzugewis.

Ant. O über das all verschlingende Ungeheuer! — Armer, armer Lepidus! O über den schönen Bund, dem du dich vertrautest! Auch der Geyer ist ein Raubthier, aber er fliegt dem Adler nicht nach zur Sonne. Armer Lepidus!

Vent. Armer Lepidus!

Ant. Arm —? hu! daß es ihm einfiele, auch armer Antonius zu ſagen! Pompeius? Lepidus? Antonius? — Beym Himmel, es muß ſich entwickeln! —

Vent. Ich bitte Dich, Antonius; nimm ihn freundlich auf.

Ant. Pfui! Freundlichkeit iſt eine weibliche Tugend.

Vent. Sprich ihn; denn Abweſenheit iſt eine Furie; ſie iſt die Zofe der Zwietracht. Nur Aug gegen Aug verſteht man ſich ganz und recht: und dann zerſtört oft Ein Moment das Jahrelange Scheingewebe des Misverſtands.

Ant. Ich haſſe ſein Aug; in ihm ſeh ich mich ſelbſt, — und ich will nicht doppelt ſeyn. Mein zweytes Selbſt iſt mir zuviel.

Vent. Bedenkt, Roms Wohl hängt an Euch — Die Welt ſtiehlt ihre Frölichkeit von Euerm Lächeln und trauert, wenn Ihr zürnt.

Ant. O ſo hülle ſie ſich in Flor! Blutend ſteige die Sonne hinab und jedes Blümchen auf dieſem weiten Erdkreis verwelket!

Vent. Ich bitte Dich, Antonius!

Ant. Nein, nein; — Die Natur iſt im Kreißen. Der Zeitpunkt großer Begebenheiten iſt nahe. —

Eros. Verkenn ihn nicht, Antonius. Beym Jupiter! Cäſar iſt ein edler Mann.

Ant. Warum lies die Natur ihn nicht ein Jahrhundert vor mir gebohren werden. Mein Stolz wär' es gewesen, durch meinen Ruhm den seinen auszutilgen. Aber diese neidische stiefmütterliche Natur, unveränderlich treu dem Geseze des Strebens und Ringens und Vertilgens, lies zu Einer Zeit uns gebohren werden.

Vent. Stoß' ihn wenigstens nicht zurück. Vereint euch.

Ant. Das will ich. Ich bin satt des Strebens und Sturms. Glaubt mirs, Freunde, ich habe das Fantom des Ruhms gehascht und ihm ins Gesicht geschaut. O des blühenden Jünglings dacht' ich! und, beym Himmel! es grinzte mich an mit blutigen Zähnen. Aber ich fürchte, ich fürchte —

Vent. Du? fürchtest?

Ant. Nicht Cäsarn! Nichts für mich! Für diese armseelige Sterbliche fürcht' ich, die sein Gränzenloser Ehrgeiz in Fesseln schlagen wird. Die Natur wies jedem von uns seine Laufbahn an. Nun treffen sie zusammen, und bey dem heiligen Feuer der Vesta! die Erde wird von unserm Fall erzittern, wenn wir zusammentreffen.

Eros. Er ist der Bruder Deines Weibes!

Ant. Er spottete mein mit diesem unnatürlichen Bunde.

Eros. Soll ich ihm Deine Ankunft melden?

Ant.

Ant. Ihm? Und warum er mir nicht die Seinige?

Vent. Recht, Antonius.

Ant. Nein, nein, Freunde, ich bin ein Römer, wie Cäsar; ich würde meinen Schatten vertilgen, wenn er dem seinigen wich. Laßt uns gefaßt halten. Cäsar soll mir Rechenschaft geben, wegen Pompeius Tod und unsrer übrigen Beschwerden. — Ich will diesem verschlingenden Ungeheuer den Rachen verbinden, oder es soll mich in sein unermessliches Grab mit hinabziehen.

Diener (tritt auf) Oktavia bittet, Dich zu sprechen.

Ant. Oktavia? Beym Himmel, ein günstiger Zeitpunkt zu einem Liebesgespräch!

Vent. Ich bitte Dich, Antonius, laß sie kommen.

Ant. Du willst's! Sie mag kommen — Geht indeß; beobachtet alle Bewegungen Cäsars und der Seinigen. Meldet mir, was ihr findet, und zieht die Legionen ins Freye.

Vent. Wohl, mein Gebieter. (ab).

Vierter Auftritt.

Oktavia, Antonius.

Ant. Du verlangst mich zu sprechen?

Okt. Vergieb' theurer Gebieter!

Ant. Was bringſt Du mir? den Gruß Deines Bruders? —

Okt. O könnt' ich das!

Ant. Ruhig, Oktavia! Bald iſt er am Ziele ſeines Strebens. Pompeius iſt todt.

Okt. Todt?

Ant. Durch Verrätherey ermordet, und Lepidus gefangen. So nah' am Gipfel, ſollt' er nicht die höchſte Stufe überſteigen. — Was ſteht dem großen Cäſar noch im Wege? Dieſer armſeelige Antonius, und er iſt Gebieter der Welt!

Okt. Antonius, theurer Antonius! —

Ant. Ein Meer von Blut kann dieſen ungeheuren unnatürlichen Durſt nicht ſtillen. Er lechzt nach dem meinigen.

Okt. Du zerreißeſt mein Innerſtes!

Ant. Dieſer enge Winkel der Welt hat nur für Einen Cäſar Plaz —

Okt. Schone, ſchone Deines armen Weibes!

Ant. Er gleicht dem reiſſenden Tyger; die ganze Welt zeigt ihm nur ſeine Beute.

Okt. Antonius, Du verkennſt ihn!

Ant. Damals, ja damals, verkannt' ich ihn, als ich Dich von ſeinen Händen nahm; als ich Thor wähnte, mich durch Dich feſter an ihn zu knüpfen.

Okt. Er iſt Dein Bruder, lieber Antonius.

Ant. Beym Jupiter, Nein! Meine Seele ist nicht vom Stoffe der Seinigen. Ich war ein Jüngling wie Cäsar; ich wich ihm nicht an Kraft, nicht an heissem Durst nach großen Thaten, nicht an Vaterlandsliebe. Freyheit und Ruhm, war der Geist, der mich belebte. Aber diesen Gränzenlosen Ehrgeiz, diese Gierde nach Herrschaft, die mit stieren Augen über Ströme Bürgerbluts, über Schwur und Bund hinwegschreitet; bey allen Göttern, die besaß ich nie!

Okt. So vergieb's dem Jünglinge — trauter Antonius!

Ant. Er überschreitet das Alter; Er ist heiß wie der Sommer und sparsam, wie der kärgliche Winter.

Okt. Warum das?

Ant. Wie? behielt er nicht den Raub des allzuleichtgläubigen Pompeius für sich? und die Beute des Lepidus? — Alles, alles schlingt sein heißhungriger Rachen hinab! — Alles für Cäsarn! Es ist nur Ein Cäsar und ich bin nur sein Schatten, oder die Mauer, auf die man die Pfeile des Volkshasses zurückwirft.

Okt. O, daß diese Herrschsucht nicht Eure ganze Seele füllte und daß der Geist der alten Römer von Euch gewichen ist! daß ihr für häusliche Freude keinen Sinn mehr habt! Weh! Weh uns Armen! Weh der armen Oktavia! —

Ant. Wem verlangte heißer nach Ruhe als mir? Wer ſchalt ſie als unedle weibliche Schwäche? Wer höhnte mein vor dem Angeſicht Roms?

Okt. Theurer Gemahl! —

Ant. Wer? dieſer unbärtige Jüngling, der auf meinen Schultern zum Tempel des Ruhms ſtieg. Glaub mir Oktavia, ich war müde dieſes ſteten Ringers; ich ſehnte mich zu meinen friedlichen Laren zurück; aber dieſer junge Tyger weckte mich aus meiner Ruhe — Wenn ein einziger Mittagsſchlummer mich überraſchte, er würde die Welt aus ihren Angeln ſtürzen.

Okt. Und doch liebt er Dich; ich weis es, Antonius, er liebt Dich.

Ant. Mich? Schweſterliebe blendet Dich. Ein Ehrgeiziger liebt nichts; ſollt' er ſeinen Mitbuhler lieben? Doch was ſag' ich, er haßt mich und er hat's bewieſen.

Okt. Gewiß, Antonius, das thut er nicht.

Ant. Er höhnte mein, ſag' ich Dir!

Okt. Man hintergeht Dich, lieber Antonius.

Ant. Beym Zevs! er höhnte meiner mit dem bitterſten Spott. Dreyfaches Verderben komm über ihn!

Okt. O mein Gemal! —

Ant. Jeder Tropfe meines Bluts entflamme zu Feuer, um ihm zu beweiſen, daß man Antonius nicht ſpottet.

Okt. Antonius, bey allen Göttern! Antonius, ruf dieſen fürchterlichen Fluch zurück! —

Ant. Nimmermehr!

Okt. Es iſt mein Bruder! —

Ant. Iſt Ers? o ſo fleuch, fleuch Elende! fort aus meinem Bett! O daß ichs vergeſſen könnte, daß Du Cäſars Schweſter biſt!

Okt. Mein Gemal! mein theurer Antonius, ich umfaſſe Deine Kniee —

Ant. Du zauderſt? Ich haſſe alle Zwitter. Cäſars Schweſter, Antonius Gemahlin, wähle.

Okt. Hab' Mitleid mit Deinem Weibe. Ihre einfache Seele faßt keine andre Empfindungen, als die der Liebe des Weibes, der Liebe der Schweſter. Könnt' ich Bande zerreiſſen, die meine Mutter knüpfte, mein Herz wär' ganz des Antonius.

Ant. Was verlangſt Du?

Okt. Schone meines zerriſſenen Herzens! — Biet Cäſarn als Bruder die Hand!

Ant. Ich? Ihm?

Okt. Nimm ihn doch freundlich auf! Es iſt die höchſte Wonne meines Herzens euch vereint zu ſehen; gönn ſie Deiner armen Oktavia!

Ant. Steh auf!

Okt. Nicht, bis Du mirs gewährſt!

Ant. Wo iſt Cäſar?

Okt. Hier!

Ant. Wie? hier?

Okt. Meine Thränen rührten ihn!

Ant. Und er kommt? —

Fünfter Auftritt.

Cäsar und Gefolg. Vorige.

Cäsar (ihn umarmend). Als Freund, als — Bruder.

Ant. Wie, Cäsar?

Cäs. Oktavius Bitten bewogen mich, Dir zuvorzukommen.

Ant. Einem Weibe verdank' ich's also, daß der mächtige Cäsar —

Cäs. Antonius!

Okt. Laßt immer mir Armen dieß Verdienst. — Bey allen Göttern beschwör' ich euch, söhnt euch aus, oder ermordet die getheilte Oktavia! Ihr seyd beyde meinem Herzen gleich theuer.

Cäs. Ich will — Laß uns Freunde seyn, Antonius.

Ant. Auf welchen Zeitraum?

Okt. Ewig! Ewig!

Ant. Du forderst zu viel für Deinen Bruder. Seine Bündnisse gleichen den Liebschaften der Liebenden; täglicher Zank stört sie und erneut sie.

Cäs. Beym Himmel, Antonius, Du spottest mein!

Ant. O, daß ich's nie von Dir lernen möchte!

Cäs. Von mir?

Ant. Von Dir! Wer höhnte mein im Angesicht des Römischen Volks? Wer?

Cäs. Das that ich nicht.

Ant. Du! Du thatst! Metellus und Skarus und Fontejus; alles edle Männer, hörtens und erröthetens für Dich.

Cäs. That ich's, so wird's Cäsar vertheidigen.

Ant. Und Antonius rächen! Nein, nein, Cäsar, wenn schon das Römische Volk bey Deinem Namen lächelt; auch Antonius ist noch ein Römer.

Cäs. Er zeig' es.

Ant. Das wird er, beym Jupiter, das wird er!

Cäs. Schwör' bey der Isis!

Ant. O all' ihr Mächte des Himmels, hört, wie man dem alten Antonius mitspielt! Nein, Cäsar, Dein Zeitpunkt ist noch nicht gekommen. Noch bist Du nicht Herr der Welt; noch lebt Antonius.

Cäs. Wo ist er?

Ant. Du sollst ihn sehen. Aber nur Einmal noch in diesem Leben, wie die Furie der Hölle. Ich habe wichtige Punkte mit Dir auszumachen, Cäsar.

Cäs. Wohlan!

Ant. Der Geiſt des ermordeten Pompeius erſchien mir! —

Cäſ. Warum Dir?

Ant. Und Lepidus, der arme betrogene Lepidus. — Doch es iſt gut, ich werd' Rechenſchaft von Dir fordern, Cäſar, blutige Rechenſchaft! —

Cäſ. Hier bin ich! —

Ant. Beym Himmel, Du reizeſt mich! — Eh' trete der glühende Acheron aus ſeinen Ufern und verzehre den Erdkreis, eh' Antonius dies ruhig erträgt! — (will fort.)

Okt. (ihn zurückhaltend) Mein Gemahl! (zu Cäſarn) Mein Bruder! Bey allem, was Natur und Liebe Heiliges hat, erbarmt euch mein! Könntet ihr einen Blick thun in dieß zerriſſene Herz! —

Ant. Du hörſt's!

Okt. Legt meine Sanftmuth zwiſchen euern Sturm. Laßt mich die Scheidewand ſeyn zwiſchen euern Grimm; und wenn ihr morden wollt, ſo ſo ſteigt über Oktaviens Leiche!

Ant. Was willſt Du?

Okt. Deine Hand, lieber Gemahl!

Ant. Hier iſt ſie! —

Okt. Die Deinige, lieber Bruder!

Cäſ. Hier.

Okt. O verſöhnt euch, verſöhnt euch!

Ant. Ich will; Cäsar, rechtfertige Dich. Gieb mir Genugthuung wegen meiner Beschwerden und dann gönne mir Ruhe.

Cäs. Das will ich herzlich; aber hör' auch die meinige.

Ant. Billig! — und nun leb' wohl, Cäsar; ruf' Deine Freunde und Heerführer zusammen und ich die meinigen; sie sollen unsern Unterhandlungen beywohnen.

Cäs. Leb' wohl, ich erwarte Dich! —

Ant. Du? mich? — Es sey', ich komme. Leb' wohl!

Cäs. Leb' wohl! — (ab)

Sechster Auftritt.

Antonius. Oktavia.

Okt. Dank, heißer Dank Dir, guter Antonius! —

Ant. Dir, theure Oktavia! Du hast eine große That gethan. Es werden Königreiche erobert und es ist minder groß. — Einen Kuß, Oktavia. Sieh, darum schuf die Natur das Weib! — Sie ist das Band, das das Weltall' zusammenhält; Ihre Sanftheit glättet das Rauhe unsrer Gemüthsart und verflößt Stärke und Schwachheit. Nun, leb' wohl Oktavia. Ventidius erwartet mich — Leb wohl, meine süße Oktavia! (Okt. ab).

Siebenter Auftritt.

Antonius (allein).

Ob das Wahrheit iſt? — Ob das dauern kann? — Beym Himmel, je mehr ich hinauf ſchaue in dieß große Gewebe der Natur — es iſt nicht Plaz für uns beyde! —

Achter Auftritt.

Kleopatra, (mit aufgelöſtem Haar ohne Schmuck;)
Antonius.

Kleop. (auf ihn zueilend) Antonius!

Ant. Was ſeh ich? Kleopatra?

Kleop. Erkennſt Du mich, Treuloſer?

Ant. Kleopatra! iſt's möglich, Kleopatra?

Kleop. Ich bins!

Ant. Kleopatra in Tarent? —

Kleop. Du erſtaunſt, Undankbarer? die Nattern Deines Buſens verkündeten Dirs nicht?

Ant. In der That die Königin von Egypten hier — in dieſer Lage —

Kleop. Nein, Antonius, nicht die Königin iſt's, die Dich aufſucht; die arme verlaſſene, unglückliche Kleopatra! das Diadem ſchüzte ſie nicht vor dem Schickſal gemeiner Sterblichen; ſie liebte und ward verrathen!

Ant. Verrathen?

Kleop. Verrathen! Ja Antonius, warum ſtahlſt Du durch große Thaten und Schmeicheleyen Dich in mein Herz? warum heuchelteſt Du Liebe, um mich zu verlaſſen?

Ant. Ich bin ein Römer, Kleopatra.

Kleop. Wie? Iſt das Euer Vorzug? Iſt Verrath bey Euch Verdienſt? O ſo laßt mich den Furien ihre Fackeln entreißen und Rom an den vier Enden anzünden.

Ant. Sollt' ich mitten in der Laufbahn des Ruhms ſtille ſtehen? Pflicht und Vaterland rieſen mich von Dir.

Kleop. Und heiligere Pflichten hielten Dich nicht zurück? — Wer Antonius, ſchwur ſo oft in ſeeliger Trunkenheit der Liebe, mich nie, nie zu verlaſſen? Wer?

Ant. Kleopatra!

Kleop. Du haſt ſie vergeſſen, Treuloſer! die Augenblicke, wo unſre Seelen auf unſern wunden Lippen irrten, wo himmliſches Feuer all unſre Fibern durchdrang und unſer Weſen verklärte, und in dieſem Meer wohlthätiger Flammen ſchwimmend, — ha, Elyſium ſelbſt, wog nicht einen einzigen Moment ſolchen Daſeyns auf!

Ant. Halt ein Kleopatra! halt ein! die Erinnerung erſchüttert mich!

Kleop. O daß die unerbittliche Zeit auch über ſolche Wonne herrſchen kann! O daß

der Eindruck ſolcher Gefühle hinwegſchwinden kann, wie ein Frühlingstraum! —

Ant. Thu' mir nicht unrecht, Kleopatra.

Kleop. Nein, Antonius! Du biſt mehr, oder weniger, als ein Sterblicher, daß Du ſolche Gefühle vergeſſen kannſt. — Und wär' ich unſterblich und verlöhr' ſich mein Daſeyn in dem unermeſſlichen Raume der Ewigkeit, es würd' mein einziger Gedanke ſeyn.

Ant. Du beſchämſt mich.

Kleop. Antonius hat grauſam an mir gehandelt. Du göttliche Iſis und all' Ihr Mächte des Himmels, euch ruf ich zu Zeugen, wie ſo ganz ich dieſem Manne mich hingab; in der ganzen weiten Natur nichts fühlte, ſah, hörte, als ihn, jeden Athemzug, jeden Hauch für verlohren hielt, der nicht in ſeine Lippen überfloß.

Ant. Theure, Theure Geliebte!

Kleop. Und wie er das mir lohnte, heilige Mächte des Himmels! Wie er ſich loswand aus meinem um ihn gekketeten Arm; wie er ſchwur wieder zukommen, nie Kleopatra zu verlaſſen! Wie er, noch gebadet von meinen heiſſen Thränen, noch brennend von meinen glühenden Küſſen, in die Arme einer andern ſtürzte, und gleich Ariadnen mich einſam an der Spize des Abgrunds zurück lies! —

Ant. Vergieb, vergieb mir!

Kleop. O vergieb Dir ſelbſt, Antonius; — verantworte bey Deinem Schutzgeiſt, wenn Du kannſt, all' die Wonne, die Du Dir mordeteſt! — Doch es iſt geſchehen: und dieß armſeelige Leben verdient keines Danks, da ſelbſt Wonne der Liebe endlich iſt.

Ant. Daß ich mir ſelbſt leben könnte!

Kleop. Du kannſt's! Entſchluß iſt die Mutter alles Großen und alles Glücks! Antonius, Antonius, die Königin der Egypzier ſtieg von ihrem Thron, ſie entkleidete ſich von allem, nur nicht von ihrer Zärtlichkeit für Dich! Gleich einem Liebesſiechen Mädchen lief ſie Dir nach — ſie liegt zu Deinen Füßen! —

Ant. Königin, was willſt Du?

Kleop. Dein Herz rühren, oder ſterben! —

Ant. Was ſoll ich?

Kleop. In meine Arme zurückkehren.

Ant. Was kann ich? —

Kleop. So ſpricht der Beherrſcher der Welt? —

Ant. Und Cäſar?

Kleop. Iſt Dein Zuchtmeiſter?

Ant. Aber Oktavia?

Kleop. Nur einen Blick, Antonius! einen einzigen armſeeligen Blick!

Ant. Weib!

Kleop. Und Kleopatra? die arme Hülfloſe Kleopatra? Was war ſie, eh' Du Oktavien

Deine Hand gabst; sprich Tertuloser, was war sie?

Ant. Kleopatra! Kleopatra!

Neunter Auftritt.

Ventidius, Vorige.

Vent. Herr! —

Ant. Was willst Du?

Vent. Cäsar erwartet Dich! —

Ant. Ich komme!

Vent. Die Feldherren sind in Deinem Zelt versammelt.

Ant. Ich eile! — sag's Ihnen —

(Ventid. ab.)

Kleopatra leb' wohl! (im Fortgehn)

Kleop. Grausamer, so verläßt Du mich? —

Ant. Ich muß!

Kleop. Du mußt? Wohl mir, daß ich nicht unsterblich bin.

Ant. Was willst Du?

Kleop. Es war einst eine verlassene Königin, die löschte Gluth mit Gluth und begrub Lohn betrogner Liebe in den Flammen.

Ant. Kleopatra! Kleopatra! —

Kleop. Diese lezte, lezte Umarmung, wirst Du mir sie versagen? —

Ant. Kleopatra!

Kleop. Daß ich wenigſtens den Hauch Deiner Lippen mit hinüber nehme!

(Ant. umarmt ſie)

Ant. Kleopatra, was verlangſt Du?

Kleop. Geliebter, theurer Abgott meiner Seele! was in dieſer weiten Welt kan ich wollen, wünſchen, verlangen, als Dich? Dich ſelbſt?

Ant. Zauberin! Allmächtige Zauberin! wohin reiſſeſt Du mich?

Kleop. In dieſe nur für Dich gewundene Arme, an dieſen nur Dir entgegenſchwellenden Buſen, an dieſe nur für Dich glühende Lippen! —

Ant. Wohlan! — und wenn alle irdiſche Mächte ſich gegen mich empörten, und wenn der Orkus ſeinen Schlund gegen mich öfnete — Du bleibſt mir! und dieſes Herz, mit ihm bin ich immer Antonius! — Eros! Ventidius!

Zehnter Auftritt.

(Sie erſcheinen).

Auf! laßt die Lager abbrechen. Rüſtet Euch zum Zug! — Deine Legion voran —

Vent. Wohin, Antonius?

Ant. Wohin? — Mir nach! —

Vent. Nach Alexandrien?

Ant. Mir nach, ſag' ich euch! Beym Zevs, mir nach! — Fort, laßt eure Schaaren aufbrechen. (ab)

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Rom.

Römiſche Senatoren.

1ter Senator.

Hörſt Du das Frohlocken des Volks?

2ter Sen. Es iſt Cäſars Einzug.

3ter Sen. Leider hör' ichs, und es durchdringt mein Gebein! —

1ter Sen. Sie heulen zu dem Leichenbegängnis der Römiſchen Freyheit.

3ter Sen. So ſind die Launen dieſes erbärmlichen Pöbels! — Immer klebt er an der Schaale; gaft' gleich Kindern alles an, was klimpert oder glänzt, und vergreift ſich, ohn' es zu wiſſen. Beym Himmel! ſezt die Statue der Freyheit neben die Bildſäule der Knechtſchaft; laßt jener ihre edle natürliche Einfalt, ſtreicht dieſe an und vergoldet ſie an den Enden; und dieß armſeelige Volk wird dieſe umfaſſen und Freyheit! Freyheit! aus vollem Halſe rufen —

2ter Sen. Stille! er kommt!

Zwey-

Zweyter Auftritt.

Cäsar, Dolabella, Prokuleius, Gefolge, Vorige.

Senatoren. Heil! Heil Dir, großer Cäsar! —

Cäs. Ich dank' Euch, meine Freunde! —

1ter Sen. Sey uns willkommen, edler Feldherr!

Cäs. Auch ihr seyd mir willkommen. — Ihr wißt, was so lange mich zurückhielt.

3ter Sen. Wir wissens.

2ter Sen. Kommst Du allein?

Cäs. Was meint Ihr damit?

2ter Sen. Wo ist Antonius?

Cäs. Antonius? — O könnt ich sprechen: er ist nicht mehr!

Sen. Wie?

Cäs. Könnt ich sprechen, Antonius ist gefallen von dem Schwerd des Feinds, für sein Vaterland! könnt ich den Aschenkrug, der die Gebeine des edlen Antonius in sich faßt, vor Euch, ehrwürdige Väter, niedersezen und ihren Zoll von Euern Augen fordern! —

Sen. Er ist todt?

Cäs. O wär er's! so ersparten meine Wangen diese Schaamröthe; o wär' er gefallen wie ein Römer, sein Name hätt' ihn überlebt! —

Sen. Antonius lebt also noch?

Cäs. Antonius? Nein! nein Antonius, der Antonius, den ihr kanntet, groß an Edelmuth, reich an Thaten, hinschreitend mit Riesenschritt zum Tempel der Unsterblichkeit, dieser tapfre, edle Antonius — Wer von Euch kannt ihn nicht?

Senatoren. Wir kannten ihn! wir kannten ihn!

Cäs. Er ist dahin!

Sen. Dahin?

Cäs. Er ist dahin. Sein irrdischer Theil lebt noch, aber seine große Seele ist entflohn. Gleich dem Sommervogel hat sie ihre Hülle abgestreift und verfolgt eine höhere Laufbahn.

Sen. Du sprichst räthselhaft. Antonius ist also würklich todt?

Cäs. Nur Antonius kann dieß Räthsel Euch lösen. — Hört mich, Ihr Senatoren! hört mich, Väter des Vaterlandes! — Antonius hat seine Seele, sein Herz, sein Blut, seinen Stand verlohren — und ist —

Sen. Geschwind! Wo ist er?

Cäs. In den Armen einer Buhlerin!

Sen. Antonius?

Cäs. Er! Er! die Natur sollte erröthen, daß solch' ein Mann gefallen ist! —

Sen. Wo hält er sich auf?

Cäs. In Alexandrien! —

Sen. Zog er nicht gegen die Parther?

Cäs. Das that er und mit seiner getreuen Gefährtin, dem Glück. In Tarent trafen wir uns. Die sanfte Oktavia vermittelte unsre Beschwerden. Indeß suchte ihn Kleopatra auf. Er fiel von neuem in die goldenen Neze dieser Syrene. Er verlies plözlich Tarent; er verlies mich; er lies Oktavien zurück.

Sen. Das that Antonius nicht!

Cäs. Freund, Freund, könntest Du mich Lügen strafen! Beym Zevs! wenn Cäsar lügen könnte, so möcht' es dießmal seyn. — Doch es ist nur allzugewiß! Er überließ das Heer der Führung des Ventidius; er vergaß, was er Rom, Euch, seinem Weibe, seinem Namen und mir schuldig ist. Er flog mit ihr nach Alexandrien.

Sen. Das ist schändlich! —

Cäs. Höchst schändlich! Die Schaamloseste unsrer Dirnen würd' ihn verkennen: Stellt Euch Euren Feldherrn vor, wie er im Schooße der Wollüste sich wälzt, die buhlerische Königin auf seinen Knieen schauckelt, wie sein Gesicht von Gierde glüht, seine Adern vom Falerner schwellen, sein Bart vom Balsam trieft, sein Aug, dieß große Aug, der Spiegel edler Thaten, der Schrecken unsrer Feinde, in Süssigkeit schwimmt und sein sonst wild und groß emporstrebendes Haar in leichten duftenden Locken herabwallt! —

Sen. Hör auf, Cäsar —

Cäſ. Ich ſehe es, Freunde, edler Unwille treibt euch das Blut zur Stirne; und warum ſollt' es nicht? Es iſt ein ſchändlicher Anblik für einen Römer! Aber wollten die Götter, es wär alles, was ich euch zu ſagen habe.

Sen. Wie? noch mehr?

Cäſ. Wär es alles, ſo hätte Antonius ſeinen Namen und ſeinen Stamm gebrandmarkt und die Schande fiel auf ſeinen Kopf. Aber, o ihr Römer, verſagt Cäſarn euer Mitleid nicht, wenn er den Mann ſeiner Schweſter anklagen muß! Bedauert ihn, denn ſeine That iſt ſo ſchändlich, daß all' meine Narben mich ſchmerzen, indem ich ſie erzähle.

Senatoren. Sprich, Cäſar! Was iſts?

Cäſ. Antonius iſt ein Verräther an ſeinem Vaterlande!

Sen. Ein Verräther?

Cäſ. O Edelmuth und Tapferkeit, verbergt euch und troknet eure Thränen mit Flor, daß der edle Antonius ſo tief fallen mußte!

Sen. Cäſar! Cäſar, ich fürchte, Du biſt neidiſch auf ihn.

Cäſ. Ich? beym mächtigen Jupiter, Cäſar beneidet nur ſich ſelbſt! — Hier, fragt all' dieſe Männer, werth eurer Achtung und eures Danks, laßt ſie ſprechen und Cäſarn ſchweigen!

Sen. Sprich, Cäſar! Sprich Du!

Cäſ. Wohlan! Nicht genug, daß Antonius in Egypten in weibiſchen Schlummer verſenkt, ſich unthätig in Wollüſten wälzt, indeß die Feinde Roms neue Kräfte ſammeln: er ſchaltet auch unumſchränkt über euer Eigenthum!

Sen. Was ſagſt Du?

Cäſ. Ich ſag Euchs! Er ſpielt mit Königreichen, wie man mit Nüſſen ſpielt! Syrien war der Lohn eines Nachtſchmauſes; die reiche Inſel Cypern gab er für ein halbduzend honigſüße Küſſe hin, die er, dieſer kleinen Gabe ohngeachtet, ihr abbetteln mußte. Und die Erlaubnis, eine Falte, eine einzige neidiſche Falte am Schleyer ihres Buſens zu ebnen, kaufte er für einen großen Theil von Phönizien! —

1ter Sen. Beym Himmel! das iſt ſchändlich!

2ter Sen. Antonius iſt ein Verräther!

(Ein Römer von Cäſars Gefolge tritt auf) Cäſar!

Cäſ. Was willſt du?

(ſpricht leiſe mit ihm).

Cäſ. Wie? was ſagſt Du? ſag' es laut!

Römer. Oktavia iſt zurückgekommen.

Cäſ. Und wie? wie? Sag' es laut! O ſag' es laut! daß der ganze Erdkreis es hören möchte! Wie?

Römer. Antonius hat ſie verſtoßen!

Sen. Verſtoßen?

Cäſ. Verſtoßen!

Sen. Bringt sie hieher! laßt sie hieherkommen!

Cäs. Ich bitt' Euch, erlaßt ihr das! O könnte sie ihre Schande in den Abgrund der Erde verbergen!

Sen. Wir wollen sie sehen! sie soll kommen.

Cäs. Ihr wollt es? Wohlan! man rufe sie! Seht es nun selbst, wie Antonius Cäsarn mishandelt. — Als ich ihm diese Schwester gab, dieses Kleinod meines Hauses, so that ichs um eurentwillen, ihr Römer! Ich hofte, diesen wilden übermüthigen Antonius auf ewig an euch zu knüpfen; ach! nur um dieſen Preiß konnt' ich Oktavien hingeben und ſo verzeiht mir — meine Thränen — — Nun ſo weine der Himmel blutige Thränen, da Cäſar weinen muß!

Sen. Wahrlich! Es iſt ſchändlich! höchſt ſchändlich!

Cäs. Hier iſt ſie!

Dritter Auftritt.

Oktavia, Vorige.

Cäs. Komm! Komm Oktavia!

Okt. O mein Bruder!

Cäs. Seht Römer! dieſes arme, verlaſſene, hülfloſe Weib! — Seht, ſo ſchickt Antonius mir meine Schweſter zurück! — Dieſes holde

Weib, ganz Unschuld und Sanftheit! einzig an ihm hangend, nach all' seinen eigensinnigen Launen sich schmiegend; ganz Stille und Häuslichkeit; jedes Lächeln auffassend, wie die Blume den wohlthätigen Thau; bey jeder trüben Wolke zitternd und in stiller Wehmuth zerfließend! — O verzeiht mir, Römer! — verzeiht mir! es ist meine Schwester! —

Sen. Fahr' fort, Cäsar! fahr' fort! —

Cäs. Die Götter mögen's nie dem vergeben, der mich zwingt, sie zu seiner Schande zu schildern! Und dieses anmuthige Geschöpf, diese sanfte Blume des Liebreizes, die den ersten Thron der Welt schmücken würde — mit Einem Wort, Cäsars Schwester, stößt man von sich, gleich einer feilen Meze! schickt man zurück, gleich einer Bettlerin!

Okt. O nicht so, mein Bruder! —

Cäs. Beym Zevs, so ist's! — Seht ehrwürdige Väter, wie das edle Weib noch jezt für ihn spricht; noch, da er sie mit Schande von sich stößt und die Krone Römischer Weiber einer fremden Buhlerin aufopfert! —

Okt. Sie hat ihn bethört!

Cäs. Stille! Nachsicht wär' hier Verbrechen. — Ihr hörtet's, Römer, sprecht nun zwischen mir und Antonius! Soll er ungestraft Euer Eigenthum verschenken, und statt des Streits fürs Vaterland, sich im Schlamm der Wollüste wäl-

zen? Soll Cäsar sich und sein Haus gebrandmarkt sehen?

Sen. Beym Himmel! man muß ihn züchtigen.

Cäs. Das muß man! Eh' soll die Erde in ihr ursprüngliches Nichts zurückkehren und alle Elemente in ihren Urstof sinken, eh' Cäsar diesen Schimpf ungerochen läßt.

Okt. Cäsar! Cäsar! Er ist mein Gemal!

Cäs. Bey den unsterblichen Göttern! nenn ihn nicht mehr so, oder ich werde diese unnatürliche Verwandschaft in Deinem Blute auslöschen. Auf, Römer, auf! Laßt uns rüsten! Wir wollen ihn in seinen seidenen Betten aufsuchen und ein Geräusch vor seinen Ohren machen, wofür er Sang und Saitenspiel und Rauschen der Küsse nie mehr hören soll. Auf! Auf!

Römer. Auf! Auf! Ins Feld! —

Vierter Auftritt.

Saal im Pallast zu Alexandrien.

(Nacht; Gastmahl.)

Antonius ohne Rüstung; **Kleopatra, Miris, Eros, Derzetus, Diomedes, Hofleute.**

Ant. Die edle Königin soll leben!

Hofleute. Sie lebe! — (Sie trinken. — Saitenspiel).

Kleop. Der erhabne Antonius lebe!

Hofl. Er lebe! — Der Beherrſcher der Welt, Antonius, lebe! (ſie trinken).

Ant. Ich dank' Euch, Freunde! — (Saitenſpiel.)

Kleop. Wollt ihr nicht unſre egyptiſche Tänze ſehen, Antonius?

Ant. Allerdings, meine theure Königin!

(Tänzer tanzen)

Ant. Beym Zevs! dieſe Leute ſcheinen Flügel an den Füſſen zu haben. Was dünkt Dir davon, Derzetus? —

Derz. Herr! es mögen ſtets die Füße unſrer Feinde ſeyn!

Ant. Brav, Derzetus! — Aber wo iſt Ventidius?

Kros. Er iſt lange, daß er ſich wegſchlich.

Ant. Pfui der Schande! daß der Ueberwinder der Parther den Schlaf nicht überwinden kann! Was meinſt Du Königin, war das nicht eine feſtliche Nacht?

Kleop. Allerdings, theurer Antonius!

Ant. Wetteſt Du, daß die Olympier ſie nicht beſſer zubringen?

Kleop. Nicht einen Obole!

Ant. Beym Himmel, wir feyern das Feſt der Aurora! Komm! den Becher in der Hand wollen wir ſie begrüßen.

Kleop. Das wollen wir! (ſie trinken).

Ant. Die Sterne ſtimmern bleicher, unſre Fackeln verlöſchen, die Häupter unſrer Freunde ſinken; ſieh, Deine Miris, Kleopatra!

Mir. Ich — ich — Derzet —

Ant. Sie träumt von Dir glücklicher Derzetus! — Doch es iſt Zeit! — Wollen wir Königin?

Kleop. Dein Wille iſt der meine. Ich zähle meine Stunden nach Dir —

Ant. Wohlan! Schlaft wohl, Freunde! (Alle ſtehen auf und entfernen ſich).

Fünfter Auftritt.

Antonius, Kleopatra.

Kleop. (im Abgehen zu Miris) Miris! Du erwarteſt mich im Vorzimmer! — O daß wir allein ſind! daß wir endlich allein ſind! —

Ant. Theure, ſüße Geliebte! —

Kleop. Allen Sterblichen, den Göttern ſelbſt mißgönn' ich das Glück Dich zu ſehen! Allein, allein, einzig, möcht' ich Dich beſitzen! Dein Anſchaun mit keinem Weſen theilen!

Ant. Abgott meines Herzens! (ſie umarmend).

Kleop. Ich ſchwöre Dirs, Antonius, mit der Iſis ſelbſt könnt ich neidiſch über Dich ſeyn!

Ant. Wie lohn' ich Dir all' dieſe Liebe?

Kleop. Erröthen würd' ich, hätteſt Du nicht durch königliche Geſchenke mich an Beſchämung, wie am Dank arm gemacht! —

Ant. Falſche! ein einziger Kuß von dieſen Nektar-Lippen bezahlte mir alles.

Kleop. Mein theurer Antonius!

Ant. O zale, zale fort, daß dem bettelarmen Antonius der Lohn fehlt! daß er neue Welten ſuchen muß, ſeine Schuld an Dich zu tilgen. Zale fort, meine ſüße Gläubigerin!

Kleop. Du biſt alſo glücklich in meinen Armen?

Ant. Ich laſſe den Göttern ihren Olymp und ihr Elyſium.

Kleop. Und doch, Grauſamer, mußt' ich mit ſanfter Gewalt Dich nach Alexandrien bannen.

Ant. O ſo ſträubt ſich der eigenſinnige Winter gegen den ihm entgegenkommenden Lenz! Er ſchüttelt ſeine gefrornen Locken, er zittert, er knirſcht, er durchbeißt die Adern ſeines Gegners, bis die allmächtige Sonne ihn ergreift, die Natur aus ihrem Schlafe ruft, und ſie in Blüthen und Wonne und Leben und Seeligkeit auflöſt!

Kleop. So wird er wieder kommen dieſer Winter?

Ant. Nie! nie! —

Kleop. Nun, ſo hinkt Dein Gleichnis.

Ant. Zänkerin!

Kleop. Willſt Du ſchlafen, Antonius?

Ant. Es iſt früh!

Kleop. So komm: folge bald mir nach! — Ich möchte nie ſchlafen, ſo ich Dich wieder be-

ſize! — Möcht ewig Dich anſchauen, ohne Aufhören an Deinem Hals, an Deinem Lippen hangen und jeden Moment Deines Daſeyns verſchlingen!

Ant. Zauberin!

Kleop. Ach Antonius! und wär' ich unſterblich, ſo iſt doch der Moment, der gegenwärtige Moment auf ewig dahin, und eine Gränzenloſe Ewigkeit vermag ihn nicht wiederzubringen! Bedenk' das, eh' Du mich geizig ſchiltſt. — Leb wohl, auf Wiederſehn! — Du verſtehſt mich, Antonius? —

Ant. Ich folge Dir. — Laß indeß Miris Wache halten. (Kleop. ab).

Sechſter Auftritt.

Antonius allein.

Welch ein Meer von Wonne, in dem ich verſinke! Meine Sinne ſind in Flammen! — Mein Kopf! — (er ſezt ſich und ſchläft ein) Göttlich! — Dieſer Buſen — Kleopatra! —

Siebenter Auftritt.

Ventidius, Antonius.

Vent. (In Rüſtung; er tritt zu ihm) Ha! Er ſchläft! — Iſt dies mein Feldherr? — So

ſchläft Bachus, oder Silen! — (ſchüttelt ihn) Antonius! —

Ant. Süße — Kleopatra! —

Vent. Antonius! — Er hört nicht? Antonius! — Beym Himmel! die halbe Welt horchte ſonſt bey dieſem Namen und er ſelbſt hört ihn nicht! — Antonius!

Ant. Mein Becher —

Vent. Pfui! Pfui der Schande! — o ihr edlen Römer, die ihr ſo oft, von ſeinem Namen entflammt, unſere Adler in die dickſten Haufen der Feinde trugt, wann ihr ſo euern Feldherrn ſehen ſolltet! voll edlen Grimms würdet ihr die Schwerdter zerbrechen, und euch an euern aufgeriſſenen Wunden verbluten! — Antonius!

Ant. Was iſts? —

Vent. Noch immer? — Beym Himmel, er ſoll erwachen! ich will ihm ſeinen Namen ins Ohr ſchreyen und ſollt' ich alle Furien des Orkus aus ihrem Size hervorrufen! — Antonius!

Ant. Was iſts? (er erwacht) Du, Ventidius?

Vent. Wie Du ſiehſt! — Lange ſchon ruf ich Dir.

Ant. Ich bitte Dich, laß mich ſchlafen.

Vent. Schlafen? Schlafen? daß ich dieſes Wort aus Antonius Munde hören muß! daß mich nicht die Keule eines Parthers zerſchmetterte, eh' ich dieß Wort hörte! — Schlafen?

Ant. Ich bedarf's, lieber Ventidius.

Vent. Freylich, nach einer durchgeſchwelgten Nacht! — Antonius, Antonius! Du willſt ſchlafen? Du? Gieb Acht, Deine Ehre, Dein Name, Dein Glück verſinkt in einen ewigen Todesſchlaf. — Cäſar ſchläft nicht!

Ant. (aufſtehend) Was ſagſt Du? Cäſar?

Vent. Er wacht, indeß Du ſchläfſt. Sein Auge umſpannt den ganzen Erdkreis und nimmt ihn als ſein Eigenthum in Beſiz, indeß Deins, verſchloſſen, keine Spanne Landes mißt. Er kämpft, indeß Du zechſt; er ſiegt indeß Du küſſeſt; er rüſtet ſich, indeß Du ſchläfſt.

Ant. Er rüſtet ſich?

Vent. Er eilt über das Joniſche Meer! Er hat den Senat gegen Dich aufgebracht. Zwey hundert funfzig Schiffe, achtzig tauſend Mann Fußvolk, zwölf tauſend Mann Reuterey ſtehen unter ſeinem Befehl.

Ant. Er naht ſich, ſagſt Du, und in dieſer Eile?

Vent. Antonius! Antonius, es war eine Zeit, wo der Flug der Vögel Dir zu langſam ſchien.

Ant. Es iſt unglaublich!

Vent. Alle unſre Kundſchafter ſagen's aus; mein Kopf haſte Dir dafür.

Ant. Geh, Ventidius, eile, hinterbring es der Königin! —

Vent. Der Königin? — Zu einem Weibe ſchickſt du mich? Leb wohl!

Ant. Wohin?

Vent Fort! zu unsern Legionen! sie entlassen, weil denn ihr Feldherr nicht mehr ist.

Ant. Bleib! Was willst Du, das wir thun?

Vent. Es war eine Zeit, wo wir thaten, was Ehre und Ruhm uns geboth; o daß wir jezt thun müssen, was die Noth befiehlt. Laß uns aufbrechen, Antonius; laß uns Cäsarn entgegenrücken, eh' er uns in diesem Sybaritischen Wohnplaz überfällt.

Ant. Wohlan! Laß die Feldherren zusammen kommen. Ich ruhe indeß.

Vent. Antonius! Antonius! — Bist Du ein Römer?

Ant. Was willst Du damit?

Vent. Beym allmächtigen Zevs! ich erröthe für Dich. Schlafe nur, Antonius, schlafe; denn Dein bester Theil schläft, wenn Du auch wachst.

Ant. Kaum bricht der Tag an!

Vent. Sieh' dort die jugendliche Morgenröthe, mit welcher Majestät sie heraufsteigt. Sie ist die Freundin der Helden, nicht der Schwelger. Deine brave Kriegesmänner haben sie mit Jauhzen begrüßt; indeß Du sie angähnst. — Ins Schlachtfeld ist's nie zu früh. O! Antonius, Antonius, es war eine Zeit, wo Du zittertest, Aurora würde Dich vor einer edlen That übereilen.

Ant. Beym Himmel, Du beſchämſt mich!

Vent. O könnt' ich! könnt ich das! — Antonius! bey den geheiligten Göttern Roms, bey der Aſche Deiner erhabnen Ahnherren beſchwör' ich Dich, erwache! erwache aus dieſem unnatürlichen Todesſchlummer!

Ant. Wie iſt mir?

Vent. Wolluſt entnervt Dich; Trunkenheit frißt an Deiner Mannkraft. Buhleriſche Spiele, ſtatt der Spiele des Cirkus, Kampf der Zungen und Lippen, ſtatt der Schlacht, haben Deine Nerven erſchlafft und Deine Seele wieder in die Wiege gelegt.

Ant. Du erſchreckſt mich, Ventidius.

Vent. Erlaubten die Mächte des Olymps dem Schatten des großen Brutus, aus dem unterirdiſchen Reich empor zu ſteigen; jezt, ſo wie ich Dich fand, Antonius, würd' ich Dich vor ihm ins Gericht ſtellen.

Ant. Ventidius! Ventidius! Was ſoll ich thun?

Vent. Feldherr!

Ant. Was ſoll ich?

Vent. Ruf den Geiſt des Antonius zurück, wenn er nicht auf ewig dahin iſt! — Sey wieder Antonius! —

Ant. Das will ich.

Vent. Fleuch dieſe vergiftende Luft! Fleuch dieſen weibiſchen Hof! — Ermanne Dich und führ' uns an.

Ant.

Ant. Wo ist mein Schwerd?

Vent. Hier! Nimm das Meinige!

Ant. (Ihn bey der Hand fassend) Bey dem Geist unsers ermordeten Cäsars; bey dem Schatten des unglücklichen Brutus, schwör' ich Dir's — ganz, ganz wieder Antonius zu seyn! — Ja, Ventidius, Gift schleicht in meinen Adern, Erschlaffung lähmt meine Glieder, aber mein Geist ist zurückgekehrt; er soll sie überwältigen! — Ich bin wieder Antonius, ich bin ein Römer — ich bin werth es zu seyn; komm, daß ichs Euch beweise! — Wo ist Eros? Wo Skarus? —

Achter Auftritt.

Eros, Skarus, andre Feldherren des Antonius.

Feldherren. Hier, Antonius?

Ant. Willkommen, edle Gefährten! Willkommen! Auf zur Rüstung! — Wo sind die Legionen?

Vent. Hörst Du nicht ihr freudiges Geschrey? Sie erwarten Dich.

(Kriegsgeräusch in der Ferne).

Ant. (Er zieht das Schwerd) Wohlan! Fort aus diesem Kerker! Meine Seele dängt sich hinaus! Fort! Hinab zu ihnen! (Die Feldherren gehen ab; indem Antonius und Ventidius folgen wollen, kommt)

Neunter Auftritt.

Kleopatra, Vorige.

Kleop. (im nächtlichen Gewand, dem Antonius in die Arme fallend) Antonius! Antonius, Du willst mich verlassen?

Vent. (bey Seite) Erde, öfne dich unter mir!

Ant. (läßt sein Schwerd sinken) Königin, ich muß!

Kleop. Du mußt? — Grausamer, was schwurst Du mir?

Ant. (auf sein Schwerd gestützt) Cäsar eilt über das Jonische Meer, — Die Gefahr ist dringend.

Kleop. Meine Schiffe werden ihn aufhalten.

Ant. Nein! nein, Kleopatra! Ich bin Feldherr! die Ehre ruft mich. Soll ich meine tapfern Römer verlassen? nicht Gefahr und Ehre und Todt mit den Gefährten meines Glücks theilen? Leb wohl.

Kleop. Antonius, verlaß Deine Geliebte nicht!

Ant. Weib!

Kleop. Ich hange fest an Dir!

Ant. Kleopatra!

Kleop. Laß mich mit Dir! laß mich an Deiner Seite kämpfen! —

Ant. Du bist ein Weib.

Kleop. Aber Königin.

Ant. Bedenks! dort regnets nicht Küsse, aber Pfeile!

Kleop. Ich lache ihrer an Deiner Seite.

Ant. Beym Himmel, ein heldenmüthiges Weib! — Du bist also entschlossen?

Kleop. Fest entschlossen!

Ant. Wohlan, meine süße Heldin! so rüste Dich! — Eile! —

Kleop. Ich folge Dir! (ab)

Zehnter Auftritt.

Antonius, Ventidius.

Ant. Fort nun, theurer Ventidius!

Vent. Und Du littest das?

Ant. Warum nicht? Ist ihr Entschluß nicht Heldenmüthig?

Vent. Das Weib gehört zur Spindel.

Ant. Sie hat die Seele eines Mannes.

Vent. Ihr Anblick wird die Deinige entmannen.

Ant. Ich blicke nur vorwärts ins Auge des Feinds. Fort! fort! (ab.)

Vent. Antonius, armer Antonius! — Alles weissagt Dir Unglück. (ab).

Dritter Aufzug.

Pallast zu Alexandrien.

Erster Auftritt.

Eufronius, Eros.

Eufronius.

Gänzlich in die Flucht geschlagen, sagst Du?

Eros. Leider! leider! Antonius ist eben angekommen.

Eufr. Aber bey allen Göttern, wie ging das zu? Ihr wart Cäsarn weit an Schiffen überlegen!

Eros. Frag Deine Königin.

Eufr. Sie?

Eros. Unter Cäsarn fochten Männer, bey uns Weiber! O der Schande! der unauslöschlichen Schande! Kleopatra's Schif floh mitten im Gefecht; und Antonius, doch nein, nicht Antonius, ihr Buhle spannte alle Seegel auf; eilte gleich dem girrenden Täuber ihr nach. — Die Flucht ward allgemein. — Hier kommt Kandius!

Eufr. Auch seine Stirne weissagt Unglück.

Zweyter Auftritt.

Kanidius, Vorige.

Kan. Wo iſt Antonius?

Eros. Noch ſah ich ihn nicht.

Kan. O hätte ich nie ihn geſehen! — O hätte Blindheit mich und alle ergriffen, die ſeine Flucht ſahen! —

Eros. Was bringſt Du ihm Neues?

Kan. Wär' er ein gemeiner Sterblicher, ich würde ſprechen: der Hagel traf Deine Fluren, eine Seuche räfte Dein Vieh hinweg, der Blitz verzehrte Deine Gebäude; aber es iſt Antonius, es iſt der Feldherr Römiſcher Legionen, dem ich ſein Unglück hinterbringen ſoll, und die Zunge hat keinen Laut für alle das, was ich ihm zu ſagen habe.

Eros. Stille! hier kommt er ſelbſt.

Dritter Auftritt.

Antonius ohne Rüſtung, Vorige.

Ant. (tiefſinnig hereintretend) Leben? — Leben? Was heißt das? Sonderbar! — Dieſer armſelige verächtliche Wurm, meinem Auge unbemerkbar, von dem eine ganze Welt ihr Grab unter einem Einzigen meiner Fußtritte findet — Wie? lebt er nicht? Und Antonius — Antonius? Noch ſchlägt dieſer Puls; noch he-

ben ſich dieſe Glieder, noch hör' ich, noch fühl' ich! — noch ſeh' ich! noch kriech' ich — und Antonius? — nein, Antonius lebt nicht mehr! — Nicht mehr? — Was iſt denn Leben? — (auffahrend) Ha! ihr da? —

Kan. Feldherr! —

Ant. Schweig! oder geh zu Cäſarn!

Kan. Du weißt nicht —

Ant. Daß alte Weiber Geſpenſter ſehen? daß Kinder ſich fürchten? daß Fortuna eine Meze iſt? daß man raſch ſeegelt mit gutem Wind? O ich weiß alles, alles.

Eros. Es war ein Grauenvoller Tag.

Ant. Wälze Jahrtauſende auf ihn und Du wirſt ihn nicht vernichten — Kanidius!

Kan. Herr!

Ant. Eros!

Eros. Was willſt Du!

Ant. Seht hieher, an dieſen Scheitel, ich bitt' Euch, an meine Stirn.

Kan. Wir ſehen nichts.

Ant. Nichts? — O daß ich's fühle und ihr's nicht ſeht! — die Pein des Tartarus glüht auf dieſer Stirne.

Kan. Ich bitt' Euch —

Ant. Es brennt! — Denn meine Schmach iſt hier mit Feuerzügen eingegraben; ich bin gebrandmarkt.

Kan. Faßt Euch!

Ant. Meine Ehre, mein Name iſt im Grabe und ich ſelbſt bin zu arm an Muth, zu ihnen hinabzuſteigen. O der arme, arme Antonius! —

Kan. Seyd ein Mann.

Ant. Ein armſeliger Mann! Wer iſt wohl ärmer, als der an Ehre arm iſt! — Weil ich denn ſo bettelarm bin, — ſo ziemts ſich's nicht, daß ich noch irgend etwas beſize — Geh Kanidius! geh Eros — eilt in den Hafen, theilt alle meine Schäze! daß ich nie mehr von ihnen höre —

Kan. Aber Antonius —

Ant. Fort ſag' ich euch — fort mit ihnen; — Wenn ihr ein einziges Quint, das Sechszehntheil eines Quints meiner verlohrnen Ehre dafür kaufen könnt, dann kommt zurück, dann bin ich wieder eurer werth! — dann ſollt' ihr einen neuen Antonius aus der Aſche des alten emporſteigen ſehen — Bis dahin lebt wohl, unglückliche Gefährten meiner Schmach! — Lebt wohl! und könnt ihr das nicht — o ſo ſterbt, ſo lang eure Ehre noch keinen Flecken hat! — Geht. (Eros, Kanid. ab).

Vierter Auftritt.

Antonius allein.

Und was thuſt Du nun, Antonius? Was? — Alles in der Natur iſt dem Wechſel unter-

worfen! Alles? — Nein! Schmach gekränkter Ehre nicht! — Dieser Körper, dieser Scheitel, der den ganzen Erdkreis mit seinen Entwürfen umspannte, dieser Arm, der Königreich' eroberte und verschenkte, — alles, alles wird vermodern und zu Staub zusammen sinken. Zu Staub? — Ach nein! Die Schande steigt über ihn empor; über sie vermag der Wurm der Verwesung nichts! dieser Geyer frißt ohne Aufhören; — die Ewigkeit sorgt für seinen Fraß! — O Antonius! Antonius!

Fünfter Auftritt.

Kleopatra, (langsam und feyerlich einher schreitend)

Antonius.

Ant. Ha! auch hier verfolgst Du mich?

Kleop. Ich verfolge Dich?

Ant. Doch nein! ich war's, ich, der Dich verfolgte! ich, der Deinem mit vollen Seegeln dahin eilendem Schiffe nachflog!

Kleop. Vergieb mir, Antonius!

Ant. Als ich noch Antonius war, als ich dieses Ehrenvollen Namens noch werth war, der edle Römer voll Blüte und Kraft! als Neptun noch stolz war, mich auf seinen blauen Rücken empor zu heben und Blumen aus den Pfaden des siegenden Antonius entsproßten — Da hätt' ich Dir nicht vergeben! Da hätte mein

Grimm jeden feigen, oder meineidigen Bundsgenossen zerschmettert, und gleich dem Schaum der ihm ähnlichen flüchtigen Wellen, in Luft zerstiebt. — Aber der hohlangigte, geschändete, im Rücken verwundete Antonius, dieses Gerippe menschlicher Größe, dieser Spiegel irrdischer Schmach, was kann er mehr, als ein Hund? — Wellen, sich krümmen und kriechen!

Kleop. Vergieb dem furchtsamen Weibe!

Ant. O Weib! Weib! Was hast Du aus mir gemacht! — Sieh her Kleopatra, diesen Scheitel! Lorbeer war sein gewöhnlicher Schmuck; Du hast ihn zerrissen und diese Haare vor der Zeit mit Schnee überdeckt! — Sieh diese Brust; sie war gestählt gegen Gefahr — Du hast sie zerfleischt; — Du hast mein ganzes kraftvolles Selbst zergliedert! O Kleopatra, Kleopatra, Du hast mich mir selbst entwendet!

Kleop. Du häufst meinen Jammer! —

Ant. Und böth der Orkus alle seine Quaalen auf und geisselten Dich die Eumeniden ohn Aufhören mit ihren zischenden Schlangen, und leckten Dich ohn' Ende die Flammen des Tartarus: denn allmächtigen Zevs, sie könnten Deine Schuld nicht büssen!

Kleop. Antonius! Ist das der Lohn meiner Zärtlichkeit?

Ant. Sag, Deiner buhlerischen Gierde! Nein, nein Kleopatra; Du täuschst mich nicht.

Unglück reißt dem Amor seine Binde ab. Weh' Dir Treuloſen! — Jeden Kuß von dieſen feilen Lippen hat ein Königreich bezahlt!' und dieß war Dir nicht genug? Ach! ich habe jeden Moment Deines Umgangs mit der Quinteſſenz meiner Seele, mit dem Blut meiner Ehre vergütet!

Kleop. Antonius! theurer Antonius!

Ant. Hinweg von mir! Deine Lippen eitern und Dein Hauch vergiftet.

Kleop. Forderſt Du männlichen Muth vom Weibe?

Ant. Ich Thor! daß ich das wähnte! Ich Unwiſſender, der wiſſen ſollte, daß die Schande ein Weib iſt! daß die Natur das Weib ſchuf als den Schatten, als die Folie des Manns! Ich Unſinniger, der die Ordnung der Natur verkehrte!

Kleop. Warum folgteſt Du mir, Antonius? Warum zogſt Du Dich zu früh aus dem Treffen, Du, an deſſen Gegenwart, alles lag?

Ant. Drehe den Dolch immer tiefer in mein Herz! Vielleicht tödteſt Du den Wurm der in ihm frißt! Warum trank ich mein ganzes Daſein nur aus dieſen heuchleriſchen Augen? Warum vergaß ich Ehre, Weib, Rom und mein Eignes Selbſt an dieſem Buſen? O warum? warum? —

Kleop. Verzweiflung hinkt hinter der That und holt ſie nie wieder ein. Noch iſt nicht alles verlohren.

Ant. Was noch? Ich ſag' Dir Königin, es iſt alles verlohren, alles! Denn wofür rechneſt Du wohl dieſe armſelige Exiſtenz, die kein Bettler in Rom Dir ſtatt einer Gabe abnimmt?

Kleop. Laß Dich nicht vom Rauch der Größe täuſchen, Antonius. — Wie? Giebt es denn kein Glück, als das des Ruhms? Rechneſt Du die ſanfte Freuden der Liebe, das ſtille Glück des unbemerkten Privatlebens für nichts?

Ant. Dieſes armſelige Muß vergiftet alles.

Kleop. Laß uns eine Bothſchaft an Cäſarn ſchicken.

Ant. Und ihm unſer Daſein abbetteln? Beym heiligen Feuer der Veſta! dieſen jezigen Moment wollt' ich ermorden, wüßt' ich, daß ich ihn Cäſarn zu danken hätte!

Kleop. Der Weiſe weicht dem Sturm und wartet im ſichern Hafen auf günſtigere Zeit. Noch iſt Dein Anſehn, Dein Name ſelbſt noch groß genug —

Ant. Kinder hinter den Rock der Mutter zu jagen?

Kleop. — Uns einen vortheilhaften Vergleich bey Cäſarn zu verſchaffen. Vielleicht, daß er mir Egypten läßt, und Dir erlaubt, in der Stille des Privatſtandes zu leben.

Ant. Erlaubt?; O dies Wort preßt Blut aus meinen Augen!

Kleop. Nur diesmal! o nur diesmal, Antonius, höre Deine Geliebte! — Wie das sanfte Lispeln des Zefirs soll der Rest Deines Lebens dahin flieſſen! — Meine Pflege soll neue Kraft und Leben in Deine Adern gieſſen! An meinem Busen sollst Du rasten von den Gefahren der Heldenbahn, aus meinen Lippen sollst Du Vergeſſenheit trinken; ich will nur leben, nur athmen für Dich!

Ant. Kleopatra!

Kleop. O Antonius, mein theurer Antonius! folge mir! —

Ant. Umsonst verschließ ich mein Ohr! umsonst nagt Erinnerung an meines Herzens Herzen! Du, Unwiderstehliche, Unbegreifliche, verschlingst alles! — Der Zauber Deiner holden Stimme löst mein ganzes Wesen in Liebe auf!

Kleop. Wohl mir! wohl mir, Antonius! daß ich nun Dich ungetheilt besitzen soll! — Laß uns die Botschaft abschicken.

Ant. Es sey! — Soll ich, muß ich dies elende Dasein über das Grab meiner Ehre hinausschleppen — o so sey es doch in den Armen der Liebe und Ruhe! — Leb wohl, Geliebte! Ich suche den Ventidius im Lager; ich bring' ihn zu Dir und wir wollen ihn absenden.

Kleop. Leb wohl, mein ſüßer Antonius! Leb wohl!

(umarmen ſich; Antonius ab.)

Sechſter Auftritt.

Kleopatra (allein).

Welch ein erbärmliches Geſchöpf ein Ueberwundner iſt! — Kleopatra! Kleopatra! Liebſt Du ihn würklich noch, dieſen Schatten des Antonius? — O wie weit der junge kraftvolle Cäſar über ihm emporragt! Ganz das Ebenbild meines Julius! — Nein, nein, es iſt Antonius, den ich liebte, und Antonius — iſt nicht mehr!

Siebenter Auftritt.

Eufronius, Kleopatra.

Eufr. Königin!

Kleop. Was iſt's?

Eufr. Eine Bothſchaft vom Oktavius Cäſar. —

Kleop. Von Cäſar? Wie? haſt Du recht gehört?

Eufr. Das hab' ich, Königin!

Kleop. Von dem großen, unüberwindlichen Cäſar?

Eufr. Von ihm ſelbſt.

Kleop. Und an mich?

Lufr. An Euch, Königin!
Kleop. Führt ihn in den Saal!
(Lufr. ab.)

Achter Auftritt.

Kleopatra (allein).

Kleopatra! wie ist Dir, Kleopatra? Dein Busen schwillt empor? — Diese Bothschaft weissagt Dir Glück! — Und Oktavius? — er soll seine Trofäen zu meinen Füssen legen! (ab.)

Neunter Auftritt.

Lager des Antonius, bey Alexandrien.

Antonius, Ventidius.

Ant. So nahe ist er?
Vent. Desto besser!
Ant. Seine Gegenwart preßt die Luft mir zusammen und engt meinen Oden.
Vent. Es war eine Zeit —
Ant. Schweig Ventidius, dieses verfluchte war! o daß ich's in den Abgrund des Orkus verdammen könnte! an ihm hängt mein ganzes Unglück —
Vent. Laß den Muth nicht sinken, Antonius.

Ant. Es ist beschlossen, wie ich Dir sagte. Du gehst in unsrer beyder Namen. Egypten für Kleopatra, und für mich nur so viel freyen Raum, als der armseligste in dem weiten Umkreis der Erde einnehmen kann: das ist alles, was der unglückliche Antonius von ihm verlangt.

Vent. Antonius! Ist das Ernst?

Ant. Du fragst noch?

Vent. Fließt aus, fließt aus ihr Adern! — Brich Herz und verblute deinen lezten Tropfen — denn Antonius ist tiefer gefallen, als noch ein Römer fiel!

Ant. Meinst Du, er werd' mirs versagen?

Vent. Versagen? Versagen? Ist er der allmächtige Herr der Schöpfung? Die ganze Natur lebt und webt ohne ihn; kein Wurm nimmt von ihm Erlaubnis zu athmen, und Antonius! —

Ant. Es ist schrecklich!

Vent. Leider! Leider! über allen Ausdruck schrecklich! O Antonius, Antonius! hast Du die Lethäische Schaale getrunken? Hast Du so ganz vergessen, — nicht was Du bist, — doch was Du warst? —

Ant. Was kann ich, was vermag ich noch?

Vent. Alles! Alles! Hier sind Deine Legionen! — Dort steht Cäsar! dringe vor, greife sie an! — Kämpfe; schlage sie; oder fällst Du, o so falle als ein Koloß! Begrabe alle Deine Feinde rings um Dich unter Deine Ruin

nen! Falle immer, aber als Mann, als Römer! Ist aber Dein Geist von Dir gewichen; bist Du nicht mehr Antonius — so sey karg mit Deinem Leben; spare an dem Schaz eines niedern Schandvollen Daseins, krieche, kauche Dich unter in dem Pfuhl schändlicher Wollüste — verbirg Dich — aber entlaß erst mich und unsere Legionen! — Wähle!

Ant. O Ventidius! Warum hört' ich das nicht, ehe meine Ehre verlohren ging!

Vent. Verlohren?

Ant. Durch schändliche Flucht unwiederbringlich verlohren!

Vent. Antonius! So lang' unsre Seele noch Schwingkraft hat, so lange wir noch fähig sind, eine, auch nur eine Einzige edle That zu beginnen, ist unsre Ehre nicht verlohren.

Ant. Ventidius! Ventidius! wüßt' ich im tiefsten Grunde des Tartarus die Meine wieder zu finden, ich wollt' hinabsteigen und sie dem ungeheuren Wächter selbst aus seinem allesverschlingenden Rachen reissen!

Vent. Ist das Dein Entschluß?

Ant. Beym Acheron, er ist's!

Vent. Deine Hand darauf!

Ant. Hier!

Vent. Nun bist Du wieder unsrer werth! Auf, laß uns ihnen entgegenrücken. Laß uns

einen

einen Ausfall wagen, eh' Cäsar sich unsrer versieht! —

Ant. Auf, auf! die ganze Hölle glüht in mir, und in diesem Feuer soll meine Ehre sich reinigen!

Vent. Auf! zeige Dich Deinen erfreuen Legionen! (Man bläßt zum Zug. Ein Theil des Kriegsheers zieht vorbey)

Ant. (sie anredend) Halt! Ist einer unter Euch, der meine Flucht bey Akzium sah, o so verzeih' er mir; denn ich war's, nicht Euer Feldherr, nicht Antonius! — Zauberischer Trug fesselte seine Sinne. Ich sag's Euch, es war nicht er selbst. — Findet ihr ihn fliehend, so stoßt ihn nieder! — Aber, wenn ihr heut an Eurer Spize Antonius fechten, in Euren Reihen ihn vordringen seht, wo Kampf und Tod und Sieg ist — dann folgt mir; dann kämpft für mich; dann ist's Euer Feldherr! — Und nun auf! zum Sieg oder Tod!

Legionen. (stoßen ihre Schilder zusammen) Dir nach, edler Antonius! — (alle ab — Kampf).

Ant. (wieder erscheinend) (zu einem Krieger) Bist Du verwundet?

Kr. Werd's nicht lange mehr machen, Feldherr!

Ant. Komm, daß ich Dich verbinde! Ich selbst, denn Dein Blut fließt für mich! Komm, Bruder! — O des herrlichen Tags! — O edler, tapfrer Ventidius! (der Kampf währt fort!)

Vierter Aufzug.

(Das Lager wie im dritten Akt.)

Erſter Auftritt.

Eros, Derzetus.

Eros.

Er weicht auf allen Seiten.

Derz. Würklich?

Eros. Antonius hat Wunder gethan.

Derz. Cäſar hat ſich in ſein Lager zurückgezogen.

Eros. Wo iſt Antonius!

Derz. Ich ſeh' dort ſeinen Federbuſch winken! Er iſt bey den Verwundeten. Er naht ſich.

Eros. Sein Auge war allenthalben. Ueberall voran wo Gefahr, wo Ehre war! — Hier iſt er! —

Zweyter Auftritt.

Antonius, Gefolg, Vorige.

Eros. Heil Dir, edler Feldherr!

Ant. Heil Euch, meine Freunde! — Komm, Derzetus, nimm meinen Helm; ich bedarf Luft. Nun, mit Cäsars Erlaubnis!

Derz. Beym Himmel, er ist in sein Lager zurück, ohne Erlaubnis.

Ant. Ich darf nun müde seyn — Laßt uns sezen; denn diese Erde ist nun wohl wieder dem Antonius. Was meint ihr?

Eros. Du hast sie mit ihrem Blute bezahlt.

Ant. Wo ist Ventidius?

Eros. Ruft ihn. (zum Gefolg)

Ant. Laß mich ihn loben eh' er kömmt, daß seine Stirne nicht erröthe! — Habt ihr ihn heute gesehen?

Derz. Das haben wir!

Ant. Beym Himmel, es ist ein großer Mann! ein großer Mann sag' ich euch! — desto größer, daß er nicht um sein selbst willen groß ist! Ich sag' Euch Freunde, diese stille, bescheidene Größe ist so erhaben, daß nur ein kleiner Theil der Sterblichen ihren Werth zu fassen vermag. Wohl mir, ich vermags!

Dritter Auftritt.

Ventidius, Vorige.

Vent. Willkommen, Feldherr!

Ant. O dreymal willkommen, Ventidius! — hätt' ich heute bey jeder edlen That Dich

willkommen heißen sollen, der Odem würde mir gemangelt haben! Es war ein glücklicher Tag! —

Vent. Wahrlich, ein festlicher Tag! —

Verz. Du hast als ein Löwe gefochten, Antonius!

Ant. Schweig! Ich weiß besser wem ich ihn verdanke! — Eh' werde die Natur zur Stiefmutter an mir, eh' ich dieß verkenne. Nein, nein, Antonius ist durch Euch selbst zu groß, als daß er mit Eurem Glanz sich zu brüsten vermöchte! Ventidius! Ventidius! Du meinem Herzen am theuersten und am nächsten, komm in meine Arme! komm an meine Brust! Edler Freund! ist irgend ein Lohn, der das zahlt, was Antonius Dir schuldet, o so nimm ihn, und sollt' Antonius zum Bettler werden! Hier vor Euch allen, vor den Augen der unsterblichen Götter bekenn' ich's, alles was ich bin, verdank' ich ihm! —

Vent. Du machst mich Scha[illegible]mroth!

Ant. Und ihr, ihr alle, Gefährten meines Glücks! — ihr habt Antonius den schönsten Sieg erfochten! Ihr habt ihm seine Ehre wieder gewonnen! Was geb' ich Euch? Zähren zum Lohn? — Ich will eine Welt erobern und sie unter Euch austheilen! Mein Blut theilt' ich unter Euch, fürchtet' ich nicht, bey der Theilung noch irgend einen Gläubiger zurückzulassen!

Legionen. Es lebe, es lebe Antonius!

Ant. Und nun auf, und laßt uns als Sieger zu Alexandrien unſern feyerlichen Einzug halten! — Laßt uns dieſen weichlichen Egyptiern zeigen, wie ein Römer Wort hält.

Eros. Dort kommt die Königin uns entgegen.

Ant. Beym Himmel, ſie iſt's!

Vierter Auftritt.

Kleopatra, ihr Gefolg, Vorige.

Kleop. Theurer Antonius!

Ant. Willkommen, Königin! Ich dachte Dich durch unſern Einzug zu überraſchen.

Kleop. Fortuna gieng vor Deinen Schritten, und die Ungeduld zärtlicher Liebe trieb mich hieher, Deine Freude zu theilen.

Ant. Es war ein heißer, aber froher Tag. Kleopatra! Kleopatra! wie doch unſer ganzes Seyn in wenig Stunden ſich wandeln kann! Neues Leben fließt in meinen Adern; und ich erinnere mich der Vergangenheit nur, wie eines ſchweren Schlummers!

Kleop. Wohl mir, geliebter Antonius!

Ant. (ſie umarmend) Wohl mir! denn dieſe Lippen ſind nur eine Koſt für Helden und Sieger.

Kleop. Cäſar iſt alſo geſchlagen?

Ant. Er wich in sein Lager zurück.

Kleop. So nimm von der Hand der Liebe den Kranz, den der Sieger verdient! (will einen Lorbeer um seine Schläfe schlingen)

Ant. Hier Ventidius! Er ist Dein! — Nun hab' ich meine Schuld bezahlt. Verdienter Lorbeer aus Kleopatra's Hand, den wiegt eine Welt nicht auf! — Und nun, treue Gefährten, gönnt Euren müden Gliedern Erholung und laßt uns der Freude fröhnen! — Steig' in meinen Wagen schöne Göttin der Liebe, und kröne meinen Triumf! —

Fünfter Auftritt.

Ein Heerführer von Antonius Heer, Vorige.

Heerf. Feldherr!

Ant. Was willst Du?

Heerf. Auf jenen Hügel rücken Cäsars Schaaren wieder aus dem Lager.

Ant. Was sagst Du? Unmöglich.

Vent. Laß mich sehen! (ab)

2ter Heerf. (tritt auf) Antonius! der Befehlshaber Deiner Schiffe meldet Dir, daß Cäsars Schiffe sich in Schlachtordnung stellen.

Ant. Ist's möglich? Cäsar hat also noch nicht genug?

Vent. (zurück) Es ist richtig, Feldherr!

Kleop. O Antonius! — ſchone jezt Deiner; laß' an dem errungenen Siege Dir genügen!

Ant. Nein, Kleopatra! Nein. So nah' gränzt Glück nicht an Unglück! — Soll man den Lorbeer uns aus den Händen winden? Nein, nein! — Weil denn der raſche Cäſar auf Einmal alles entſcheiden will, ſo ſeys! Cäſar, oder Antonius! Die Welt liegt auf der Waage! Kommt Freunde! — Wohlan edle Gefährten! — Fort! — Leb wohl, Kleopatra!

Kleop. War das der Empfang, den ich Dir zubereitete?

Ant. Laß alles zugerüſtet! Sieh' Dich um in dieſer edlen Verſammlung! — Sind das Sklaven für Cäſarn? Leb wohl! (alle ab)

Sechſter Auftritt.

Antonius Heer zieht vorbey; der Kampf erneut ſich.

Kanidius, Skarus (treten auf).

Kan. Was bringſt Du für Nachrichten von den Schiffen?

Sk. Leider, traurige! Antonius Schiffe weichen! —

Kan. O unglückſvoller Rabe! verbirg's dem' Antonius, wenn er Dich nicht zerfleiſchen ſoll!

Sk. Ich bin des Todes, wenn dieſe ſchändlichen Egypzier uns nicht verrathen haben! — (ab)

(der Kampf währt fort)

Siebenter Auftritt.

(Pallaſt in Alexandrien)

Kleopatra, Miris.

Mir. Das ließ Dir Cäſar anbieten?

Kleop. Freylich und noch mehr, wenn ich ihm Antonius ausliefern wollte.

Mir. Und Du verſprachſt's?

Kleop. Noch ſind wir nicht eins. Aber gieb Acht, Miris, ein einziger dieſer Blicke, ein einziges Lächeln, der Beſcheidenheit über die Schultern ſchauend, ſoll dieſen Weltbeherrſcher zu meinen Füßen ſtürzen.

Mir. Und Antonius?

Kleop. Antonius? — Ach! Antonius iſt nicht mehr Antonius.

Mir. Nicht mehr? Wem ſchwurſt Du ewige Treue? Wer war Dein irrdiſcher Gott?

Kleop. Das war Antonius, der glückliche Antonius; Eroberer der halben Welt, gefürchtet vom Aufgang bis zum Niedergang; im Glanz der höchſten irrdiſchen Hoheit!

Mir. Ach! es iſt der nemliche Antonius, den Du liebteſt!

Kleop. Miris, Miris, die Liebe iſt Fortunens Günſtling: Soll ſie ihn verlaſſen? — Fortuna rollt mit ihrem allmächtigem Rade alles hinab und hinauf, nur mich nicht?

Mir. Vergieb mir Königin, die Liebe faßt den Mann, ohne zufälligen Glanz: Du haſt ihn nie geliebt.

Kleop. Bey den Unſterblichen, das hab' ich! aber die Liebe hat ihre Launen wie Fortuna.

Mir. Armer Antonius!

Kleop. Da liegt's eben! Nein, nein Miris, Kleopatra iſt nicht gemacht, die Geliebte eines gemeinen Sterblichen zu ſeyn.

Mir. Du willſt ihn alſo verlaſſen?

Kleop. Iſts meine Schuld, wenn Fortuna ihn verließ?

Mir. O vergieb mir, Gebieterin! wenn ich ſage, es iſt Deine Schuld.

Kleop. Wie?

Mir. Kraftvoll, einfach an Sitten, ſich allein genügend, ganz Krieger, ganz Römer, kam er an Deinen Hof. Die Allmacht Deiner Reize hat ihn erſchüttert; die Gluth Deiner Liebe hat all' ſeine Thatkraft aufgetrocknet; die Wolluſt unſrer Sitten hat ihn und die Seinige entnervt.

Kleop. Miris, Miris, Du ſprachſt Dir ſelbſt das Urtheil.

Mir. Bey den Göttern, Königin, ich faſſe Dich nicht!

Kleop. Du faſſeſt meine Plane nicht? — Miris, Miris!

Mir. Was willſt Du mit Cäſarn?

Kleop. Ihn erwartet das Schickſal ſeines Vaters und des Antonius. Wenn dieſen raubgierigen Römern die Welt zu eng wird, wenn ſie Nazionen im Lauf ihres raſtloſen Ehrgeizes zerſchmettern und die unermeſſliche Fläche des Erdkreiſes kein Ziel ihrer Raubgierde findet — ſo iſt's Kleopatra, die ihnen Gränzen ſezt! Hier legt der wilde Eroberer ſeine Waffen nieder; ſeine ſtolze Seele verwickelt ſich in das mäandriſche Gewebe von Liebe und Wolluſt, mit all' ihren geheimen, ins unendliche abgewechſelten Freuden, das ich bald haushälteriſch, bald verſchwenderiſch um ihn her ſpinne; ſeine Größe verſchwindet, ſeine Triebkraft entſchlummert, er ſinkt in die Klaſſe gemeiner Sterblichen; Und dieſer Triumf? — bey der unſterblichen Iſis, ich tauſcht' ihn nicht mit Cäſars ſchönſten Siegen!

Achter Auftritt.

Eufronius, Vorige.

Eufr. Königin! —

Kleop. Was iſt's?

Eufr. Weh mir, daß ich ein Bote des Unglücks bin! —

Kleop. Des Unglücks?

Eufr. Alles iſt verlohren!

Kleop. Verloren?

Eufr. Antonius iſt geſchlagen!

Kleop. Verloren? — Wo iſt Antonius? —

Eufr. Eben kommt er zurück; o verbirg Dich! verbirg Dich, Königin! der hirkaniſche Tyger iſt nicht wüthender, als er!

Kleop. Ihr unſterblichen Götter, verdient ich das um ihn!

Eufr. Eile, rette Dich! ich beſchwöre Dich!

Kleop. Nacht umhüllt mein Auge, meine Nerven beben! Komm Miris, Komm Eufronius! Nur ein großer. Entſchluß kann uns retten! (ab).

Neunter Auftritt.

Antonius (ohne Helm mit zerſtreutem Haar und entblößtem Schwerd) **Eros.**

Eros. O halt ein, Feldherr! Du ſuchſt ſie umſonſt.

Ant. Wie? auch hier nicht? auch hier?

Eros. Sie hat ſich gerettet.

Ant. Wer flog ſchneller, als die Wuth verrathner Liebe? O Fortuna! Fortuna! So begünſtigſt du Verrath? So pflegſt, ſo ſchüzeſt du Treuloſigkeit und Undank? — Ha! ich erkenne dich, daß du ein Weib biſt!

Eros. Sey ruhig, Feldherr.

Ant. Das werd' ich. Dieſe lezte gewaltſame Zuckungen meiner Seele verkünden mir Ruhe! die ganze Natur legt ſich ins Grab. Der Kampf

der Elemente ſtürmt in meinem Buſen — alles naht ſich zu ſeinem Ziel!

Eros. Faſſe Dich, Antonius; bedenk', wie theuer Du uns biſt.

Ant. Theuer! o theuer!

Eros. Lebe für Deine Freunde!

Ant. Ich hab' einen Bund mit dem ganzen Erdkreis gemacht, und wir werden uns den Scheidbrief geben! — Aber, bey den allmächtigen Göttern, nicht eher, bis ich dieſe Schaamloſe Buhlerin gezüchtigt habe! Zeig immerhin mir deine Senſe, gelblockigter Hippenmann! — Noch bin ich ſicher, noch ring' ich mit dir, und eh' ſoll die ganze Natur in zahlloſe Atomen zerſtieben, eh' du Antonius ungerecht niederwirfſt!

Eros. (bey Seite) Armer Antonius!

Ant. Antonius muß als Antonius ſterben.

Eros. Bedenk's, Antonius, es iſt ein Weib.

Ant. Nein, nein! Es iſt nicht alles, was ſcheint. Dieſe Kleopatra iſt keine Sterbliche! Der Kozyt warf ſie aus ſeinen verderbenden Ufern. Wenn es ein gemeines Weib wäre, Eros, ich würde ſie nackend geißeln und dem Troß des Pöbels zur Schau ſtellen laſſen. Aber dieſe Schlange, die ſich in meine Seele wand, um den Keim meines Herzens mit ihren giftigen Schaum zu entzünden, muß auf eine Beyſpielloſe Art gezüchtigt werden; denn —

Dank sey es den Göttern, auch ihr Verbrechen ist ohne Beyspiel!

Eros. Noch ist es nicht gewiß, daß sie es wußte.

Ant. Es ist gewiß! — Im Saum der Nacht wird mein Auge heller! Ich durchschau das Schlangengewinde ihres Entwurfs. Cäsar empfing sie aus Pompeius Hand, und ich aus Cäsars, um sie den neuen Cäsar, als eine väterliche Erbschaft zu geben. Wie sie mit all diesen höllischen Künsten der Buhlerey meine Seele umschlang, meine Sinnen berauschte und dann, umarmend, mich mit ihren Küssen vergiftete, am Rande des Abgrunds, mich mit freundschaftlicher Hand hinabstieß.

Eros. Es ist schrecklich! — Ueberlaß sie den Geisseln ihres Gewissens.

Ant. Gewissen? Ich sage Dir, es ist keine gemeine Sterbliche. Die Natur schuf nie solch ein Ungeheuer, als Verrätherei unter der Larve der Liebe! Wär' dieß eine Geburt in der Ordnung der Dinge: o so hätte in dem feyerlichen Moment, wo dies Chaos sich entwickelte, die zur Hälfte geschaffene Natur im Emporstreben aus der Schaale, sich für ihr entsezt; sie wäre in ihr Nichts zurückgekehrt! —

Eros. Dein empörtes Blut erhöht die Farben.

Ant. Nein, und hätte der Orkus sie in seinem tiefsten Abgrund verborgen, ich suchte sie auf;

und öfnete die Erde ihren Schlund zwiſchen ihr und mir, um ſie meinem gerechten Zorn zu entreißen, ich würde mich mit ihr hinabſtürzen!

Eros. Allem Anſchein nach iſt ſie bey Cäſarn.

Ant. Ich haſſe Cäſarn eben genug, um dieß zu wünſchen. Fort alſo! ich will ſie aufſuchen und ſollt' ich an Cäſars Buſen ſie ermorden! O könnt' ich mit ihr, in Einem Moment, dieſen Wohnplaz der Schwelgerey und Bosheit, dieſe üppige Wände, dieſe Zeugen meiner Schande vernichten, an denen der Schall ihrer verräthe-riſchen Schwüre und ihrer giftigen Küſſe klebt! — Fort!

Zehnter Auftritt.

Ventidius (ihn aufhaltend) Vorige.

Vent. Wo willſt Du hin? —

Ant. Zur Rache!

Vent. Gegen wen?

Ant. Dieſe ſchändliche Buhlerin! dieſen unnatürlichen Verrath!

Vent. O bleib, Antonius, bleib!

Ant. Hier?

Vent. Entzeuch dieſe koſtbare Augenblicke der Unſchuld treuer Liebe nicht!

Ant. Wie?

Elfter Auftritt.

Oktavia, ihre Kinder, Vorige.

Okt. (ſich zu ſeinen Füßen ſtürzend) — O mein Antonius!

Ant. Oktavia?

Vent. Antonius! — Wenn die Götter je Dir wieder lächeln ſollen, ſo nimm ſie freundlich auf.

Ant. Cäſars Schweſter?

Vent. Dein Weib, Dein treues Weib; Deine Kinder; von Dir Liebe flehend!

Ant. Von mir?

Okt. Von Dir! von Dir!

Ant. (nach einer Pauſe innerlichen Kampfes) Allmächtige Götter! Es iſt zuviel! — Wie, Oktavia, Du liebſt mich noch?

Okt. Ewig! Ewig!

Ant. Mich? den Treuloſen, der Dich verſtieß? — einer ſchändlichen Buhlerin ſich in die Arme warf?

Okt. Sey jezt wieder mein!

Ant. Du vergiebſt mir? Du ſuchſt mich auf? — Treues, edles Weib. — O daß dies der Lohn Deiner Liebe iſt! o daß Du mich hinſterben ſehen muſt! — Sieh mich an, Oktavia. Ich bin nur das Geſpenſt Deines Gatten; nicht mehr er ſelbſt. — Die kalte Hand des Unglücks hat meine Blüthen herabgeſchüttelt; ich bin ver-

dorrt; ohne Rettung verlohren, verſunken in dem Abgrunde der Schande und des Jammers. Ach! Du kannſt nur meinen Untergang mit dem lezten Sonnenblick beſtralen! — Komm! (ab).

Zwölfter Auftritt.

Oktavia, Ventidius.

Okt. Ventidius! ſo treff ich den edlen Antonius?

Vent. Sey ruhig! Er hat viel gelitten. Verrath hat ſein edles Herz tief verwundet; Ruhe und Zeit wird den Sturm ſtillen. Die Götter lohnen treue Liebe, und durch Dich lenken ſie Cäſars Herz.

Okt. O mein Antonius!

Fünfter Aufzug.

Kleopatra's Grabmal.

Erſter Auftritt.

Kleopatra, (hereintretend) Miris.

Kleopatra.

Stille des Grabs! Schauer des Todes! empfangt mich! — Verbergt mich! verbergt mich

ver

vor der Wuth des erzürnten Antonius! Du friedlicher Ruhplaz des Weisen und Thoren, mit welch Namenlosen Gefühl ergreifst du den Weltbürger, der aus dem geräuschvollen Gewühl in deine heilige Stille tritt, in deine Stille, wo schon das Summen einer verirrten Fliege seinem lauschenden Ohre Ahndungsvoll und wichtig ist!

Mir. Ist das eine Wohnung für Königinnen?

Kleop. Ach! die Königin nimmt im Grabe nicht gröſſern Raum ein, als das Bauernweib. Dieſes ſchändliche Gewürme der Verweſung kreucht auf königliche Leichen; und unter dieſem Diadem, unter dieſem Purpur, vor dem Millionen zittern, nagt ein elender Wurm ſicher am irdiſchen Gott!

Mir. Es iſt fürchterlich!

Kleop. Fürchterlich! Fürchterlich für eine Königin! — Lebend in die Gruft hinabzuſteigen! Vom Glanz des Throns in das Düſtre des Grabs; aus dem Arm der Liebe und Wolluſt in den Siz der Verweſung! — O daß die Natur zwey ſolche Enden hat! daß der höchſte Grad der Seeligkeit und des Schreckens in ihr zugleich ihr Daſeyn fanden, und ſo nah zuſammen gränzen konnten!

Mir. Noch nie ſah' ich Dich ſo erſchüttert, als bei der Nachricht von Antonius Unwillen.

Kleop. Ich kenn ihn. Hin und herwallend, wie die Wogen des Meers, — gleicht ſein Grimm,

wenn er erſt den Damm der Vernunft überſtieg, dem Orkan, der über alles ſich wälzt, alles untergräbt, alles niederreißt!

Mir. Und Du vertrauteſt nicht mehr auf Deine Macht über ihn?

Kleop. Miris, kein Zorn iſt heftiger, als Verdacht verrathner Liebe; kein Raſender fürchterlicher, als der Unglückliche. — Ich mußt' ihm ausweichen.

Mir. Wie lange?

Kleop. Alle Federn meiner Gewalt ſind erſchlafft. Er haßt mich jezt und wird mich haſſen ſo lang er mich lebend weiß; aber die Nachricht meines Todes wird ihn erſchüttern. Der Tod entwurzelt in Einem Moment, tiefen, Jahrelangen Groll; er hebt das Bild aller Flecken, aller Beleidigungen hinweg, und ſtellt gleich einem heuchleriſchen Maler, das verklärte Tadelfreye Bild des geliebten Gegenſtands an deſſen Stelle! — Ich weiß es, Miris: die Nachricht meines Todes wird ſeiner Wuth die Waffen entreißen; er wird Verzweiflungsvoll an mein Grab eilen, und Kleopatra, noch im Grabe blühend, wird mit all' den ihm ſo gefährlichen Reizen, in ſeine gerungene Arme ſinken, wird feſt ihn umſchlingen und mit glühenden Küſſen ſich Verzeihung von ſeinen Lippen ſtehlen. O beym Himmel Miris! ſo ein Augenblick iſt Jahrtauſende werth! — Ha! Euſronius!

Zweyter Auftritt.

Eufronius, Vorige.

Eufr. Königin! —

Kleop. Sprachst Du ihn?

Eufr. Ich sah' ihn! Wild rollte sein Auge umher; ich hörte ihn Verwünschungen gegen Dich ausstoßen, bey deren kleinsten die Natur sich entsezt.

Kleop. Bote des Unglücks!

Eufr. Sprich: der Wahrheit und Treue! — Allenthalben ließ er nach Dir forschen. Alle Zugänge des Pallasts sind besezt.

Kleop. Und Cäsar?

Eufr. Hat Bothen an ihn geschickt.

Kleop. Bothen? und was brachten sie ihm?

Eufr. Neue verlezter Pflicht!

Kleop. Und sie sind?

Eufr. Sein Weib und seine Kinder.

Kleop. Oktavia? —

Eufr. Oktavia.

Kleop. Hier? in Alexandrien?

Eufr. Hier; und in Antonius Armen!

Kleop. In seinen Armen? — sprich! sprich! Verräther, in Antonius Armen?

Eufr. Wie ich Dir sagte.

Kleop. O daß ich nicht Antonius Verwünschungen hörte! die lezte Gabe aus seiner Hand! — Verwesung ergreife Dich lebend, Elender,

für dieſe Nachricht! Das Gewürm ſchlinge vertraulich ſich um Deinen Nacken! —

Eufr. Königin!

Kleop. Es iſt ſchrecklich! — Oktavia! Es iſt ſchrecklicher als das Grab!

Eufr. Ich bitte Dich, Königin —

Kleop. Hätteſt Du unter dem fröhlichen Klirren der Pokale, unter dem ſanften Liebeathmenden Schalle der Muſik, mir dieſe Nachricht gebracht, ſo wär ſie Schreckenvoll geweſen, aber in dieſer öden Stille des Grabes — es iſt das Fürchterlichſte in der Natur!

Eufr. Zürne wenigſtens nicht auf mich Unſchuldigen!

Kleop. Elender! hätte Feigheit Dich nicht zurückgehalten; hätteſt Du indeß Antonius die Nachricht meines Todes gebracht, bey der unſterblichen Iſis, Oktavia wär' nie wieder in ſeine Arme gekommen!

Eufr. Ich eile —

Kleop. Fleuch! Tauſend Leben wie das Deine, können die Pein nicht vergüten, die ein einziger Kuß für Oktavien, in meiner Seele zeugt! Fleuch, eh' der Tod Dich ereilt, und erſcheine nie wieder lebend vor mir! (Eufronius ab: Vorhang fällt).

Dritter Auftritt.

Antonius, seine Kinder.

Ant. Es giebt Thiere, sag' ich euch, edles Sinnes, und ohne Arg; als, das schuldlose Lamm, die sanfte zärtliche Turteltaube, das edle Pferd, den bis zum Tod an seinem Herrn hangenden Hund! Aber dieses Thier, Mensch genannt, zahllos in seiner Gattung, abwechselnd in seiner Art, merkt euch's, dieses Menschthier hat kein eignes gutes und alles Laster andrer Thiere! Es ist raubgierig wie der Tyger; nach Blut durstend, wie der Panther; falsch, wie die Schlange; tückisch, wie der Fuchs. Kein Thier ist, von dem es nicht einen Theil seiner Bösart entlehnte. — Ich bitt' euch Kinder, bey den unsterblichen Göttern bitt' ich euch, hütet euch vor diesem Thier; und wenn ihr gleich euer eignes Selbst verläugnen müßt, hütet euch vor diesem Thier! — Merkt's euch, Kinder! woll't ihr frey seyn, so verbergt euch im dichtsten Wald; wollt ihr reich seyn, so bettelt, oder eßt Wurzeln; wollt ihr groß und berühmt seyn, so macht Seifenblasen! wollt ihr verrathen, erwürgt, vergiftet seyn, so hängt euch an ein buhlerisch Weib! — Geht! — (Kinder ab)

Vierter Auftritt.

Eufronius, Voriger.

Ant. Was seh' ich! Wie? Eufronius? — Wache! —

Eufr. (niederfallend) Feldherr! um der Götter willen höre mich!

Ant. Wache! Wache! — Hab' ich Dich endlich! — Bin ich endlich am Ziele!

Eufr. Höre mich!

Ant. Das will ich! Wo ist Kleopatra?

Eufr. Ich bitte Dich —

Ant. Sprich! (Wache erscheint) Sprich! oder ich werde Deinem Fleisch all' die Skorpionen zurückgeben, die Deine schändliche Gebieterin in meiner Seele ließ! Sprich!

Eufr. Ich flehe Dich, Feldherr —

Ant (zur Wache). Faßt ihn!

Eufr. Antonius! Antonius! was that ich Dir?

Ant. Du? So ein armseliges Geschöpf, zu klein zu Beleidigungen, so wie Antonius zu groß zur Rache! Du bist ein Ungeheuer, denn Du dienst dem schändlichsten aller Ungeheuer.

Eufr. Ein einziges Wort Antonius! —

Ant. Ein einziges? o daß ich nie das erste, nie ein einziges von ihren giftigen Lippen gehört hätte! —

Eufr. Es wird Dich entwaffnen. Kleopatra —

Ant. Wo ist sie?

Eufr. Todt!

Ant. Todt? Todt?

Eufr. Harm verachteter Liebe, diese Viper, nagte die Blüte ihres Lebens ab; sie starb —

Ant. Todt? Todt? (schäumt ihn) Sprich! Todt?

Eufr. Todt! leider todt!

Ant. Todt? Todt? Wie der Schurke das Wort ausspricht! Todt? Todt? dieß Wort, in dem alles liegt, was die Natur ungeheures, grosses und schreckliches hat! Todt? Todt?

Eufr. Dein Name war ihr lezter Hauch.

Ant. War er? ihr lezter? Also todt?

Eufr. Antonius!

Ant. Ohne Rettung todt? Kalt? leblos? verwelkt? ohne Hofnung der Wiederkehr?

Eufr. Antonius!

Ant. Ohne Hofnung! dieß himmlische in Liebe schwimmende Aug erloschen? Diese Wollust athmende Lippen erbleicht? — Todt? Verloren? auf ewig verloren?

Eufr. Leider, edler Feldherr! die Folge Deines Hasses und Zorns!

Ant. Ha! noch schlief Eins der nagenden Ungeheuer, Du hast's erweckt! — Verloren? Eufronius, was meinst Du, ist's Licht?

Eufr. Herr!

Ant. Nein! ich irre, es iſt dunkel! Es dämmert; nicht wahr, Euſronius? — Es iſt Abend! — geh! — eile! — verbirg Dich! — es iſt Abend! fort! (zur Wache) fort! ſag ich euch, eh' es Nacht wird! Fort! — (alle ab.)

Fünfter Auftritt.

Antonius allein.

Nacht? — Es iſt Nacht! Fahre hin, Antonius! denn dieſe Dämmerung verkündet Nacht! — Was hält mich? der Tod hat mit Cäſarn ſich gepaart, mir all' mein Eigenthum zu rauben! Dieſe armſeelige Handvoll Jahre ſchandvoll zum Grabe ſchleppen? — Das ſollt' Antonius? Und was ſoll ihm dafür? — hinab! hinab! Licht bezeichnete den erſten Jünglingspfad des Antonius, und mit Bliz will ich das Ende meiner Laufbahn bezeichnen! — Meine Kinder? — Ha! Sind ſie nicht Cäſars Neffen? — Noch hab' ich ſo viel Eigenthum für mein eignes Grab! — Wie lange wird Cäſar mir's laſſen? Stirb Antonius! ſtirb, als ein freyer Mann! als ein Römer! — (zieht ſein Schwert.)

Sechster Auftritt.

Antonius. Ventidius.

Vent. Bey allen Göttern, Feldherr! was willst Du?

Ant. Fort! hinweg aus Cäsars Reich!

Vent. Er sucht Dich. —

Ant. Er soll mich nicht finden!

Vent. Antonius, Bedenk wer Du bist.

Ant. Ein Sklave, der seine Fesseln zerbricht.

Vent. Du täuschst Dich, Antonius. Er kommt als Freund —

Ant. Als Freund! ha! des bittern Spottes; der Tyger, leckend am Leichnam des Zerfleischten!

Vent. Oktovia hat ihn —

Ant. Nichts mehr davon! — Ich will hinaus aus einer Welt, wo Cäsar herrscht! — Diese Luft engt mich, denn sie ist sein. — Kleopatra ist todt und Antonius hat alles verlohren. — Auf diesem gränzenlosen Weltall ist nichts mehr, das er Sein nennen könnte, als der Tod! — Hinweg!

Vent. Feldherr! bedenk —

Ant. Soll Cäsar mich zur Schau führen? Fesseln dem Beherrscher der Könige? Fesseln einem Römer? Hinweg! Nimm dieses Schwerd! —

Vent. Was soll ich?

Ant. Bist Du ein Römer und verstehst mich nicht? — Durchbohren mich!

Vent. Nein, nein, Feldherr!

Ant. Du willſt nicht? nicht? — O des ſchändlichen Menſchengeſchlechts! Dieſe lezte Bitte Deines ſterbenden Freundes verſagſt Du?

Vent. Ich kann nicht!

Ant. Ha! Cäſar befahl Dir, mich lebend zu liefern.

Vent. Gieb!

Ant. Hier! Nun erkenn' ich Dich, Ventidius! — Leb wohl! — (er ſchlingt ſich um ihn) Leb wohl, treuer Gefährte meines Unglücks! So, in Deinen Armen, laß mich hinüber gleiten, im Beſiz des höchſten Menſchenglücks: eines Freunds! — Nun? Was iſt Dir? Du weinſt?

Vent. Ich bin naß von Deinen Thränen.

Ant. Warum ſagſt Du mirs? Eile!

Vent. Läßt Du nichts mir zurück?

Ant. Nichts!

Vent. Nichts für Deine Kinder?

Ant. (Ventidius Arme loslaſſend) Für meine Kinder? — Tod und Hölle! warum jezt dieſen Gedanken? — Erwürge ſie, eh' ſie in Cäſars Hände kommen, denn ſie ſind mein fortgeſeztes Selbſt! — (in ſeine Arme zurückſinkend) Hinweg!

Vent. Leb wohl, Antonius! Leb ewig wohl! (fällt in das Schwerd).

Ant. (zurückfahrend) Ha! Was iſt das? — Ventidius! Er iſt todt! — Allmächtige Götter! Dieſer Menſch, der zum Ungeheuer herabſinken

kann, kann ſo groß, ſo euch ähnlich handeln! — Fahr wohl! Fahr wohl, edler Ventidius! wenn Du gleich mit Betrug aus dieſer Welt giengſt. Und nun fort! ihm nach! — (eilt ſich)

Siebenter Auftritt.

Kleopatra's Grabmal.

Kleopatra, Miris, Eufronius.

Kleop. Er war beſtürzt, ſagſt Du?

Eufr. Verzweiflung ergriff ihn!

Kleop. Verzweiflung?

Eufr. Seine Wuth ſchmolz in Schwermuth und Wahnſinn.

Kleop. Geh, Eufronius! geh, lieber Eufronius! Du ſollſt königlich belohnt werden, theurer Eufronius! wenn ich anders noch Königin bin.

(Eufronius ab).

Achter Auftritt.

Kleopatra, Miris.

Kleop. Luft! Luft! Komm in meine Arme, Miris, denn ich muß meiner Freude Luft

machen! — Was ist Freude ohn' ein theilnehmendes Wesen?

Mir. Ich theile sie, theure Königin! —

Kleop. Er liebt mich! Antonius liebt mich noch! War's nicht Verzweiflung, von der er sprach?

Mir. Ich hört's so.

Kleop. Ja, Verzweiflung! O ein fürchterliches Wort, und mir so süß! — Sprach er nicht von Schwermuth?

Mir. Allerdings!

Kleop. Schwermuth ist die Zwillingsschwester der Liebe! Liebe nährt Schwermuth, und Schwermuth nährt Liebe.

Mir. Auch von Wahnsinn hört' ich.

Kleop. Hörtest Du? Wahnsinn? O diese Gränzlinie der Leidenschaften ist nur der Liebe höchste Stufe, und der höchste Gipfel des Menschenglücks!

Mir. Und all das, Königin? —

Kleop. Wohin mich's führt? Kurzsichtige! — Glaubst Du, Antonius werd' nicht hieher eilen? Hieher! den Rest seiner Kleopatra zum leztenmal zu sehen?

Mir. Und dann?

Kleop. Dann? dann? O Miris, die Götter selbst vermögen all' die Seeligkeit so einer Szene nicht nachzuempfinden!

Neunter Auftritt.

Egypzier, Vorige.

Egypz. Königin! —
Kleop. Wer wagt's?
Egypz. Rette Dich! Cäsar zog in die Stadt!
Kleop. Cäsar? Geh! — (Egypzier ab).

Zehnter Auftritt.

Kleopatra, Miris.

Mir. Um der Götter willen, Königin, Du bist verlohren! —

Kleop. Verlohren? Antonius liebt mich! — Antonius ist mein, und der Gedanke verschlingt alles!

Mir. Der Taumel Deiner Liebe berauscht Dich; Du vergißt, daß Du Königin der Egypzier bist.

Kleop. Ich bin Kleopatra, und hab' ich erst ihn wieder, so soll der Moment bald erscheinen, wo Cäsar es fühlen wird! — Aber er zögert! Hörst Du kein Geräusch? — Er ist's! Er ists! —

Elfter Auftritt.

Eufronius, Vorige.

Kleop. Wo ist Antonius?

Eufr. Königin!

Kleop. Er eilt nicht hieher?

Eufr. Er fiel in ſein Schwerd! —

Kleop. Todt?

Eufr. Leider, todt! —

Kleop Todt alſo? Todt? — Fort! Hinweg, Ungeheuer! Haſt Du, gleich einem giftigen Schwamm, alles Unglück der Natur eingeſaugt, um es über mich auszugießen? Ueber mich? — Hinweg aus meinen Augen! (Eufronius ab).

Zwölfter Auftritt.

Kleopatra, Miris.

Kleop. Miris! Miris! — Was nun, Miris?

Mir. Theure Gebieterin!

Kleop. Noch glüht das Entzücken verſöhnter Liebe in dieſen Adern, noch ſchwebt der ganze Himmel der Ausſöhnung in meinem Buſen, und ein einziges armſeeliges Wort, ein elender Moment, deren tauſende unbemerkt dahin ſchleichen, reißt all' das nieder? — Und dieſer Moment, dieſer Grauſenvolle Moment iſt der Bruder des Vorigen? — O Natur! unbegreifliche Natur!

Mir. Faſſe Dich, theure Gebieterin!

Kleop. Umſonſt! Ich habe mich in die heiligen Wohnungen des Todes gewagt, und er hat ſei-

ne Braut umfaßt! Seine fürchterliche Umarmung drängt alles hinweg, was an die Oberwelt mich feſſelte! — Arme, arme Kleopatra! —

Mir. Verlaß dieſen Ort, der Deinen Kummer nährt! —

Kleop. Nein, nein! Diamantne Feſſeln ketten mich! — Schauer des Todes durchläuft mein Gebein! Ich bin die Geliebte eines Todten, denn Antonius iſt todt. Sieh, Mitis! entfliehe! Alle Bande mit den Lebenden ſind zerriſſen.

Mir. Ich hänge bis zum Tode an Dir! —

Kleop. So gehorche!

Mir. Was verlangſt Du?

Kleop. Alles, was an die Natur noch mich kettet, den Tod! —

Mir. Königin!

Dreizehnter Auftritt.

Egypzier. Vorige.

Egypz. Königin! Cäſars Wache hat alle Zugänge beſezt; ſie drohen das Grabmal zu erſteigen. —

Kleop. Was wollen ſie?

Egypz. Dich!

Kleop. Mich? —

Egypz. So befahl e Cäſar

Kleop. Ha! Cäſar! — bleib! (zu Mir.) Miris! geliebte Freundin! — Wenn ich je Dir lieb war, wenn Du nicht am Ende meines Lebens an mir zur ſchändlichſten Verrätherin werden willſt — ſo gehorch!

Mir. Götter, was verlangſt Du?

Kleop. Bringe mir die erſte Schlange, die Du unbemerkt erhalten kannſt! — Eile! Um der Ins willen, eile!

Mir. (unentſchloſſen) Königin! theure Königin!

Kleop. Fluch Dir, wenn Du mich verräthſt! (Mir. ab).

Vierzehnter Auftritt.

Kleopatra, Egypzier.

Egypz. Widerſtand iſt umſonſt!

Kleop. Glaubſt Du?

Egypz. Du biſt verloren! Königin, Du biſt verloren!

Kleop. Verloren!

Egypz. Sie werden Dich gefangen nehmen!

Kleop. Gefangen? und dann?

Egypz. Man ſpricht: daß Cäſar Dich im Triumf nach Rom führen wolle!

Kleop. Im Triumf? Ha! im Triumf? Entferne Dich! — (Egypzier ab).

Fünf-

Funfzehnter Auftritt.

Kleopatra allein.

Im Triumf mich aufführen? Mich? Egyptens Königin? — Dank dir edler Antonius, daß du eine königliche Bahn mir vorzeichnetest! Dank dir Cäsar, daß du den lezten Liebesstrahl des Lebens so in meinem Busen auftrocknetest! — den lezten! — Ich will die reissenden, oder sanften Fluthen der Ewigkeit zu dir hinabschwimmen, Antonius! Ich will frey und als Königinn zu dir hinübersteigen und durch einen edlen Tod deinen erzürnten Schatten versöhnen! — Aber wie? wenn ich ihn nicht fände? Schrecklich! — Diese leise Ahndung des Wiedersehns, dieser allmächtige Drang der Vereinigung — wär' Fantom? ein Spiel erhizter Fantasie? ein Rausch der Seele, wie ihn ein einziger Becher Falerner wirken kann? — Es ist fürchterlich! — Aber Cäsar?

Sechzehnter Auftritt.

Miris mit einem Blumenkorb, **Kleopatra.**

Kleop. Ha, Miris! —

Mir. Königin!

Kleop. Bringst du dein wohlthätiges Geschenk?

Mir. Bedenk' was Du thuſt! Königin, um der Götter willen, bedenk's!

Kleop. Hörteſt du von Cäſarn?

Mir. Leider! ich hört's.

Kleop. Wir ſind eingeſchloſſen?

Mir. Sie fangen an das Grabmal zu erſteigen.

Kleop. Und Cäſar? Cäſar will im Triumf zu Rom uns aufführen?

Mir. Leider! ſo hört' ich von Oktaviens Leuten.

Kleop. Wie? Oktavia iſt bey ihm?

Mir. Das iſt ſie.

Kleop. Gieb!

Mir (ihr zu Füßen fallend). Halt ein! halt ein! Theure Gebieterin!

Kleop. Wie? was willſt Du? Soll Kleopatra, der Weltbeherrſcher zu Füßen lagen, gleich einer gemeinen Dirne, in den Gaſſen Roms zur Schau ſtehen? Willſt Du, daß Egyptens Königin, verfolgt vom Geziſch des Römiſchen Pöbels, in Staub gedrückt, verhönt, vergiftet vom triumfirenden Lächeln der ſchmachtenden Oktavia — (legt die Schlange an die Bruſt).

Mir. (zu ihren Füßen) Was haſt Du gethan?

Kleop. Es iſt geſchehen! — Sauge, treuſter meiner Unterthanen, ſauge jeden Blutstropfen auf, der noch die freye Seele feſſelt.

Mir. Weh mir! Weh mir! —

Kleop. (in ihre Arme ſinkend) Sey ruhig! — Sey ruhig! —

Mir. Du kannſt ſo mich verlaſſen?

Kleop. Folge!

Mir. Weh mir!

Kleop. Meine Feſſeln — Cäſars Feſſeln! Antonius! — Leb wohl, Miris! — Leb wohl! (ſtirbt).

Mir. Götter!

Siebzehnter Auftritt.

(Das Grabmal wird erſtiegen, Krieger dringen herein, nach ihnen, Cäſar.)

Krieger. Hier iſt ſie! Hier!

Cäſar. Wie? Was ſeh' ich? Todt? — Auch Kleopatra todt? — Eine Schlange an ihrem Buſen? — Allmächtige Götter, ſo entreißt ihr neidiſch mir die Wonne des Siegs? Unglücklicher Oktavius! Was iſt die Herrſchaft einer

Welt wohl noch werth, der ihre edelſten Kleinodien fehlen? — So mußte Kleopatra enden! — Seht, ſeht! dieſe Augen, die ſo oft die halbe Welt erſchüttert, ſind auf ewig geſchloſſen! — Der Erdkreiß ſollte beben, die Natur ſollte ein Zeichen von ſich geben, ſie, die ſolchen Verluſt gelaſſen erträgt!

Krieger. Ein trauriges Schauſpiel!

Cäſar. Höchſt traurig! — Kommt; wir wollen dem edlen Antonius ein feyerliches Leichbegängnis halten; er war's werth! Bey den allmächtigen Göttern, es iſt ein ſo großer Mann gefallen, daß die Natur über ihr eignes Werk erſt erſtaunen wird, wann ſie ihn vermißt! Kommt, Kommt!

(alle ab)

Natalie und Désaide.

Preußische Staatsbibliothek Berlin

Julius Gr. v. Soden.

Hildburghausen,
in der Kesselringischen Hof-Buchhandlung.
1820.

Wgde 1035

Vorrede.

Vor sieben Jahren begann ich diesen — großentheils aus wahren Begebenheiten zusammengesetzten — Roman, auf Ersuchen einer würdigen Familien-Mutter; sieben Jahre später vollendete ich ihn, von einem Freunde angeregt. Seine Tendenz spricht sich klar aus; seine Unbedeutenheit fühl' ich.

Geschrieben im November 1819.

Erstes Buch.

1.

Am Ufer des Bodensees wohnten zwei benachbarte, befreundete Familien; der Oberst von Wolmar und der Freiherr von Rosen, beide in Dresden erzogen und durch die Verwandtschaft ihrer Häuser, durch die Bande der Freundschaft auf Schulen und Akademieen seit ihrer Kindheit verknüpft, von gleichem Alter, waren in spätern Jahren

getrennt worden. Wolmarn bestimmte die Vorliebe seines Oheims, der General in Russischen Diensten war, und von dem er, nach dem Verluste seiner Aeltern, abhing, so wie sein eigenes lebhaftes Temperament zum Soldatenstand; Baron Rosen, ein gemüthlicher, gerader, schlichter Mann, ging anfangs in Civil-Dienste; aber seine Kränklichkeit, sein natürlicher Hang zur Ruhe und Unabhängigkeit, seine Liebe zu den Wissenschaften bewogen ihr, nach zehen Jahren, sich auf seine Güter zurückzuziehen, unter denen dasjenige am Bodensee, welches ihm durch einen entfernten Verwandten zufiel, der reizenden Lage wegen sein Lieblings-Aufenthalt wurde, so sehr auch seine Gemahlin, eine am Hofe

und in der großen Welt erzogene Dame, darüber grollte.

2.

Wolmar hatte nach fünf und zwanzig rühmlichen Dienstjahren, mit Wunden bedeckt, den Dienst verlassen. Auch er bedurfte der Ruhe, und der Tod eines guten Weibes, das ihm nur eine Tochter zurückließ, regte in ihm den Wunsch auf, den Rest seiner Tage in seinem Vaterlande zu beschließen.

Er schrieb an den Baron, vertraute ihm seinen Wunsch, in seiner Nähe zu seyn. Gerade damals wurde das Gut Freudenthal, nur zwei Stunden von Rosens Wohnsitze, verkauft. Mit Freuden ergriff

Wolmar diese Gelegenheit, sich bei seinem Jugendfreunde anzusiedeln.

3.

Zwei Jahre hatten sie schon in dieser reizenden Gegend in traulicher Eintracht verlebt.

Baron Rosens einziges Kind, eine Tochter von jetzt 12 Jahren, war, gleich den Aeltern, mit Wolmars Tochter von ohngefähr gleichem Alter durch die innigste kindliche Freundschaft verbunden. In diesen Jahren der erwachenden Gefühle schlingen sich die gemüthlichen Bande so leicht von selbst! — Selbst dann oft, wenn Sinn und Gemüthsart verschieden ist, selbst zwi-

schen Wesen, die im späteren Alter sich nie gefunden, nie geeiniget hätten.

Désaide, die Tochter des Baron Rosen, eine schlanke bewegliche Brünette, mit schwarzen, glühenden Augen, griechischem Profile, voll Geist, Leben und Talent.

Natalie, die Tochter des Obersten Wolmar, eine kleine, runde, niedliche Blondine mit großen blauen Augen; nicht schön, aber interessant durch die Gutmüthigkeit und Herzlichkeit ihres Blicks, durch den freundlichen Zug am Munde, durch die Grübchen in den Wangen, durch die Milde, Ruhe, Sanftheit und Unbefangenheit, die über ihr ganzes Seyn ausgegossen waren, und ihr alle Herzen gewannen. Ein losendes, wohlwollendes, anspruchloses Wesen,

Seelen-Güte war beiden Freundinnen gemein.

Verſchieden freilich deren Aeußerungen und Erſcheinungen und durch die Verſchiedenheit ihrer Erziehung und Bildung immer weiter von einander entfernt.

4

Wolmar hatte, um ſeine Angelegenheiten in Sachſen zu beendigen, ſein Landgut auf mehrere Monate verlaſſen müſſen.

Er übergab die Aufſicht und den Unterricht ſeiner Natalie dem würdigen Pfarrer des Orts und ſeiner biedern Gattin. Dieſe guten Leute waren kinderlos und mit Freuden übernahmen ſie die Sorge für ein Weſen, das alle Herzen an ſich zog.

Nach acht Monaten kam der Oberſt zurück. Er empfing aus den Händen dieſes edlen Paars ſeine geliebte Natalie rein, herzlich und natürlich zurück; wie er es gewünſcht und gehofft hatte. Doch blieb der Pfarrer ihr Lehrer und die gute Pfarrerin ihre Aufſeherin, und fuhr fort, ſie in allen häuslichen Künſten und Arbeiten zu unterrichten.

5.

Wolmar's erſter Ausflug nach ſeiner Rückkunft war zu ſeinem Freunde Roſen. Ihn begleitete der Pfarrer und Natalie, die ſich ſchmeichelnd an den Vater hing, der anfangs mit dem Pfarrer reiten wollte. Sie hatte ihre Freundin in langen vier

Wochen nicht gesehen; — die Pferde wurden abgesattelt, die Chaise angespannt.

6.

Bei dem Baron trafen sie große Gesellschaft aus der nahen Stadt und den nächsten Umgebungen. Der Baron selbst fiel seinem alten Freunde um den Hals; Désaide, die am Fortepiano saß, stürzte in Nataliens Arme, und bald darauf verloren sich die beiden Freundinnen. Denn im kindlichen Alter haben Mädchen sich immer Geheimnisse zu vertrauen, ihnen wichtig.

7.

Nach den ersten Fragen und Erkundigungen begann Frau von Rosen: „Aber wo

„bleibt denn Désaide? — Sie war so „eben im Begriff, uns eine der schwersten „Mozartischen Sonaten vorzuspielen. Ge„wiß, Herr Oberst, Sie werden über die „Fortschritte erstaunen, die sie seitdem ge„macht hat!!“

„Eine der ersten Virtuosinnen und in „ihrem Alter!“ so stimmte Einer der anwesenden Herren an; die andern waren wie gewöhnlich das Echo.

Désaide wurde aufgesucht. Arm in Arm ging sie mit Natalien, der rauhen Jahreszeit ungeachtet, im Garten; wie denn Kinder, nach dem noch unverdorbenen Instinkt das Freie lieben und die weite Natur-Halle. Dort wandelten sie und hatten sich Heimlichkeiten zuzuflüstern, bei

denen die Unschuld nicht zu erröthen, der Genius kindlicher Reinheit aber freundlichhorchend zu lächeln hatte.

8.

Désaide setzte sich ans Fortepiano, durchrauschte die Sonate, mit aller ihrem Wesen eigenen Beweglichkeit; nahm den lärmenden Beifall der Gesellschaft als eine gebührende Huldigung leicht und obenhin auf, und flog dann wieder in die Arme ihrer Freundin, die still, bescheiden in einem Winkel gehorcht hatte. Frau von Rosen nahte sich triumphirend dem Obersten, der, auf beiden Armen auf seinen Stock gestützt, schweigend der Musik und dem Beifalle zugehört hatte.

Nun, lieber Nachbar, was ſagen Sie zu dem Spiele meiner Tochter?

„Herrlich, vortrefflich! Gnädige Frau! Zu viel für dieſes Alter.“

Wie? und ſingen ſollten Sie Déſaiden hören. Seitdem hielt ich ihr ſechs Monate einen Singmeiſter aus Stuttgardt.

Eine himmliſche Stimme! und welcher Geſchmack im Vortrage! — rief einer der nächſt ſtehenden Herren.

„Welches Portament! — Welche reine Tiefe und Höhe!“ der andere. —

„Einer Mara, einer Katalani wird ſie einſt den Rang ſtreitig machen!“ — der dritte.

Nun, liebes Kind, begann Frau von Roſen zu ihrer Tochter; unſer Herr Nach-

bar hat dich noch nicht gehört, gieb uns die neue Arie aus **Sarzino**, die du gestern erst aus Dresden erhieltst.

„Sie wissen ja, liebe Mutter, daß ich „den Katharr habe."

Ein wenig enrhumirt; das werden die Herren dir nachsehen.

Alle drängten sich nun um die kleine Sängerin und flehten — vergebens —

Was sagst du dazu? flüsterte der Baron Wolmarn ins Ohr.

„O! — weh! — Virtuosität!" — war des alten Obersten kurze Antwort.

9.

Es ist Schade, sagte Frau von Rosen, daß ihr Katharr sie hindert, sich hören zu

las-

laſſen; noch kürzlich ſang ſie im Konzert des Fürſten von — und er nannte ſie die heilige Cilicia.

„Cecilie wollen Sie ſagen," fiel Déſaide mit ſpöttelndem Zuge ein.

Déſaide plauderte dann unbefangen mit Natalien fort; die Konverſation wurde allgemein. Sie fiel endlich auf Künſte, auf Malerei, auf die Dresdner Gallerie, die Walmor kürzlich auf ſeiner Reiſe wieder beſchaut hatte.

„Wiſſen Sie denn, lieber Nachbar, begann Frau von Roſen, wie weit es Déſaide ſeitdem im Zeichnen gebracht hat?"

Eine Tauſend-Künſtlerin, gnädige Frau!

„Kind, hole doch dein letztes Cahier." —

Wenn Sie befehlen Mutter, aber Natalie — mit einem Blick auf ihre Freundin.

„Wollen wir indeß ſchon unterhalten.“

Déſaide gehorchte; das Cahier erſchien: Zeichnungen aus Ovids Verwandlungen.

„Sehen Sie, meine Herren.“ rief Frau von Roſen und zog eine Zeichnung hervor. „Aurora und Zephalus! Irr ich nicht, „ſo iſt dieß ihr Meiſterſtück!“ Allerdings! rief die Geſellſchaft.

Welche Zartheit in den Umriſſen, und doch welche Freiheit! welche Kühnheit!

Und vor allen, riefen andere, welche Wärme im Ausdruck der Liebe, des Verlangens!! — Welches talentvolle Kind! welches ſeltene Genie! — Glückliche Mutter! —

Die Blätter gingen nun von Hand zu

Hand. Am aufmerkſamſten betrachtete ſie der ſchweigende Pfarrer.

10.

Défaide ſchien indeß um all dieſen Beifall unbekümmert; ſie kehrte zu Natalien zurück, die noch immer, wie gewöhnlich, mit dem Strickzeuge in der Hand, in einem Winkel des Zimmers ſaß.

Indem trat ein Diener herein und meldete, daß der engliſche Sprachmeiſter aus der Stadt angekommen ſey.

Das fiel denn doch endlich dem ehrlichen Oberſten aufs Herz. „Wie? Was?“ rief er, „auch engliſch ſoll mein Pathchen lernen?“

Allerdings, erwiederte Frau von Roſen

Es gehört zum guten Ton; und da sie es jetzt im Französischen und Italienischen so weit gebracht hat — Auch im Griechischen und Chaldäischen vielleicht? fuhr halbscherzend Wolmar heraus.

„Sie scherzen, lieber Herr Nachbar! — „Désaide hatte noch eine freie Stunde; — „sie wechselt nur mit der Tanzstunde ab."

Mit der Tanzstunde? fragte lächelnd der Oberst. „Allerdings! — Und zwar „kennt Désaide die Tanzkunst im höherem „Sinne, der die Mimik in ihrem ganzen „Umfange umfaßt. — Die Attitüden der „Lady Hamilton, die ich ausdrücklich von „London kommen ließ, nahmt sie zum Ent„zücken nach — und ihr Shawl-Tanz! —

„Nun auf dem nächsten Kinder-Balle sol-
„len Sie sehen —!“

Ein Kinderball? fragte der Oberst er-
staunt. „Seit Ihrer Abwesenheit haben
„sich alle unsre Nachbarn vereinigt, unsern
„Kindern jeden Monat einen maskirten
„Ball zu geben. —

Einen maskirten? —

„Und auch an Sie, lieber Oberst, wird
„nun bald die Reihe kommen.“ —

Gehorsamer Diener! —

II.

Wolmar sah auf die Uhr, bemerkte, daß es schon spät sey, und ließ durch den Pfarrer den Wagen bestellen. Vergebens bat Désaide, daß Natalie einige Tage bei

ihr bleiben dürfe, der Vater versagte es, weil auch sie an ihrem Unterrichte zu viel versäumen würde. — Frau von Rosen lächelte; ihr Mann drückte seinem Freunde schweigend die Hand. Ein naher Gegenbesuch ward verabredet.

Der Oberst, der Pfarrer, Natalie, stiegen ein.

12.

Schweigend saßen sie einige Zeit im Wagen, Natalie war besorgt. „Sieh, lieber „Vater! wie die letzten Sonnenstrahlen „dort in den blauen See sich tauchen, und „die stillen Hütten vergolden!“ —

Nun Gottlob, rief der Oberste, so ist Natalchen doch auch etwas! Eine Pee-

tia! — Was ſagen Sie, geiſtlicher Herr? — Iſt das Kind dort nicht ein wahres Wunder, ein Univerſalgenie. Allerdings, erwiederte der Pfarrer, ein talentvolles Kind.

„Ja freilich, Magiſter! Kein Vorwurf! „aber wenn ich ſo Natalien dagegen betrachte — was iſt ſie?

Schon zitterte eine Thräne in Nataliens Auge.

„Ja, ja! wiederholte der Oberſt. Es „iſt denn doch unerhört, wie weit es mein „Pathchen ſchon gebracht hat. Und Natalchen dagegen, was kann ſie?“

Das war zuviel für das zarte Kind, ſie umſchlang ihres Vaters Hals; benetzte ſein Geſicht mit ihren Thränen. — Nichts,

ſchluchzte ſie, nichts kann ſie, als dich lie-
ben! —

„Sonſt nichts? rief der Oberſt, und
„drückte ſie feſter und immer feſter an
„ſeine Bruſt. — Wahrlich, theures Mäd-
„chen, da kannſt du viel, ſehr viel! und
„alle Künſte deiner Freundin könnten das
„mir nicht erſetzen.“ —

„Aber ich will gewiß mich bemühen, gu-
„ter Vater.“ —

„Sachte! davon ein andermal. Sey
„ruhig, ſüßes Mädchen!“ Und damit küßte
er ihre Thränen auf und wandte ſich an den
gegenüber ſitzenden Pfarrer, der ſich ſo eben
ein Geſchäft an ſeinen Augenwimpern ge-
macht zu haben ſchien. —

„Nun was fehlt Ihnen, Herr Paſtor?“

O—nichts, Herr Oberſt. — Ich ſehe und höre. —

„Und ich, mein lieber Magiſter, habe „heute ſo viel gehört und geſehen, „daß es mir das Herz abdrückt, bis ich „mit Ihnen mich ausplaudern kann.“

„Die Hand auf's Herz, was halten Sie „von meinem Pathchen? von all ihren „Künſten, von ihrer Erziehung und Bil„dung?

Die Sache iſt zu ernſt, gnäd'ger Herr! als daß ich Sie nicht bitten ſollte, mir dazu einige Stunden ruhiger Unterhaltung zu gönnen. Zwar möcht' ich wohl einen Theil ihrer Anſichten ehren; aber doch — Sie ſind beunruhigt, zweifelhaft gemacht. —

Auch Natalie ist unruhig. — Wir müssen umständlich darüber sprechen.

„Das wünsch' ich! Morgen früh kom„men Sie zum Frühstück im Garten."

Wohl, Herr Oberst! — Aber darf wohl indeß Fräulein Natalie morgen früh zu meiner Frau in die Küche kommen? Wir erwarten einige Geistliche aus der Nähe; die Mutter hat ein neues Backwerk aus dem Ulmer Kochbuche im Kopfe, und wäre untröstlich, wenn Natalie versäumen sollte, das auch zu lernen.

„Die gute Mutter! — Freilich wird Na„talie kommen; das versteht sich."

13.

Der Wagen hielt; der Oberst drückte beim

Abschiede dem Pfarrer die Hand. — Zu Natalien sprach er über die Scene von heute kein Wort mehr. Nach Tische nahm er sie auf seinen Schooß, koßte sie, und ließ sich von ihr koßen; zärtlicher als je. Dann mußte sie ihm wie gewöhnlich vorlesen, bis er einschlief. —

14.

Der nächste Morgen war heiter, und früh wanderte Wolmar schon mit der rauchenden Pfeife in den Garten. Der ehrliche Pastor erschien, und nachdem die freundliche Natalie in ihrer häuslichen Schürze den Kaffee in die Laube gebracht, und die ersten Tassen eingeschenkt hatte, — denn das durfte nur sie — so mahnte der Oberst sie selbst, daß die

Frau Pfarrerin auf ſie warte, und die beiden Herren blieben allein.

Lieber Herr Oberſt! begann der Paſtor. Ich habe wohl bemerkt, wie nachdenkend Sie geſtern bei den Tauſendkünſten des Fräulein Délaide wurden; wie tief Sie den Abſtand zwiſchen ihr und unſerer guten Natalie fühlten, und welcher ſtille Vorwurf —

„Vorwurf! Wahrlich, Paſtor! Da irren „Sie. Wie könnte gegen Sie, meinen al„ten ehrlichen Freund, ein Vorwurf in meine „Seele ſchleichen! Aber, daß es mich wurm„te, wie da mein Pathchen alle ſeine Künſte „auskramte, und mein armes, braves Na„talchen beſchämt im Winkel ſaß.“ — —

Guäd'ger Herr! vor allem, wollen Sie mir wohl die Darſtellung, die Rechtfertigung

meiner Unterrichts- und Bildungs-Methode erlauben?

„Darstellung, ja! Rechtferti-„gung, nein!“

Wie Sie wollen! also, Darstellung! Mir und meiner Frau übergaben Sie nach dem Tode ihrer edlen Gattin die Sorge für Ma-rellen. Mit welcher Freude wir Kinderlosen sie übernahmen, wissen Sie! —

„Ich weiß es!“ Er drückte dem Pastor die Hand.

Meine erste Sorge war, nicht bloß Tugend, nicht Grundsätze der Sittenlehre, nein, Re-„ligion, Christenthum in ihr zartes Herz zu pflanzen.

„Dank! Dank! guter Pastor!“

Ich weiß wohl, daß man jetzt mit der Mo-

ral, mit der natürlichen Religion in der Erziehung auszulangen gedenkt; aber ich weiß auch, daß dieß unzähliges Unheil stiftet. — Die philosophische Religion, die allenthalben nach Ueberzeugung strebt, mag dem Manne gebühren; dem Weibe gebührt der Glaube.

Das Weib bedarf, kraft seiner zarten Organisation, kraft seiner reizbaren Phantasie, Mythen, die nicht einzig die Imagination ergreifen, sondern auch das Herz erfassen. Die Christus Religion ist, kraft ihrer Milde, die Religion des Weibes. Sie ist es, die sich sanft windet in die gebeugten Gänge des stillen häuslichen Lebens, des weiblichen. Sie ist es, welche die schönste, unentbehrlichste aller weiblichen Tugenden gebiert: die

Frömmigkeit. Wohl! wohl dem Hausvater, der ein frommes Weib beſitzt! er hat eine köſtliche Perle.

„Wohl! Wohl!“ rief der Oberſt mit naſſem, gen Himmel gekehrten Blicke.

In dieſem einfältigen kindlichen Katechismus-Glauben habe ich nun unſre gute Natalie erzogen, und zittre, daß er geſtört werde.

„Das verhüte der Himmel!“

Déſaide, die liebenswürdige Déſaide iſt von Nataliens Alter; — ſie hat keinen Glauben; ſie iſt die Schülerin eines Adepten der Natur-Philoſophie.

Alles will ſie prüfen, alles ergründen, alles begreifen, nichts glauben; und Glaube, wär er auch nicht der Genius der Menſch-

heit, wahrlich! Glaube ist der Engel des Weibes und der Beschirmer häuslicher Glückseligkeit.

„Ja wohl! Ja wohl!"

Défaide hat an allen Künsten genippt. Aber ich bitte Sie, lieber Herr Oberst, wir müssen uns doch einigen über die Bestimmung des Menschen.

Seine allgemeine Bestimmung ist allerdings: Veredlung, Entfaltung, Ausbildung aller seiner moralischen und intellektuellen Kräfte. Aber, wie sich auch immer eine unsrer neuesten und scharfsinnigsten Schriftstellerinnen *) mystisch drehen mag, sie wird, und mit ihr jedes denkende Wesen, mir doch zugestehen müssen, daß diese Aus-

*) Frau B. v. la Motte Fouqué.

Ausbildungs-Tendenz sich schon im Allgemeinen nach den Geschlechtern trennen müsse.

Ob der Natur-Organismus dem Weibe an sich eine so ganz verschiedene, ja entgegengesetzte Bestimmung anweise, — mögen Andere untersuchen. Genug, Kraft der Gesetze und Sitten, existirt sie.

Wir werden also auch annehmen dürfen, daß diese Ausbildung sich nach der Bestimmung des Geschlechts modificiren müsse. Gattin, Mutter, Wirthschafterin ist das Weib unter allen Zonen und Völkern; Weib muß sie bleiben in allen Verhältnissen.

Jene Modification ist es, welche die zarte Grenzlinie der Weiblichkeit zieht, die

nie ungeſtraft überſchritten wird. Allerdings liegt auch Liebe zu den Künſten, überhaupt Kunſtſinn, Ausbildung des Verſtandes innerhalb dieſer Grenzlinie, aber nur bis zu dem Grade, der an Erudition ſchweift; denn dieſe liegt ſchlechterdings in phyſiologiſcher wie in pſychologiſcher Hinſicht jenſeits jener Linie.

Muſik z. B. iſt die eigenſte weibliche Kunſt. Nicht nur, weil das Weib ein an ſich ſelbſt zartes Inſtrument iſt, das alſo leiſer und reiner betont; ſondern auch weil es, kraft ſeiner Reizbarkeit und Beweglichkeit, der unendlichen Tonleiter der Harmonie ſicherer folgen kann. —

Désaide ſpielt mit ungemeiner Fertigkeit und Präciſion; ihe Spiel iſt brillant; aber

ohne Tiefe des Gemüths; denn sie ist zu unweiblich, um mit Liebe zu spielen; sie spielt — um zu glänzen! —

Natalie hat immer Liebe zur weiblichen Musik geäußert.

Eine schön vorgetragene Arie entlockte ihr Thränen der Wehmuth. — Konzerte erhalten sie aufmerksam, ohne sie zu erwärmen. Sie selbst traut sich kein Talent zu.

Désaidens Zeichnungen haben Sie gesehen. — Auch die bildenden, auch die plastischen Künste sind weiblich; doch nur in dem schönen, reinen, keuschen weiblichen Kreise.

„Wie verstehen Sie denn das, Herr Pastor?" —

Wie? Gnäd'ger Herr? Sehen Sie denn

nicht die Zeichnungen aus den Ovid'schen Metamorphosen? — Eine Aurora in Cephalus Armen! — Einen Apoll, der — Wahrlich ich zitterte, endlich auch noch eine Leda mit dem Schwane in der Hand dieses Kindes zu sehen! — Wie ist es möglich, daß man Kindern, die in das Mädchen übergehen, nackte menschliche Figuren zum Zeichnen geben kann, bei denen sie — abgesehen von den Attitüden — Umrisse von Parthieen machen mußten, welche das züchtige jungfräuliche Mädchen ohne Erröthen nicht einmal betrachten, geschweige benennen, bezeichnen kann? — Das Weib ist, kraft seiner stillen einsiedlerischen Lebensweise, ganz Imagination. Keusch und rein muß diese erhalten werden, wenn die

Jungfrau nicht ihre Würde, ihr ganzes Wesen verlieren will. — Eine befleckte Imagination ist das Grab ihrer Tugend, ihrer Seelenruhe, so wie einst der häuslichen Glückseligkeit, des Familienwohls.

„Aber, Herr Pastor! so soll das weibliche Geschlecht von den bildenden Künsten „ganz ausgeschlossen seyn?“

Nein! die Natur bietet ihm ein weites Feld. Landschaften, Früchte, und vor allen Dingen Blumen, dieß sind die Gegenstände, deren Nachbildung ihrer zarten, keuschen Phantasie ziemt; die ich ächt weiblich nennen möchte, und die sich mit ihrem Putze verschmelzen.

Und vollends der Tanz! — und in diesem Alter! Ja, das Weib soll in ihrem

Körper Haltung, in ihren Bewegungen Anmuth und Ungezwungenheit besitzen; — aber seit der Tanz aufgehört hat, Mimik zu seyn, seit er in ein Verbindungs-Mittel ausgeartet ist, durch absichtlich dazu ersonnene Umschlingungen und Bewegungen Lustgierden gewaltsam aufzuregen, ja selbst auf eine anscheinend decente, aber im Grunde höchst indecente, Weise vor den Augen der ganzen Welt zu befriedigen, — seitdem, gnäd'ger Herr! verabscheue ich den Tanz und betrachte ihn als das Grab aller häuslichen Glückseligkeit.

„Freilich! Freilich! fiel der Oberst ein, „da haben Sie vollkommen Recht, und da„zu noch diese Kinderbälle, wo man recht „vorsetzlich die Leidenschaften dieser kleinen

„Geſchöpfe gewaltſam aufreizt, und ihre „zarten Nerven zu allen Thorheiten, Uep„pigkeiten und Ausſchweifungen ſpannt. — „Wahrlich, ſie ſind mir ein Gräuel!“ Und mit Recht, gnäd'ger Herr! — In Summa: Déſaide mag einſt in der großen Welt glänzen; noch kämpft ſie gegen die verderbliche Erziehung; noch iſt ihr kindlicher Sinn nicht vernichtet; noch liebt ſie unſre Natalie. Aber Eitelkeit, die man gewaltſam in ihr Herz pflanzte, wird jeden guten Keim vernichten. Wahrlich, Herr Oberſt! ſie wird nie glücklich werden, nie glücklich machen. —

Natalie, unſre Natalie — ach! Sie wiſſen, wie theuer ſie mir und meinem guten Weibe iſt, kann weder ſpielen noch ſingen,

noch malen, noch tanzen; aber sie ist fromm, ihre Einbildungskraft rein und unbefleckt, sie kann nähen, spinnen, stricken, waschen, platten, kochen, backen — und von Geschichte, Naturgeschichte, Erdkunde lehr ich ihr so viel, als ihr gut ist und ihr Noth thut. Ihr Herz ist ein Schatz reiner Tugenden, aus dem jeder schöpft, den jeder kennt, — nur sie selbst nicht. — Vieles, vieles mag sie nicht können, aber sie kann, was das Weib zu unserm Schutzengel macht — sie kann lieben! —

15.

„O mein theures Kind, meine Natalie!" — so rief der Oberst und Thränen rollten den grauen Bart herab, und er

wollte aufstehen, um den Pastor zu umarmen, und er sank in Nataliens Arme, — die eben, ohne von den beiden Männern bemerkt zu werden, in die Laube getreten war, des Pastors letzte Rede gehört hatte, und in Thränen schwamm.

Der Pastor schlang sich in die himmlische Gruppe und mit ihm sein gutes Weib, das Natalien mit dem ersten Versuche des Backwerks gefolgt war, um den Vater zu überraschen.

Zweites Buch.

16.

Lieber Herr Oberſt! dürft ich — begann nun der Paſtor — im Namen meiner ehelichen Hausfrau, wohl eine Bitte an Sie wagen?

„Und die iſt?“

„Daß auch Sie heute Mittag unſerm „kleinen Mahle beiwohnen möchten!“

„Herzlich gerne!“

Brillant wird freilich die Konverſation nicht ſeyn; denn meine beiden neuen Nach-

barn ſind ein paar alte ehrliche orthodoxe Männer, in der neuen Exegeſe unbewandert und auf die neue Dogmatik, wie ſie jeder ſich nur ſelbſt nach ſeiner Weiſe bildet, gar nicht gut zu ſprechen — aber übrigens heitern Sinnes und bieder.

„Ganz recht!“ —

Und was das Mahl betrifft? — ja! da müſſen ſich der gnäd'ge Herr an Natalien halten, — denn von der Suppe bis zum Braten hat ſie heute alles ſelbſt gekocht und zubereitet.

„Brav, Natalie! — o! das ſoll „mir ſchmecken!“

17.

Sie zogen nun ins Pfarrhaus, wo ſich

die beiden Herren Geistlichen bereits eingefunden hatten. Herzlich und traulich setzte man sich an den ländlichen Tisch. Bei jeder Speise, welche die geschäftige Frau Pfarrerin auftrug, erschöpften sie sich in Lobeserhebungen über Nataliens Kochkunst und Natalie spähte bei jeder in des Vaters Gesicht, ob sie auch seinen Geschmack getroffen habe? Der ihr dann die Freude durch manche kleine Neckerei, bald, daß dieß versalzen, jenes verbrannt sey — würzte.

Nach Tische griffen die geistlichen Herren, die noch ihre Predigten zum nächsten Festtage zu studiren hatten, nach ihren Knotenstöcken, und der Oberst wanderte mit seiner Pfeife und dem Pfarrer in den Pfarr-Garten, indeß die Frau Pfarrerin und Natalie alles

wieder in Ordnung brachten. Denn zur höchsten Ordnung und Reinlichkeit war Natalie von je gewöhnt worden. Der Pfarrer konnte übellaunig werden, wenn ein Tisch oder Stuhl etwas schief, oder eine Tasse nicht an dem ihr bestimmten Orte stand. Symmetrie war sein Steckenpferd. Denn, sagte er, wo der Geist nicht Behagen findet an Gleichmaß und Ordnung, da ist auch im Herzen nichts aufgeräumt, nichts geordnet.

„Hören Sie, lieber Pastor, begann der „Oberst; was Sie mir diesen Morgen über „weibliche Bildung sagten, geht mir im Ko„pfe herum. Hie und da mögen Sie wohl „Recht haben, aber, haben wir wohl beide den „rechten Punkt getroffen? — Soll mir's „denn nicht wurmen, daß mein Pathchen in

„allen Künsten und Kenntnissen so weit vor
„Natalien voraus ist, bewundert und gelieb-
„koßt wird? indeß sich um mein gutes Na-
„talchen keine Seele bekümmert?“

Herr Oberst —

„Lassen Sie mich ausreden! — Und noch
„Eins! soll denn ein Mädchen nichts als ihre
„Küche, Wäsche und Haushaltung verste-
„hen? — Soll sie sich denn nicht, zumal in
„den höhern Ständen, Hülfsquellen, gegen
„die Quelle aller Verirrungen, Laster und
„Ausschweifungen, die Langeweile schaf-
„fen, diese fürchterlichste aller Krankheiten
„und die Mutter der Klatschereien, die Men-
„schen-Pest? Und zwar, je mehr Hülfsmit-
„tel, je besser? — Ist es denn nicht besser,
„daß die Frau zu Hause liest, oder Forte-

„Piano ſpielt, oder ſingt, oder zeichnet, als „daß ſie von Geſellſchaft zu Geſellſchaft, von „Ball zu Ball rennt, und Zeit, Geld „und allen Sinn für Häuslichkeit vergeu„det?“ —

„Nehmen Sie mir's nicht übel, Herr Pa„ſtor, aber ich denke: es iſt beſſer. — Ich „weiß nicht, ich kann überhaupt nichts auf „den Menſchen halten, dem es zu Hauſe „nicht wohl, dem ſeine Wohnſtube nicht lieb „iſt; am wenigſten auf das Weib.“

Noch ich; — nahm der Pfarrer nun das Wort. — Weh auch dem Menſchen, für den es eine beſſere Geſellſchaft giebt, als ſich ſelbſt! Ich habe Sie ausreden laſſen, gnäd'ger Herr; hören Sie nun auch mich.

Gerade in allem dem, was Sie jetzt sagen, liegt der Markstein der weiblichen Bildung, die Grenzlinie, die unsre weiblichen Pädagogen so ängstlich suchen, und sie, und noch mehr die Aeltern, gewöhnlich überschreiten. Allerdings hat auch das Weib Anspruch auf geistige, intellectuelle Bildung, — denn von der moralischen kann ohnehin nicht die Rede seyn.

Allerdings wird das gebildete Weib dem Gatten eine nützliche Gehülfin seyn, und die geistigen Schätze werden, wenn anders nicht überwiegender Hang zur Sinnlichkeit sie zu rauschenden Vergnügungen hinreißt, selbst ihr Haus, selbst Häuslichkeit, Stille und Einsamkeit ihr werther machen, als schaale, herz- und geistlose Assembléen. Aber das alles

nur

nur dann, wenn die Tendenz dieser Bildung sich auf die Individualität einschließt; wenn sie davon ausgeht, und dahin sich conzentrirt: das Weib in sein eigenes Selbst zurück zu führen, damit es sich selbst liebgewinne, also auch sich selbst genügen, sich selbst beschäftigen, mit Einem Worte frei und unabhängig seyn lerne von allem, nur dem Einzigen nicht, ohne welches das Weib aufhört, Weib zu seyn: — Liebe! —

Gerade zu diesem Zweck aber, gnäd'ger Herr, muß die weibliche Bildung eine ganz andere Richtung nehmen, als sie jetzt gewöhnlich hat. Gerade zu diesem Zweck muß man dem Weibe alles geben aus dem Gesichtspunkte der Gemüthlichkeit, der

Hingebung, der Aufopferung. Es muß gar nicht anders wissen, als daß seine Bestimmung ist: Andern Freude zu machen, damit es geliebt werde, und also in seinem eigenthümlichen Flammen-Elemente, der Liebe, schwebe. Man muß ihm starke und nahrhafte Speise geben, jedoch nur so und so viel, als für dieses Wesen, nach seiner Organisation und Bestimmung, taugt.

So z. B. Geschichte, Erdkunde, denn das giebt kräftige nachhaltende Nahrung.

Gerade weil es in diesen ernsten Kenntnissen das Weib, neben seiner rein weiblichen Beschäftigung, zur Erudition nicht bringen kann, also der weibliche Genius der Bescheidenheit, der Anspruchlosigkeit nicht

gereizt wird, gerade deswegen sind diese Kenntnisse für das Weib die gesundeste Speise.

Statt dessen giebt man ihm die frivolen Leckerbissen der Konfitüren, der Liqueurs, der Künste und schönen Wissenschaften; freilich ihrem zarten leckern Gaumen so angenehm, aber auch zur Ueberfüllung reizend. — Betrachten Sie die weibliche, stille, sitzende Lebensweise und mechanische Beschäftigung. Wie der Vogel in den Lüften, schwebt frei der Mann in der Welt; wie der Kanarien Vogel im Käfig eingekerkert, brütet stets über sich selbst das Weib. Welch unendlichen Spielraum für ihre durch die Zartheit ihrer Fibern ohnehin regere lebendige Fantasie! —

Deſto reiner, deſto keuſcher muß dieſe erhalten, deſto ſerglicher alles vermieden werden, was dieſe Reizbarkeit erhöht.

Und iſt das denn nicht offenbar der Fall, wenn durch dieſes Abrichten der Kinder, gleich den Vögeln und jungen Hunden, einzig zu dem Zweck, um der Eitelkeit der Aeltern oder Lehrer zu fröhnen, um ſich ſehen und hören zu laſſen, mit Einem Wort, um zu paradiren, Gefallſucht, Eitelkeit und Glanzſucht in die jungen weiblichen Herzen gewaltſam eingepfropft, — dagegen eben dadurch die wahre Weiblichkeit, Anſpruchloſigkeit und feine ſtille heilige Scheu der ſchüchternen Schaam, die Glorie des Weibes, eben ſo gewaltſam vertrieben wird?

Schönheit ist des Weibes Natur-Erbtheil. Glanzsucht, Gefallsucht, Sehnen nach Bewunderung, muß also an sich die Schwäche des weiblichen Wesens seyn; statt nun dieser durch stärkende Mittel zu Hülfe zu kommen, erhöhen wir sie durch erschlaffende Reizmittel.

Nichts natürlicher, als daß das Weib auf diesem Wege alle Weiblichkeit verlieren muß, weil es aufhören wird zu lieben, weil es das seelenloseste, verderblichste und hassenswertheste Wesen werden muß: Egoist! Und überdieß, Herr Oberst! Kunst heischt Vollendung. Ohne diese ist die roheste Natur interessanter, wenigstens minder langweilend. Kunst aber ist geboren, sich zu zeigen. Selbst-

unterhaltung mag dieſes Dilettantenweſen ſeyn — weiter ſey es nichts!

18.

„Wahrhaftig, Herr Pfarrer! das fühl' „ich; darinnen haben Sie Recht!“

Natalie, über die Sie mit in Ihrer Abweſenheit Vater-Rechte einräumten, wird nicht bewundert, nicht geſchmeichelt, nicht vergöttert werden; aber — ſie wird, wie jezt uns, ſo einſt alles um ſich her durch ihre Anſpruchloſigkeit beglücken.

Ob auch Déſaide? — Das mag die Zeit lehren. Sehen Sie denn nicht, daß dieſes talentvolle Kind, trotz der durchaus falſchen Richtung, die ihre Bildung nimmt, noch immer wie vor, an ihrer kleinen, in

den glänzenden Vorzügen so tief hinter ihr stehenden Freundin mit Innigkeit hängt und, des gänzlichen Widerspruchs ihrer sonstigen Neigungen und Ansichten ungeachtet, die Herzlichkeit, die Traulichkeit dieses wohlwollenden Wesens nicht entbehren kann? Wahrlich! der größte Beweis, daß sie selbst fühlt, ihre Stimmung sey ein zum Vortheil Anderer erkünstelter Krampf; für sie selbst, wo nicht peinlich, doch nicht wohlthätig.

Dieser Krampf kann sich beim Weibe nur auf zweifache Art lösen; entweder in gigantesken Abentheuern; oder

Im starken Geist in einem zarten Leib,
Gleich ungeschickt, zum Herrschen und zum Lieben;

Ein Kind mit eines Riesen Waffen;
Ein Mittelding vom Weisen und vom Affen;
Um kümmerlich dem stärkern nachzukriechen,
Dem schönern Geschlecht entflohn;
Hinabgestürzt von einem Thron,
Des Reizes heiligen Mysterien entwichen.

Und wehe dem Weibe! wehe dem Gatten dieses Zwitterwesens!

„Sie haben mich überzeugt, lieber Pastor," rief der Oberst! — „Vollenden „Sie Nataliens Bildung nach Ihrer „Weise, nach Ihren Ansichten; werden „Sie ihr wahrer Vater und bewahren

„Sie dieſes gute, liebende Weſen vor aller „Anſteckung.“

Damit hat es keine Noth. — Natalie iſt des Neids ganz unfähig; — ſie iſt gewohnt, ſich als ein untergeordnetes Weſen zu betrachten, alles vom Gefühl zu erwarten; und was auch aus Déſaiden werden mag, Natalie wird immer mit gleicher Gemüthlichkeit an ihr hangen.

19.

„Wiſſen Sie wohl, Herr Paſtor, daß „auch mich Déſaidens Anhänglichkeit an „Natalien, über alle die Verkehrtheiten „meines Pathchens beruhigt.“

Auch ich ſehe ſie mit Vergnügen. Einſt kann ſie für dieſes ohne ſeine Schuld ver-

ſchwebene und doch ſo gute Geſchöpf von groſſer Wirkung ſeyn. — Jetzt iſt ſie natürlich. Nur in dieſem Alter werden gewöhnlich dauernde Bündniſſe geſchloſſen, wo nur Empfindung die Wahl beſtimmt, wo man jeden Bund auf die Ewigkeit berechnet.

Später belehrt uns Erfahrung, daß Weltverhältniſſe, daß der Tod auch die feſteſten Bande reißt. Man wird behutſamer und ſchüchterner, ſie zu knüpfen und ſich an das zu heften, was man mit Schmerz ſo bald wieder verlieren muß. Dieſe Scheu vor ſchmerzlichen Empfindungen ſchreckt in ältern Jahren das Anheften zurück. —

20.

In der Familie des Obersten und des Barons war noch die alte gemüthliche Sitte, die Familien-Geburtstage feierlich zu begehen. Eine Sitte, die, beglückend wie so manche andere zarte Fäden des Gewebes der Moralität allmählig von dem alles verschlingenden Zeitgeist des Egoismus vernichtet wird.

Ungefähr acht Tage nach jener Unterredung erschien der Baron allein bei seinem Freunde Wolmar. Das war ungewöhnlich; denn er verließ sein Haus selten ohne seine Gemahlin.

Wolmar empfing ihn mit Herzlichkeit, bezeichnete ihm aber sein Erstaunen, darüber, daß die Baronin ihn nicht begleitete.

„Deine Frau ist doch nicht krank?“

Recht wohl, und empfiehlt sich dir aufs Freundlichste. Ich selbst aber habe sie diesesmal zurück gehalten, unter dem Vorwande, daß wir uns an die Gränze zu einer Jagd-Parthie bestellt hätten.

„Unbegreiflich!“

Ich will dir das Räthsel lösen. In nächster Woche ist ihr Geburtstag; da habe ich denn manche kleine Festins bereitet, mit denen ich sie überraschen will.

„Der gute Ehemann! — Nun aber wie „hängt das zusammen mit —?“

Das ist das Haupt-Geheimniß. — Es soll nämlich nach Tische eine kleine Komödie zu ihren Ehren aufgeführt werden, mit

Allegorieen, Glückwünſchen und dergleichen, verſteht ſich. —

„Nun, Herr Direktor! und da wirſt du „ja doch mich alten Kerl nicht zum Aktör „engagiren wollen?“

„Wahrhaftig! ſo gerne ich das Geburts„feſt deiner Frau mit feiern wollte, zum „Komödianten bin ich durchaus verdorben.“

Bewahre! das Stück wird von jungen Leuten vorgeſtellt. Défaide iſt die Direktrize; und ſie hat das Theater angegeben und alles geordnet. Ein Divertiſſement, das den Beſchluß machen wird, iſt ſogar von ihrer Erfindung.

„So! — und was kann ich dabei?“

Natalien erlauben, daß ſie eine Rolle übernimmt.

„Natalien? — Nun, Kind, was sagst du „denn dazu?“ —

Ich, lieber Vater, so gerne ich der Frau Baronin gefällig seyn möchte, würde es nie wagen, öffentlich aufzutreten. —

Pah! liebes Kusinchen, wir sind ja nur unter Freunden! —

„Und die Mitspieler, Herr Bruder?“

Schüler aus der Stadt; recht artige, gebildete junge Leute, das versichere ich dich.

„Hm! Hm!“

Und was das Stück betrifft, — ein Schäfer-Spiel ists, — so wirds zwar meine Tochter die Hauptrolle übernehmen; aber es ist ausdrücklich so gewählt, daß zwei Liebhaberinnen und zwei Liebhaber darinnen vorkommen.

„Wirklich?“ —

So daß Natalliens Rolle eben auch interessant ist.

„Nun! Nun! ich merke wohl, der Herr „Bruder kennt das Theater-Unwesen.“ —

Ich hoffe also, liebes Kusinchen, Sie werden Ihre Schüchternheit überwinden und mit Ihres Herrn Vaters Erlaubniß —

„Ja, was diese betrifft — “

O daran könnten ich und meine Tochter nicht einen Augenblick zweifeln, du wirst gewiß deinem alten Freunde den Spaß nicht verderben. —

„Alles was du willst! aber dieß schlägt „nicht in mein ausschließendes Departe„ment ein; und da muß ich auch meinen

„Herrn Edukations-Kollegen, den Pfarrer,
„darüber zu Rathe ziehen. — Liebes Na-
„talchen! du bist wohl so gut, ihn auf eine
„Pfeife Tabak herüber zu bitten."

Gleich, lieber Vater!

„Wir, Herr Bruder, wollen indeß in den
„Garten. — Natalie! in die Laube läßt
„du den Kaffee bringen! dort kannst du,
„Herr Bruder, mir dann alle deine Fest-
„lichkeiten der Länge nach erzählen."

21.

Natalie hüpfte indeß zum Pfarrer; sie eröffnete ihm die Einladung ihres Vaters und auch die Veranlassung.

„Und Sie, liebes Fräulein, was sagen
„Sie dazu? möchten Sie wirklich in die-
„sem Schäferspiele auftreten?"

Ih-

Ja, lieber Herr Pfarrer! Ich bekenn' es Ihnen gerne. Es würde mir Freude machen, zumal in Gesellschaft meiner Freundin, und da es ihrer Mutter Freude machen soll.

Recht, meine liebe Tochter.

Aber, Sie kennen mich ja. Nimmer würde ich den Muth haben, auf einem Theater aufzutreten vor einer großen Gesellschaft.

Das würde sich dann wohl verlieren — aber! aber! — doch kommen Sie; das Uebrige will ich dem Herrn Obersten sagen. — —

Indeß hatte der Baron, dem jede Veranlassung, die Zeit, wo nicht zu morden, doch zu verwunden, so erwünscht war, den Obersten von allen und jeden Festlichkeiten

des Tags, von allen Leuchtkugeln, Raketen, Sonnen, Brillantfeuern des Feuerwerks, so wie von der ganzen Anordnung des Gastmahls, von der Suppe bis zu den Desert-Deviſen aufs vollſtändigſte unterrichtet; der gute Oberſt, der da wußte, wie ſehr ſich ſein Freund in dieſer Breite gefiel, ermangelte dann nicht, ſo oft er's erzwingen konnte, ihm über ſeine ſinnige Anordnungen Beifall zuzulächeln und zuzunicken.

22.

Nun erſchien der Pfarrer.

Der Oberſt ſetzte ihm den Fall aus einander und verlangte ſeine Meinung.

Aufrichtig, gnäd'ger Herr, bekenne ich, daß ich eigentlich über den Gegenſtand ihrer

Frage bei mir selbst noch keine feste Meinung gebildet habe, sondern erst durch Nachdenken darüber bilden muß; da indeß der Fall eilt, so will ich Ihnen geben, was mir so eben einfällt.

Vor allen Dingen erlauben Sie mir die Bemerkung, daß ich weit entfernt bin, die Idee des Herrn Baron und seiner Fräulein Tochter zu tadeln. Die gnäd'ge Frau hat lange in Residenzen und großen Städten gelebt, hat sich an das Vergnügen des Schauspiels gewöhnt. Eine Nachahmung und überdieß in geheim, zu ihren Ehren, als ein Beweis ehelicher und kindlicher Liebe veranstaltet, muß für sie einen ganz eignen Reiz, so wie die Anstalt dazu, die Theilnahme daran, nach der Tendenz, welche

man der Erziehung der Fräulein Désaide einmal gegeben hat, für diese ein eignes Interesse haben. —

Im Allgemeinen sehe ich an den theatralischen Vorstellungen der Dilettanten nichts Tadelnswerthes. Man kann nicht läugnen, daß der Mensch durch diese öffentlichen Darstellungen an Gewandtheit, an Freiheit der Bewegung, so wie an Richtigkeit und Unbefangenheit des Vortrags gewinnt.

Aber Kinder? — Nein! damit kann ich mich noch nicht versöhnen. Bedenken Sie nur, daß, so wie eigentlich der kindliche Zustand an sich an die ideale Welt gränzt, weil das Kind ohne alle Weltverhältnisse, ohne Zusammenhang mit der

Welt, ohne Sorgen für seinen Unterhalt und dessen Sicherung, ohne Kümmernisse, als die es allenfalls aus den Ermahnungen und Warnungen der Aeltern und Lehrer saugt, nothwendig in einer Phantasieen-Welt, in einer arkadischen Schäferwelt leben muß, in der es sich mit seiner regen Imagination so frei als möglich bewegt.

Bedenken Sie dagegen, daß gerade die Tendenz der Erziehung ist und seyn muß, das Kind in die wirkliche Welt einzuführen, es allmählig mit den Verhältnissen des Lebens bekannt, und zu Ertragung aller Beschwerden desselben, zu dem Kampfe mit seinen eignen Leidenschaften, so wie mit der Welt, dem Schicksal und seiner Umgebung fähig zu machen und zu erstarken.

Nun scheint es mir, als ob dieser nothwendigen Tendenz der Erziehung nichts so gerade zu und unmittelbar widerspreche, als, wenn wir Kinder durch theatralische Vorstellungen, die, nach dem Karakter des Drama, nur in Idealisirungen bestehen können, zur Theilnahme an der idealischen Welt, in das arkadische Schäferleben einführen, aus dem wir sie doch eigentlich durch die Erziehung heraus zu führen uns zur Pflicht machen müssen. Ein Drama, von welcher Gattung es auch sey — die Proverbes und moralisch-langweiligen Spiele der Frau von Genlis mit eingeschlossen — muß mittelbar oder unmittelbar Gefühle und Leidenschaften aufreizen, die im Busen des Kindes schlummern; es

muß die Entfaltung dieſer Gefühle beflügeln; und das in einem Zeitpunkte, wo Vernunft, Beſonnenheit, Nachdenken und Erfahrung noch gar keine Hülfsmittel zur Milderung oder Bekämpfung dieſer Gefühle gegeben haben können.

Laſſen Sie den Stoff, die Fabel des Drama noch ſo unſchuldig, d. h. noch ſo albern, langweilig, oder nach dem neuſten Almanach-Geſchmack, noch ſo gezwungen, romantiſch oder preziös-ſentimental ſeyn, ſie werden mindſtens durch die Darſtellung zur Glanzſucht, zur Eitelkeit, zum Neid auf fremde Vorzüge, zur Rivalität, zur vorherrſchenden Begierde, ſich auf Koſten Anderer auszuzeichnen, und ſie zu den Schatten-Parthieen unſrer Beleuchtung zu ma-

chen, — sie werden der Befruchtung des Saamens, der zu allen diesen kleinen Schwächen und künftigen heranwachsenden Leidenschaften, die auf der öffentlichen Bühne zu Hause sind und zu Hause seyn müssen, sie werden also all' jenen verderblichen Stürmen Spielraum geben, welche die zarte Blüthe des Wohlwollens, der Herzlichkeit, der allgemeinen Menschenliebe in ihren Keimen zerstören; desto freieren, da nothwendig Konvenienz-Rücksichten den Zuschauern gleichsam die Adulation und den Beifall zur Pflicht machen.

Dieß ist für den Augenblick meine Ansicht. Möglich, daß ich sie bei weiterem Nachdenken berichtige; aber wahrscheinlich ist mir's nicht.

23.

„Du haſt gehört, Bruder! Nun was ſagſt „du dazu?

Der Herr Pfarrer hat als ein weiſer Mann geſprochen, erwiederte der Baron. Aber was ſoll ich machen? das Ganze iſt Défaidens Idee; ſie betreibt es mit einem Feuer, mit einer Lebhaftigkeit! Du kennſt ſie ja. Nimmer würde ich's wagen, ihr hierin zuwider zu ſeyn; zumal bei einem Feſte für ihre Mutter! —

„Allzu gutmüthiger Vater!"

Aber was ſoll daraus werden, wenn Natalie nicht Theil nimmt? —

„Gieb ihre Parthie dem erſten beſten „Schüler, mit einer Mädchen-Larve, weiter „bedarf er ja nichts." —

Freilich werd' ich das thun müssen; doch du erscheinst mit **Natalien**? so hoff ich.

„Ich erscheine, wenn mir gleich, nimm „mir's ja nicht übel, Herr Bruder, vor all' „den Festen, Illuminationen, Spektakel „und Firlefanz graut. — Ich halt es mit „dem gemeinen, schlichten, geraden und herz„lichen. Nun! jeder nach seiner Weise!"

Ach! Herr Bruder, der Hausfriede! —

„Recht so, der **Hausfriede**!" —

24.

So schieden sie denn mit biederem Händedruck.

Gerne hätte der Oberst Natalien zu Hause gelassen, aber er fürchtete, seinen alten Freund zu betrüben. — Sie erschienen

alſo und auch der Pfarrer, den der Baron ausdrücklich eingeladen hatte.

Déſaide, zerſtreut durch die Anordnungen des Feſtes und vorzüglich durch ihre Theaterdirection, war heute kälter als gewöhnlich gegen Natalien, und dieß betrübte das gute Kind ſo tief, daß ihr ſelbſt während des Schäferſpiels mehr als einmal Thränen in die Augen traten. Dieſe Wehmuth tilgte auch, nach ihrem Zartgefühle, all' ihre Theilnahme an dem Schauſpiele ſelbſt.

Die Feſtlichkeiten gingen mit großer Ordnung vorüber.

Déſaide ſpielte mit viel preziöſer Artigkeit. In Anſprüchen blieb ſie hinter keinem Schauſpieler zurück. — Sie wurde

natürlich unmäßig beklatscht, hervorgerufen, vergöttert! —

Als der Oberst an des Pfarrers Seite die Bühne verließ, fragte er ihn halbleise: „Nun, was sagen Sie dazu, lieber Pfar„rer?“

Nichts weiter, Herr Oberst, als daß die Directrice unter allen Schülern gerade dem schlanksten und wohlgestaltetsten die Rolle ihres Liebhabers gegeben hat. — —

25.

Dem Schauspiele folgte ein glänzendes Mahl. Délaide blieb in ihrer arkadischen Kleidung, wie alle übrige Akteurs. So wie der Vorhang fiel, flog sie an den Hals ihrer kleinen Freundin und forschte

begierig nach ihrem Beifall, den ihr auch Natalie recht herzlich zollte. Obgleich bunte Reihe ausgemacht war, ſo bedung ſie ſich doch ausdrücklich, an ihrer Freundin Seite zu ſitzen. Auf der andern ſaß ihr arkadiſcher Liebhaber.

Dieſer, ein Jüngling von etwa 13 bis 14 Jahren, benutzte die Maske, ihr bei Tiſche tauſend kleine kindiſche Schmeicheleien zuzuplaudern, die Désaide mit muthwilliger Lebendigkeit erwiederte. Zugleich legte ſie indeß die Hand in die ihrer Nachbarin, ſo oft ſie nur den Arm frei hatte.

Der Oberſt hielt ſich an die Bouteille, denn das war ſeine ſchwache Seite. Alles lief nach aufgehobener Tafel zum Feuer-

werk und zur Illumination, indeß er ſanft entſchlief.

Die Tanzmuſik, die dann ſich zu dem Ball hören ließ, erweckte ihn. Er rief nach ſeinem Wagen und alles Bitten des Barons und der Baronin, zu bleiben, oder mindſtens Natalien da zu laſſen, vermochten ſeinen Entſchluß, verſtärkt durch einen genehmigenden Blick des Paſtors, nicht zu erſchüttern.

Im Wagen entſchlief der gute Oberſt von neuem, und der Pfarrer benutzte dieß, den Eindruck zu erkunden, den der heutige Tag auf ſeinen Zögling gemacht haben möchte.

„Aufrichtig, liebes Fräulein, begann er, „haben Sie nicht bedauert, von der Theil-

„nahme am Schauſpiel ſich ausgeſchloſſen „zu ſehen?“

Ja, lieber Vater, doch gewiß nicht um des Beifalls willen, auf den ich ohnehin nicht rechnen konnte. Aber, ich bekenne Ihnen, dieſe ſchöne Welt, in der ich meine Freundin und die übrigen Mitſpielenden ſich bewegen ſah, in der von nichts ſich handelte, als was jeder empfand — hat mich ſehr gerührt. Ich glaubte hier ein Bild von dem Paradieſe zu finden, das ſie mir immer als den glücklichen Zuſtand ſchildern, wo ſich die Seelen gleichſam in einander abdrücken, und Liebe und Empfindung ihr einziges Bedürfniß iſt. — Habe ich darinnen Unrecht, lieber Vater, o ſo ſagen Sie mirs!

„Gewiß nicht! Allerdings mußte dieſe „idealiſche, poetiſche Welt für ein ſo lie„bendes Weſen, als mein theures Pfle„gekind, unendlich anziehend ſeyn. — Aber „glauben Sie wohl, daß dieſes Intereſſe, „dieſe wehmüthigwollüſtige Reizung für die „Ruhe des Herzens in der wirklichen, „proſaiſchen Welt ohne nachtheiligen „Einfluß ſeyn könne? — Wird die dar„aus folgende Ueberſpannung unſrer An„ſprüche an die Wirklichkeit unſrer „heitern Thätigkeit nicht gefährlich wer„den?“

Das fürcht ich ſelbſt. Mit dem Sinken des Vorhangs ergriff mich eine wehmüthige Empfindung, die ich nicht los werden kann; ich hätte weinen mögen, ohne

ohne mir einen Grund angeben zu können.

„Und wenn Sie erst selbst handelnde „Theilnehmerin gewesen wären?"

Ach! lieber Vater! um keinen Preis hätt' ich das gekonnt. Nimmer hätt' ich mich entschließen können, wie Désaide, als Galathé dem Damót meine Liebe zu bekennen, und ihm meinen Kummer über seinen Flatterſinn sehen zu lassen. Nie hätte er meinen Harm erfahren, nie meine Thränen gesehen, und nur mein Tod würde ihm meine Liebe entdeckt haben! —

„Edles Wesen! rief der gute Pastor entzückt aus, möge der Engel der Unschuld „die fromme Empfindung dieſes liebenden „Herzens bewahren! und aus dieſer rei-

„nen Quelle dir all die irdiſche Glückſelig-
„keit dauernd zuſtrömen, die der Zauber
„der Poeſie den Sterblichen gewährte, und
„auch die ſeltenen Augenblicke der Illuſion
„gewährt.“

26.

Der Oberſt erwachte hier und dankte dem Paſtor, daß er ihn in dem Entſchluſſe beſtärkt habe, heimzukehren.

„Du ſchmollſt doch nicht, liebes Natal-
„chen, daß dein bequemer Vater dir das
„Vergnügen des Balls entzog? denn ich
„weiß es ja, der Tanz iſt der Weiber
„Gottheit.“

O nein! nein, beſter Vater! — ſie hing ſich an ſeinen Hals — hätt' es nicht Ihre Ruhe gekoſtet? —

„So wie der Tanz ſo manchem edlen „Mädchen den Frieden der Seele!“ — murmelte der Pfarrer halb leiſe — und ſie waren in Freudenthal. —

27.

Der Oberſt hatte beim Abſchiede verſprechen müſſen, am nächſten Sonntag den Baron wieder zu beſuchen, und er hielt Wort. Natalie begleitete ihn nicht, denn ſie hatte mit Hülfe der Pfarrerin die Wäſche zu beſorgen, und bat den Vater ſelbſt, ſie dießmal zu Hauſe zu laſſen.

Seit jener Feſtlichkeit war ſie ernſt und ſtille, und ſchien ſich gerade deßwegen den häuslichen Beſchäftigungen mit Anſtrengung hingeben zu wollen, um die wehmü-

thigen Eindrücke jenes Tags zu mildern, und gefaßter ins wirkliche Leben zurückzukehren.

Der Oberſt ritt alſo in Begleitung des Pfarrers dahin.

Die Baronin verkündete ihnen ſogleich die intereſſante Neuigkeit, daß ein italieniſcher Baron Hespero, von einer ihrer Freundinnen aus Strasburg empfohlen, ſich ſeit einigen Tagen im Schloſſe aufhalte und Déſaiden in der Guitarre unterrichte, auch im Geſang akkompagnire. Sie ergoß ſich im Lobe der Artigkeit und Gewandtheit des jungen Fremdlings, und pries den glücklichen Zufall, der auf dem Lande ihrer Tochter Gelegenheit zur Vervollkommnung ihrer Talente verſchaffe. Der Oberſt

äußerte den Wunsch, seine Bekanntschaft zu machen, und da er so eben in der Musikstunde sich in Désaidens Zimmer befand, so begleitete sie die Baronin dahin.

Schon in einiger Entfernung hörten sie zwei Stimmen, von den einzelnen Zuckungen einer Guitarre begleitet. Die Baronin winkte dem Obersten; sie schlichen sich also leise bis zur Thüre. Es war das bekannte schöne Duett des melodienreichen Martini aus Lilla.

Der Oberst schüttelte den Kopf und der Pfarrer zog sein Gesicht in die Länge. Das Duett endete; die entzückte Baronin wollte so eben bravo! rufen, — als der Oberst ihr zuvorkam und plötzlich die Thüre aufriß. —

Da saß Désaide am Fortepiano, neben ihr der Baron Hespero, die Guitarre an einem rosenfarbenen Bande um die Schulter gehangen, den linken Arm um Désaiden geschlungen. Er sprang auf, als die Thüre sich öffnete.

Die Baronin selbst schien bei diesem Anblicke betroffen, der Oberst aber trat mit dem Ausruf: „Ohne Störung!“ zurück, suchte im Garten den Baron auf, und setzte sich mit ihm zur Bouteille.

Der Pfarrer folgte ihnen. Der Oberst schwieg, aber der gute Pastor konnte nicht umhin, den Baron über den Herrn von Hespero näher auszufragen. Außer jener Addresse wußte man nichts weiter von ihm.

Der Oberst äußerte sich nach seiner ge-

wohnten Geradheit, etwas ſtark über die Mode-Seuche des Guitarreſpiels, das er das Inſtrument der Empfindelei nannte. „Wie leicht iſts — ſagte er — ein paar „Romanzen auf der Guitarre klimpern zu „lernen und dann iſt man muſikaliſch! Noch „verhaßter, als die Guitarre, dieſes Wik„kelkind der Muſik, ſind mir aber die „Guitarre-Spieler und Lehrmeiſter; „dieſe ſüßlichen Zwitter-Männchen, welche „den Hang zum Romantiſchen des ſchönen „Geſchlechts, zur Schwärmerei benutzen, „um ſich in die ſchwachen weiblichen Her„zen zu ſchleichen, die Köpfchen zu verdre„hen und — gerade heraus geſagt — ehr„liche Weiber und unſchuldige Mädchen zu „verführen!“

Aber bedenke doch, Herr Bruder, fiel der Baron ein, daß Désaide nur ein Kind ist.

„Ein Kind? Ein Kind? — Er ist ein „Italiener. Und wär er's nicht, Gott ver„damm mich, wenn je ein Guitarre-Spie„ler sich meiner Tochter nahen sollte!"

Bei diesen Worten stieß er das volle Glas auf den Tisch, daß es übersprützte.

Der Pfarrer glaubte nun die Heftigkeit des Obersten rechtfertigen zu müssen und erzählte dem Baron die Scene, von der sie so eben Zeugen gewesen waren.

Der Baron schüttelte unwillig den Kopf. Das ist allerdings unschicklich. Leider ist meine Frau, wie gewöhnlich für alles Neue, leidenschaftlich für die Italiener eingenommen. Und der Hausfriede —

„Ja, ja der Hausfriede, Herr Bruder,
„wird sich einst in einen Krieg verwandeln,
„bei dem dein ganzes Familien-Glück in
„Rauch aufgehen wird!“

28.

Das verhüte der Himmel! — rief der Baron ängstlich, und der Pfarrer, um dem Gespräche eine andere Richtung zu geben, erinnerte Walmern an die Einladung.

„Wohl erinnert! lieber Pastor! Beinahe
„hätt' ichs über das Guitarre-Gequäke
„vergessen, dich auf nächsten Sonntag nebst
„deiner Frau und Tochter einzuladen! Es
„ist nichts mehr und nichts weniger als
„mein Geburtstag; wie du von alten Zei-
„ten her weißt.“

Wir würden auch nicht ermangelt haben, dem Herrn Bruder unsre Gratulation —

„Nun, die könnt ihr gleich beim Aus-„steigen anbringen; denn mein Geburtstag „ist das öffentliche Geheimniß, und „die Feten, die Komödien, Feuerwerke, Il-„luminationen, ꝛc., die Euch erwarten, be-„stehen — in einer Hammelskeule; wenn „anders mein Niklas nicht noch einen „Rehbock erlauert, wozu er ernstlichen Auf-„trag hat. — Außerdem kann ich Dir „noch einen Kuchen versprechen, wie du „selbst in Leipzig, oder Dresden ihn nicht „besser gefunden haben sollst. Denn Na-„talie wird ihn backen, und die Frau „Pfarrerin ist ihre Lehrmeisterin."

29.

Der Sonntag erſchien.

Der Pfarrer und ſein gutes Weib hatten eine ganz eigene Feier dieſes Geburtsfeſts erſonnen. Der Oberſt ſollte an dieſem Tage von Natalien nichts ſehen, ſo auch nichts genießen, das nicht unmittelbar von ihr ſelbſt geſchaffen wäre.

Wolmar erwachte; er klingelt und Natalie erſcheint in einem reinlichen, aber ganz gewöhnlichen Hauskleide mit der Schürze.

„Du biſts, liebe Tochter? Ja, wo iſt „denn Thomas?“

Guter Vater! — und hier ſtürzte ſie an ſeinem Bette auf ihre Kniee; ſoll denn an dieſem feſtlichen, mir ſo heiligen Tage,

Thomas dem Kinde die Freude rauben, dich zuerst zu begrüßen?

„Kind! liebes Kind!“

O mein Vater! meine Gebete für dein Wohl hörst du nicht; aber mein Herz kennst du. — Diese Blumen, die ich selbst pflanzte und pflegte, diese Zeilen, zwar ohne allen dichterischen Werth, aber die reine Ergiessung meiner überströmenden Gefühle —

Thränen hemmten ihre Sprache. Schweigend übergab sie dem Vater einen Blumenstrauß, um den ein kleines Gedichtchen gewunden war.

Auch Wolmar verlor die Sprache; er zog sie hinauf an seine Brust, und rief dann —

„Mein theures Mädchen! mein Engel! — laß mich jetzt — laß mich ausweinen!“

Er wendete ſich auf die andere Seite und Natalie ging ſchluchzend.

30.

Nach einiger Zeit klingelte Wolmar, und bis zu Mittag ſah der Vater ſie nicht wieder.

Der Baron, die Baronin und Déſaide kamen an. Nach vielen Glückwünſchen und Komplimenten erkundigte ſich Wolmar, wo ſie denn den italieniſchen Kavalier gelaſſen hätten? — Denn der Oberſt hatte, ſeines Grolls ungeachtet, ihn aus Höflichkeit ausdrücklich eingeladen.

Lieber Kouſin! — fel die Baronin ſchnell ein, um ihren Mann nicht zum Worte kommen zu laſſen — mit dieſem Kavalier

hatte es eine ganz eigene Bewandtniß. Zwei Tage nach Ihrem Besuche klagte uns Désaide, daß er sich erfrecht habe, ihr eine förmliche Liebes-Erklärung zu machen! Denken Sie nur! Er sprach sogar von Entführung.

„Nicht möglich!"

Und drohte außerdem sich und sie zu morden.

„Italienisches Strohfeuer!"

Du verschweigst das Aergste, fiel jetzt der Baron ein. Den Tag nachher erhielt meine Frau von der nämlichen Freundin, die ihr ihn empfohlen hatte, die Nachricht, daß der Baron Hespero — ein entlaufener italienischer Sänger sey. — „Himmel und „Erde!" rief der Oberst aus, und stampfte

den Knotenſtock, den er immer bei ſich trug, auf den Boden. —

Ich wollte ihn zur Rede ſtellen, aber — fort war er. —

„Fort?“

Morgens um 3 Uhr ſchon mit ſeinem Sacktuch, — denn darin führte er — aus Laune, wie er gegen uns vorgab — ſeine ganze Garderobe — zu Fuß abgezogen.

„Nun dem Himmel ſey Dank!“ —

Stille davon, lieber Kouſin! Sie ſehen, wie ſich das arme Kind über dieſe Erzählung kränkt! Déſaide lag im Fenſter und glühte.

Aber wo iſt denn Natalie? fuhr die Baronin fort? Déſaide drehte ſich: Erlauben Sie mir, meine Freundin —

In diesem Augenblick trat der Pfarrer herein.

„Wo bleibt Natalie?“ war die allgemeine Frage. Ich komme, sie zu entschuldigen, erwiederte der Pfarrer. Sie wissen, gnäd'ger Herr, daß Ihre Köchin krank ist, und daß meine Frau die Küche übernommen hat. —

„Ich weiß es, lieber Pfarrer.“

Nun denn; diese kann an dem heutigen festlichen Tage den Beistand ihrer Gehülfin nicht entbehren.

„In der Küche also?“ — Die Baronin rümpfte die Nase und suchte ein spöttelndes Lächeln zu verbergen.

In der Küche, gnäd'ge Frau! fuhr der Pfarrer fort, um an diesem uns so heili-

gen

gem Tage ihrem Herrn Vater nicht eine einzige Speise vorgesetzt zu sehen, die sie nicht selbst gekocht hat. —

„Recht artig, in der That; — aber wir „von der Gesellschaft" —

Werden sie nicht lange vermissen, noch vor Tisch wird sie erscheinen.

Liebe Mutter! flehte Désaide, lassen Sie mich doch Natalien aufsuchen.

In der Küche? wo denkst du hin? Fräulein! und mit deinem Anzuge.

„Nun, nun, meine Herren und Damen, „fuhr der alte Oberst heraus. Sie wissen, „Natalie ist ein eignes drolliges Geschöpf. „Sie weiß, daß ich am liebsten esse, was „sie zubereitet hat, und heute müssen Sie „schon der Tochter etwas zu gut halten. —

„Wenn wir nur bei Zeiten zu Tisch kom-
„men!“

Um die gewöhnliche Stunde, Herr Oberst, versetzte der Pfarrer, und gerade damit nichts in Ihrer gewöhnlichen Lebens-Ordnung gestört werde, sind zwei Köchinnen angestellt worden. Hier kommt die zweite selbst!

31.

[redacted] in [redacted] Seiden, [redacted] Kleide herein, nett und reinlich. Die Haare frei um den Nacken fliegend, und nur einige Röschenknöpfchen nachlässig darein geschlungen.

Alles schrie auf, die Köchin so bereit und so elegant zu finden; Désaide hing sich, wie gewöhnlich an ihren Hals, und nach

n ersten Komplimenten fragte Natalie
ren Vater: ob aufgetragen werden sollte?
kan setzte sich. Einfach war das Mahl,
ur sechs Schüsseln, aber trefflich gekocht.
— Jedes Gericht eine von der Tochter
rgfältig studirte Lieblingsspeise des Ober-
en.

Mit jedem Gericht wurden Wolm
ugen glänzender, glühten höher seine W
n. Als das letzte, auch ein Lieblin
richt, erschien, und dann der Geburts-
gekuchen von Sonntag, tröpfelten einige
reudenthränen in das Weinglas, das er
der Hand hielt. Hoch hob er es empor.
Diese Thränen und diesen Wein weih ich
— Pfarrer! wie heißt die lateinische Gott-
rin kindlicher Tugend?" —

Pietas filialis.

„Nun ja, der **Pietas filialis!**“

Und so stürzte er's hinab und Natalie, die ihm gegenüber saß, zu seinen Füßen, seinen Seegen erbittend.

32.

Alle wurden bewegt. Man stund auf.

Der Oberst und der Baron zechten und wurden laut, der Pfarrer frölich.

Sie dampften ihre Pfeifen aus.

Zum Kaffee kam die Frau Pfarrerin und wußte kaum mit tausend Knixen die Lobeserhebungen ihrer Kochkunst zu beantworten, die sie alle auf Natalien verwieß.

Man ging in den Garten. Die beiden Kinder tändelten und scherzten in der Wiese,

ſchaukelten ſich, oder banden Gewinde von Blumen auf die Frage: du liebſt mich, du liebſt mich nicht.

Selbſt die Baronin wurde heiter, und unterhielt ſich nicht ungern mit der gemüthlichen Pfarrerin über ihr Haus- und Wirthſchaftsweſen.

So flog der Abend herbei, ohne Komödie, Ball und Illumination, und die Baronin ſelbſt erſtaunte, daß es ſo ſpät ſey, doch drang ſie bei dem Baron und Déſaiden, die gerne noch länger geblieben wären, durch. Es mußte angeſpannt werden. Mit ſtiller, nachhaltender Heiterkeit ſchieden ſie, wie Menſchen ſich am Lebens-Abend trennen, die vereint etwas Gutes gethan, die einen Tag gewonnen haben! —

33.

Zwar suchte die Baronin ihre Unbesonnenheit mit dem italienischen Kavalier zu maskiren; denn alles auf Erden mag der Mensch lieber haben, als Unrecht. — Insgeheim fühlte sie dieß indeß und mußte sich bekennen, daß sie Désaidens, eines so beweglichen, feurigen talentvollen Mädchens Bildung nicht länger gewachsen sey. Beschlossen ward also, Désaiden auf einige Jahre nach — G. in ein Pensions-Institu. zu senden.

Der Baron gab Wolmarn davon Nachricht, und lud ihn und Natalien zum Abschied von Désaiden ein.

Der Pfarrer war beim Obersten, als der Brief kam.

„Ein kluger Gedanke von der Kouſine!
„rief er. Nicht lange mehr und ſie hätte
„das Kind ohne Rettung verkrüppelt.“

Recht, Herr Oberſt! Aber eine Penſions-Anſtalt! Der Himmel gebe, daß ſie da nicht an Leib und Seele verkrüppelt zurück komme.

„Wie? was meinen Sie? Haben Sie
„nicht die Ankündigung des G — ſchen Er-
„ziehungs-Inſtituts geleſen?“

Allerdings habe ich; aber mit dieſen Ankündigungen geht es gewöhnlich wie mit den Lotterie-Bilanzen. Gewinn und Verluſt ſaldirt ſich, und doch gewinnt offenbar nur der Staat in dieſem heilloſeſten aller Spiele; und der Verluſt der Spielenden bleibt ungedruckt.

Ich habe so ziemlich alles gelesen, was man zum Vortheil öffentlicher Erziehungs-Institute sagt, und sagen kann. — Ich tadle sie nicht allgemein; ob ich gleich weibliche Pensions-Institute kenne, in denen die Unschuld der Pensionairinnen vor den Nachstellungen am allerunsichersten war. — Doch Désaide! Dieses gute, aber brennende, bewegliche, eitle, glanzsüchtige Wesen! —

„Die Zeit wirds lehren, lieber Pfarrer; „und nicht jeder Vater ist so glücklich, einen Erzieher zu besitzen, wie —"

Sagen Sie vielmehr, ein so holdes, unverdorbenes und unverderbliches Kind.

34.

Der Besuch ward auf den morgenden Tag festgesetzt. Der Pfarrer entschuldigte sich mit seinen Amtsgeschäften. Er übernahm, Natalien auf die Entfernung ihrer Freundin allmählig vorzubereiten; denn er fürchtete alles von diesem weichen Gemüthe.

Am andern Morgen saßen Vater und Tochter im Wagen, Natalie, freundlich wie immer, mit wenig sichtbarem Zwang, heiter zu scheinen. Von Zeit zu Zeit zum Schlag hinaus sich bergend, um eine verstohlne Thräne zu verbergen, und dann wieder gegen den Vater lächelnd.

Dieser drückte ihr schweigend die Hand,

ohne ihren Schmerz zu besprechen; denn das ist unter allen Wundsalben die allerheilloseste. Sie kamen an. Natalie stürzte sogleich in Désaidens Arme, überschwemmte ihr Gesicht mit Thränen, und ließ ihrem Schmerze freien Lauf.

„Respekt vor dem frommen Schmerz!“ sagte Wolmar; nahm die Baronin bei der Hand und führte sie in des Barons Zimmer.

Auch Désaide war tief gerührt. Die Trennung von ihrer Jugendfreundin fiel ihr sehr schmerzlich. Doch die Aussicht, das älterliche Haus zu verlassen, in einer großen Stadt zu wohnen, in einem höheren Zirkel zu glänzen, der Reiz des Neuen, die Zurüstungen, die Kleider und Putzsachen,

Geschäfte zur Reise, zerstreuten sie. — Natalie wurde auf ihr Zimmer gezogen und hier dann alle diese Putzsachen gemustert. Désaide schien den Schmerz ihrer Freundin absichtlich mildern zu wollen. Tausend Pläne zu Besuch-Reisen wurden entworfen, tausend unbedeutende Heimlichkeiten sich noch vertraut, innige Freundschaft sich gelobt und wegen eines wo möglich täglichen Briefwechsels Abrede getroffen; die immer wiederkehrende Geschichte sich trennender Liebenden.

Endlich schlug die Abschiedsstunde. Da erst brach der Schmerz des leidenschaftlichen Mädchens gewaltsam in lautes Schluchzen aus. — Sie klammerte sich fest um Nataliens Hals. Erst am Schlage

des Wagens gelang es der Mutter, sie gewaltsam loszureißen und noch lange tönte der Klageruf: Natalie! meine Natalie! in's Herz der still weinenden Freundin. —

Drittes Buch.

35.

Sechs Monate ſchon war Déſaide abweſend und von ihr, die mit jedem Poſttage zu ſchreiben verſprochen, hatte Natalie noch keine Zeile erhalten. Von deren Mutter hörte ſie einſt: ſie ſey krank, grämte ſich darüber, und überwand endlich ihre natürliche Aengſtlichkeit, Déſaiden um Nachricht zu bitten.

Bald darauf erfuhr ſie von der Baro-

nin Désaidens Geneſung aus den Briefen der Vorſteherin; denn über die Seltenheit der Briefe der Tochter klagte die Mutter ſehr. Endlich, drei Monate ſpäter, erſchien der langerſehnte erſte Brief.

36.

„Du wirſt ſchmollen, liebe Natalie, und „du haſt recht. Die Zerſtreuung meiner „Einrichtung, eine Unpäßlichkeit, und vor „allem mein Leichtſinn, hielten mich ab, „dir zu ſchreiben. Daß ich dich nicht we„niger treu und zärtlich liebe, iſt gewiß; „aber verzeihlich iſt darum mein Schwei„gen nicht; das fühl' ich wohl. — Was „ſollte ich auch im Grunde dir ſchrei„ben? — Wir haſpeln im Inſtitute unſre

„Tage ab, wie deine Pflegemutter die
„Baumwolle, und das ewige Einerlei des
„Aufſtehens, Arbeitens, Eſſens und Schla-
„fens verdient wahrlich nicht, daß man ein
„Wort darüber verliert. — Ich hätte dir
„alſo nichts melden können, als daß unſre
„Hofmeiſterin eine ganz gute ma Bonne iſt,
„daß unſre Lehrmeiſter Pedanten ſind, und
„— daß ich mich langweile! — Doch ja!
„bald hätte ich vergeſſen, dir zu melden,
„daß der italieniſche Kavalier aus der Fa-
„brik meiner guten Mutter, ſich wahrſchein-
„lich auf ſeiner Virtuoſen-Reiſe auch hier
„eingefunden und mir durch nächtliche Se-
„renaten mit ſeiner Guitarre unter mei-
„nem Fenſter die verzweiflungsvollſten Lie-
„beserklärungen vorgeheult hat. — Neu-

„gierde und Langeweile trieb mich einige=
„mal an's Fenster, und das zog mir denn
„einen scharfen Verweiß zu; — seitdem
„habe ich meinen Ritter nicht wieder gese=
„hen. — Alles was mich umgiebt, ist fa=
„de; Gänschen, oder steife Puppen; keine
„herzliche Natalie, die selbst meine Thor=
„heiten mit Liebe und Schonung er=
„trüge!"

„Eine interessante Bekanntschaft habe
„ich indeß gemacht; der Lieutenant von S —
„aus der hiesigen Garnison, ist das einzige
„männliche Wesen, das die Klausur mei=
„nes Klosters betritt, weil seine Schwester
„in der Pensions=Anstalt sich befindet.
„Ein bildschöner Blondin, der mir, wie du
„denken kannst, bei jeder Gelegenheit tau=

„send

„send Schönes sagt. Das amüsirt mich;
„ob ich gleich fühle, daß er ein Geck ist."

„Das Einerlei unsrer Lebensweise stürzt
„mich indeß in Verzweiflung; denn nur
„Pensionärinnen von gewissen Jahren haben
„die Erlaubniß an den Hof und in Gesell-
„schaft zu gehen, und deine Freundin hat
„leider diese gewissen Jahre noch
„nicht!

„Ich verschmachte, ich sterbe in diesem
„Kerker, und habe meine Mutter um Er-
„laubniß gebeten, sie auf einige Wochen zu
„besuchen. Gewiß wird meine Natalie
„diese Bitte unterstützen; denn ich sehne
„mich, dich wieder zu sehen. Gewachsen
„wirst du mich sehr finden, aber schwerlich
„besser; denn ich bin noch immer das eitle,

„leichtsinnige unbesonnene Geschöpf, mit
„dem du so viel Geduld trugst und das
„vielleicht kein einziges Verdienst hat —
„als, dich herzlich zu lieben!“ —

37.

Natalie wußte allerdings nicht, ob sie über diesen Brief trauern, oder sich freuen solle. Ihr richtiger und durch den Unterricht des Pfarrers immer mehr erstarkender Verstand sah nun wohl, alle die Resultate, welche ihr Lehrer von Désaidens erster Erziehung theils bestimmt vorher gesagt, theils auch nur als Ahnung vorgetragen hatte, trafen ein. Ihr wohlwollendes Gemüth schien Désaiden gerade deswegen mit desto innigerer Liebe zu ergreifen, je mehr ihr von ihrem

künftigen Schickſal Unheil ahnete, und je mehr ſie alſo des Raths und Beiſtands einer geliebten Freundin zu bedürfen ſchien; denn auf dieſe Liebe ſetzte ſie, und auch der Pfarrer, dem ſie den Brief zeigte, und der ihn ſchweigend mit kummervoller Miene zurück gab, große Hoffnung.

Natalie beſtürmte ihren Vater und nebſt ihm die Baronin und den Baron um die Erlaubniß zu Déſaidens Reiſe, und dieſe ward endlich für den nächſten Frühling ertheilt. Das gutmüthige Kind neckte den alten Baron ſo lang, bis er ihr erlaubte, an ſeinem Schreibtiſche auf der Stelle ihrer Freundin die frohe Botſchaft zu melden. Die Aeltern unterzeichneten den Brief.

Von Désaiden erschien keine Danksagung; keine Antwort. Die Vorsteherin meldete nur, daß sie bitte, zur bestimmten Zeit die alte Anne zu ihrer Abholung abzuschicken. Natalie betrübte dieser neue Beweis von Leichtsinn, aber grollen konnte sie nicht. Sie trieb also nur an der alten Anne. Der May erschien, und sie reiste ab.

38.

Aengstlich zählte nun die liebende Natalie jeden Tag, jede Stunde, und strich jene sorgfältig im Kalender aus, so wie sie vorüber waren.

Endlich traf Désaide ein. Aber welche Désaide. Nicht mehr das kleine, drollige, muntre, bewegliche Kind, ein volles, schlan-

kes Mädchen, von nahe funfzehn Jahren, mit feuersprühenden Augen, voll leidenschaftlicher Tiefe; stolzen gebietenden Blicks und von hohem junonischen Anstande.

Die Baronin war darüber entzükt, der gute Vater hatte kaum den Muth, das hohe Wesen zu umarmen.

Ihre erste Frage war nach Natalien.

Diese war vom Tage der Ankunft unterrichtet und kaum hatte sich Désaide, über Ermüdung klagend, nachlässig auf das Sopha geworfen, so trat sie herein.

Zum Erstaunen der Aeltern flog Désaide mit der innigsten Herzlichkeit in ihre Arme, und hielt lange Zeit sie schweigend umschlossen.

Nataliens Augen wurden feucht, und

Désaide küßte mit Wuth dieſe hervorbrechenden Thränen auf.

39.

Schweigend betrachteten die Aeltern dieſe Gruppe und der alte gutmüthige Baron fiel auch dem Oberſten um den Hals und drückte ihn ſo, daß er laut aufſchrie.

„Alter! ſo erblüht aus unſrer Aſche un„ſre Freundſchaft!“

40.

Die Kinder entfernten ſich. —

Was wirſt du von mir denken, Natalie? — „Dein langes Schweigen hat mich „oft betrübt, doch du biſt wohl, du liebſt „mich noch und alles iſt vergeſſen!“

Ob ich noch dich liebe? O du gutmüthigſtes unter allen Weſen; eigentlich liebe ich zur Zeit noch nichts als dich, und wie ſollte ich auch nicht. — Ertrug mein ſanftes Lamm nicht von je ſo geduldig alle meine Unarten und Launen? Oder meinſt du, ich dünke mich beſſer als ich bin? —

O! ich fühle mich ſehr erhoben über einen großen Theil der Werktags-Menſchen, die mich umgeben, aber auch noch ſehr weit vom Ziele meines Strebens.

Du aber, du, meine theure Freundin biſt mir unentbehrlich. Deine Sanftheit, deine Gemüthlichkeit, deine Herzlichkeit muß, das fühl' ich wohl, die Härte und Schärfe, ſo wie die Flamme meines Geiſts mildern, wenn etwas aus mir werden, wenn ich nicht

sehr unglücklich seyn soll. Deswegen sehnt' ich so ängstlich mich wieder nach dir, nach dir meinem schützenden Engel, dem liebreichen und schonenden! — Ich habe dich nun wieder, und werde nicht mich von dir trennen, bis du Ruhe in diesen störrigen Geist, Ruhe in das empörte Blut, mit Einem Worte, bis du mir Besonnenheit und Stetigkeit gegeben hast, denn welche Tugend könnte man nicht aus diesen blauen Augen saugen?

„Du scherzest, erwiederte Natalie; du „spottest des armen Landmädchens. — O „daß sie zu deiner Zufriedenheit etwas beitragen möchte!"

Das kannst du, liebe Natalie! Bewirke uns die Erlaubniß, in nächster Woche zu

hir zu kommen und dann einige Zeit in Freudenthal zu bleiben. —

Natalie hüpfte bei dieſem Vorſchlage.

Déſaide begann nun die Erzählung der Abentheuer der letzten drei Jahre — bis ſie zum Kaffee in den Garten abgerufen wurden.

41.

Natalie ſchmiegte ſich ſogleich an ihren Vater an, und koßte ſo lange, bis dieſer ſie auf ſeine Kniee nahm.

Gebt Acht, ſagte Wolmar lächelnd, „dies „iſt das Zeichen, daß Natalie etwas auf „dem Herzen hat! Nun! Nur heraus da„mit! — Ihr werdet doch indeß keine „Verſchwörung gegen uns angeſponnen ha„ben?“

Allerdings, lieber Vater! — und nun erschien sie denn allmählig mit ihrem und Désaidens Plane, und bat um Verwendung bei deren Aeltern. —

„Mädchen! sagte der Oberst; du kannst „mir unmöglich anſinnen, meinen Freunden „ihre langentbehrte Tochter zu entreißen; „weil du ſie gerne haben willſt. — Wende „dich ſelbſt an ſie!“

Dèſaide und Natalie flehten nun bei dem Baron und ſeiner Gemahlin, ſo kindlich rührend: Bitte! Bitte! — daß dieſe endlich nachgaben. Auch ſah's die Baronin in geheim gern; denn ſie fühlte nun wohl, worin ſie in der erſten Bildung gefehlt hatte, und hoffte, der Umgang des

Pfarrers und Nataliens würde wohlthätig auf ihre Tochter wirken.

42.

Nach fünf Tagen erschien Désaide in Freudenthal. Die Freundinnen waren nun unzertrennlich; selbst mehrere Lehrstunden des Pfarrers theilte Désaide; nur später die des Religionsunterrichts nicht; denn die aufgeklärte Désaide konnte sich nicht mancher spöttelnden Anmerkungen über des frommen Pastors Vortrag enthalten; das betrübte Natalie und lieber blieb ihre Freundin ganz zurück. Denn an eine Bekehrung war auf der Einen Seite bei der in der Schule der Naturphilosophie gebildeten Pensionairin, und auf der andern

bei der kindlich-gläubigen, frommen Natalie gar nicht zu denken. —

Défaide fand immer neuen Vorwand, ihren Aufenthalt zu Freudenthal zu verlängern. Sie bekannte Natalien ingeheim, daß sie bei ihren Aeltern sich nicht gefalle. Ihre Mutter erscheine ihr als eine oberflächliche Weltfrau, ohne alle geistige oder moralische Tiefe, bei der das Tongeschwätz (caquet du monde) die Stelle des Verstandes und der Kultur ersetzen sollte. Der Vater, als ein zwar gutmüthiger aber auf dem Dorfe verwilderter Landjunker, ohne alle Bildung. — Beiden war sie jetzt schon an Kultur zu weit überlegen, um sie schätzen zu können. Doch liebte sie den Baron mehr noch als die Mutter. Denn

das Gute behielt immer noch, trotz allem Weltfirniß, der Glanzsucht und Eitelkeit, für sie einen eigenen Reiz.

43.

Einst an einem schönen Maj-Abende, indeß der Pfarrer auf seine Sonntags-Predigt studirte und die gute Pfarrerin — mit der Désaide übrigens wegen ihrer treuherzigen Demuth und Einfalt noch so ziemlich gut auskam — für die Küche sorgte, lustwandelten unsre beiden Freundinnen in ein weites Wiesen-Thal hinter dem Schloßgarten, längs des sich windenden Bachs, den eine kleine mit Pappeln und Erlen bebuschte Anhöhe begränzte. Sie hatten sich fest umschlungen, und wollten

ermüdet ſich hinter einem Buſche lagern, als ſie einen ſchlafenden Jüngling gewahrten, deſſen Anblick ſie anfangs erſchreckte, dann in Erſtaunen ſetzte.

Dieſes Erſtaunen ging bald in Bewunderung und dieſe leiſe, leiſe in noch zartere Empfindungen über.

Der Jüngling ſchien etwa 20 Jahre alt; ſchlank wie ein Ganimed; ſeine braunen Locken hingen nachläſſig über das von den letzten Sonnen-Strahlen vergoldete Geſicht, das dieſen Glanz nicht bedurfte, um in hohem Grade intereſſant zu ſeyn. Der Kopf ruhte auf dem einen Arm, die andre Hand auf ſeiner Bruſt.

Er war in grünem Frack, einfach, doch

sehr anständig gekleidet; neben ihm lag seine Flinte.

Die beiden Freundinnen blickten sich betroffen an. Keine wagte laut zu athmen, aus Furcht, den schönen Schläfer zu erwekken, und doch hätten sie es gewünscht.

Unschuld und Sitten-Reinheit sprachen sich in den Zügen, vorzüglich in dem sanften Lächeln des Mundes aus. — Leise athmete er; so schläft nur die Gewissens-Ruhe! —

44.

Désaide brach zuerst das Schweigen.

„Welcher holde Jüngling!“

Ja wohl, seufzte Natalie leise.

„Wie ruhig er schlummert!“

„Siehst du, er lächelt! Er träumt von „seiner Geliebten.“

Natalie schlug die Augen nieder und seufzte noch leiser.

„Kennst du ihn denn?“

Ich sah ihn nie.

„Sonderbar! Was ihn hieher geführt „haben mag?“

Ein Reisender vermuthlich, aus der Stadt, der am Ufer des Bodensees —

„Sich hieher verirrte? — Nicht wahr„scheinlich. — Doch warum sollten wir es „nicht erfahren? Wir wecken ihn.“ —

Sie beugte sich über den Jüngling, schien in seinem Anschauen verloren, zählte seine Athemzüge, umfaßte ihn in der Luft, alles

mit

mit der ihr eigenen leidenſchaftlichen Beweglichkeit. —

Déſaide! ich beſchwöre dich! — flüſterte ihr leiſe die ängſtliche Natalie zu. — Wir ſind allein, entfernt vom Hauſe, mit einem fremden, unbekannten Jüngling. — Was würde man denken! —

„Laß die Menſchen denken, was ſie wollen. „— Ich muß durchaus dieſen Unbekannten „kennen lernen. Vielleicht bedarf er unſrer „Hülfe. — Wir wecken ihn!“ Nun ja — aber ſo laß uns wenigſtens die Frau des Gärtners rufen, die ich dort jenſeits des Bachs bei den Mähern ſehe. —

„Meinetwegen, ich muß dem ängſtlichen „Geſchöpf ſchon nachgeben. — Auch er„halten wir von dieſer vielleicht Aus-

„kunft. — Gehen wir, aber aus den Au„gen wollen wir ihn nicht laſſen.“

45.

Déſaide zog nun Natalien fort bis zu einem, einige hundert Schritte entfernten Steg über den Bach, jenſeits deſſen die Gärtnerin ſich befand. Bei jedem zehnten Schritte drehte ſich Déſaide; Natalie wagte das nicht, nur entſchlüpfte ihr gleichſam bisweilen die Frage:

Er iſt noch da?

Die beiden Mädchen waren kaum über der Brücke des Bachs, ſo ſtieß Déſaide einen Schrei aus: „Er iſt erwacht! dort ſieht er! Geſchwind!“ — Sie ſahen, wie er mit Anſtrengung nach ihnen blickte, dann

eine Arme nach der Gegend zu ausbreitete,
n der sie sich befanden. —

Désaide riß gewaltsam an Natalien,
m wieder zurück zu eilen. — Im nämlichen Augenblicke verschwand der Jüngling
m Gebüsche. Sprachlos standen die beiden Mädchen — mit gehobnem Fuße, wie eingewurzelt.

„Ein sonderbares Abentheuer!“ rief endlich Désaide, und schien mechanisch vorwärts schreiten zu wollen.

Wo willst du hin, Désaide?

„Wohin? Ihn aufsuchen.“ —

Im Gebüsch? ihn, der uns meidet? —

Désaide legte den Finger an die Stirne, „du hast Recht!“ — und schweigend gingen sie dann nach dem Garten zurück.

Nach einiger Zeit brach Désaide zuerſt die Stille.

„Aber erkundigen müſſen wir uns doch „wohl.“ —

Allerdings.

„Woher denn dieſer ſchöne Unbekannte „in unſre Nähe kommt, und uns verborgen „geblieben iſt; er, der alle ſeines Geſchlechts „überſtrahlt.“ —

„Vielleicht daß dein Vater uns Auskunft „geben kann.“

O gewiß, das wird er! —

Désaide fuhr nun fort, mit ſteigendem Feuer die Vorzüge des ſchönen Unbekannten zu erheben. „Schade, — rief ſie, — daß „ich nicht mich der italieniſchen Dame erin„nerte, die einſt Milton ſchlafend antraf!“

Und? fragte Natalie.

Déſaide erzählte ihr nun die bekannte
nekdote.

Das hätte ich nicht gewagt; war alles,
as Natalie erwiederte.

Schweigend und mit geſenktem Blicke
ng ſie nun neben ihrer Freundin, indeß
eſe ihre Schritte zu verdoppeln ſchien, um
Raimond anzutreffen.

46.

Der Oberſte wußte durchaus nichts von
em Fremden; indeß gab er ſeinem Jäger
en Auftrag zur Nachforſchung. Am an-
ern Tage brachte dieſer endlich folgende
Nachricht:

Bei dem benachbarten Oberförſter zu D—

halte sich seit einigen Wochen abwechselnd ein Fremder auf, der ihm aus der Residenz des Fürsten von — unter dem schlichten Namen Eduard empfohlen worden.

Die Absicht seines Aufenthaltes sey: Genuß der schönen Natur am Ufer des Sees, und Jagd. Umgang habe er mit Niemand, und bezahle freigebig.

Désaide hörte diese Notizen mit stürmischer Ungeduld. — Offen und leichtsinnig wie sie war, verhehlte sie ihrer Freundin den Eindruck gar nicht, den der schöne Fremdling auf sie gemacht hatte; und am abendlichen Spaziergang drängte sie Natalien wieder in die Gegend, wo sie ihn zuerst erblickt hatten.

Er erschien nicht. An den zwei folgen-

en Tagen eben so wenig. Am dritten
rach Désaidens Ungeduld in leidenschaft-
che Bewegungen aus. Sie sank auf die
Stelle, wo er geruht hatte, klagte das Ver-
ängniß an, und ergoß sich in Thränen.

Die sanfte Natalie wagte es, ihr leise
Vorstellungen zu machen.

Ist es möglich, sprach sie, daß ein Mann,
en du nur vom Ansehen kennst, einen so
iefen Eindruck auf dich machen kann. Ist
es möglich? —

„Ich weiß alles, was du mir sagen willst;
„rief Désaide aus. — Aber welch ein
„Mann! Zeigt nicht schon sein Aufenthalt,
„die Empfänglichkeit für die Schönheiten
„der Natur, daß er ein hohes Wesen ist?
„und überdies, kann ich für dieses Herz?

„Ist es meine Schuld, daß man aus ge-
„than hat, meine ohnehin so reizbaren Ner-
„ven zu spannen, meine rege Einbildungs-
„kraft zu entflammen? — Alle Männer,
„die seit meiner ersten Kindheit mir sich
„nahten, huldigten mir, und er der einzige
„verachtet mich!“ —

Verachtet dich? Vielleicht hat er uns nicht
einmal bemerkt. —

„Blieb er nicht stehen? breitete er nicht
„die Arme nach uns aus? — doch meine
„ängstliche Natalie!“ —

Liebe! geziemte es uns wohl? —

Déjaide fiel ihr um den Hals. „Du
„hattest Recht, bedaure mich, und vergieb
„mir.“

Die Sonne senkte sich. Sie standen auf;

dem gewahrte Natalie im Grase, unfern
on ihr, etwas Weißes. — Sie hob es auf;
— Désaide entriß es ihr und las folgende
Strophen:

Am Ufer eines Bachs.

Nimm, o nimm, mitleid'ge Welle,
meiner Sehnsucht Thränen auf;
Unversiegbar ist die Quelle
Traun! sie fodert deinen Lauf.
Wenn im Lenze seines Lebens
Hier der müde Wand'rer sinnt,
Wie die Parze so vergebens
seines Daseyns Faden spinnt:
Flüstert tröstend ihm die große
Lehre hier sein Schutz-Geist zu:
In des Ozeanes Schooße
findet Gram und Quelle — Ruh!

„Gewiß, rief Désaide, gewiß! diese „Zeilen sind von ihm. Eine Begeisterung „der düsterſten Schwermuth! Er iſt unglück„lich. O daß er uns ſich nahte! uns ver„traute!“ —

Natalie antwortete nicht; aber einige Thränen ſtahlen ſich aus ihren Augen.

Schweigend gingen ſie nach Hauſe. Auch Désaide war gepreßt; mehrmal drückte ſie ſtille die Freundin an ihre Bruſt.

„Wir werden, wir müſſen den Unglückli„chen wiederſehen! — rief ſie am andern „Morgen ihrer Freundin zu. Er war dort. „Wir gehen heute früher dahin. Nicht „wahr, Liebe?“

47.

Natalie mußte wohl einwilligen und der Spaziergang begann eine Stunde früher.

Arm in Arm gingen sie nah am Ufer dieſſeits des Bachs einen ſteilen Abhang hin; da graſte ein altes Mütterchen, die Mutter des Gärtners, bog zu weit ſich vorwärts und fiel.

Augenblicklich ſprang Natalie herbei, ihr aufzuhelfen.

Ihr habt euch doch nichts zu leid gethan? —

Ach! — wimmerte ſie — ich fürchte, mein Fuß iſt gebrochen.

Sie verſuchte aufzuſtehen; vergebens! —

Natalie nahm nun das Mütterchen unter den Arm und führte ſie gegen ihre nahe

Hülfe zu. Désaide blieb am Bache ste-
hen. -- Indeß erschien der Unbekannte.
Bei dem Anblicke der leidenden Natalie
stürzte er sich an dem Punkte, wo er stand,
in den Bach, sprang auf Natalien zu und
bot ihr seine Hülfe an. Schweigend faßte
er das Mädchen in seine Arme, fragte
nach ihrer Wohnung, trug sie hinein, küßte
mit einem seelenvollen Blicke Natalien die
Hand, ließ eine Börse mit zehen Louisd'or
auf dem Lager der armen Frau liegen, ent-
fernte sich schnell, und eh' Désaide, die ihr
folgte, ihn zu erreichen vermochte, war er
über die Brücke wieder im Walde ver-
schwunden.

Désaide war grämlich, daß er nicht bei
ihrer Ankunft verweilt hatte, und tadelte

die noch immer um die arme Frau beſchäf-
tigte Freundin. Auf deren Bitte ging ſie
jedoch ins Dorf, um den Wundarzt zu ho-
len und ihm übergab dann Natalie die Lei-
dende, die ſie bis zu ihrer Herſtellung täg-
lich beſuchte.

Bald darauf reiſte Déſaide ab. Täglich
ſprach ſie zwar mit der ihr eigenen Beweg-
lichkeit und Leidenſchaftlichkeit von dem Un-
bekannten, doch verrieth alles, daß ſie mehr
die verfehlte Eroberung ſchmerze, als daß er
tiefen Eindruck auf ihr Herz gemacht hätte.
Déſaide liebte eigentlich nur ſich. Ein
liebendes Weſen aber nur das Geliebte
und erſt im Geliebten ſich wieder ſelbſt!

Viertes Buch.

48.

Désaidens Abreiſe war der Punkt, wo nun Nataliens lang zurückgepreßter Harm ſich in einen Thränen-Strom ergoß. Die Neigung zu dem edlen Unbekannten hatte eine ſtarke Wurzel geſchlagen und Désaidens leidenſchaftlicher Schmerz, dem Natalie, ihrer Gemüthsart gemäß, weit mehr Tiefe verlieh, als er wirklich beſaß, das Maas ihrer Leiden gehäuft. Die Idee,

dem Glücke ihrer Jugendfreundin feindlich im Wege zu ſtehen, verwundete ſie unheilbar, und doch fühlte ſie, daß der Unbekannte ſie unwiderſtehlich hingeriſſen, daß er der einzige Sterbliche ſey, der ein Herz wie das ihre zu verſtehen und zu beglücken vermöge. Dazu reichte ſchon der Wechſel ihrer Blicke hin. Denn wo ſpiegeln ſich Gefühle reiner und treuer, als im ſeelenvollen Auge? — Ihr ganzes übriges Daſeyn erſchien ihr nun zwecklos, als eine ſchauerliche Wüſte, durch die ſie peinvoll ſich zum Grabe durcharbeiten müſſe. — Es iſt dem Liebenden ſo ſchwer, aller Hoffnung, aller Ausſicht auf Lebensgenuß zu entſagen!

Von dem Unbekannten war keine Spur mehr zu finden. Er hatte, davon über-

zeugte man sich durch die sorglichsten Nachforschungen, die Gegend gänzlich verlassen.

Das Einzige, was Natalien aufrecht erhielt, war die kindliche Liebe. Der gute Oberst litt an den Folgen seiner Wunden. Die Fülle von Liebe, von der Natalie ganz überfloß, ergoß sich nun ganz in die ängstlichste Pflege des Vaters. Sie verließ ihn beinahe gar nicht mehr. Doch gerade dieß verrieth ihm den Zustand ihres Innern. Glaubte sie sich, wenn der Vater bei seiner Pfeife las oder schrieb, unbemerkt, und hing ihr Köpfchen leidend über dem Strickzeug herab, so drängten sich einzelne Thränen hervor, die dem zärtlichen, sie stets beobachtenden, Vater nicht entgingen. Doch als sie ihm einst aus Voriks Reisen die-

die Geſchichte der unglücklichen Maria vorlas, ergriff ſie die Ahnung einer ähnlichen Zukunft ſo gewaltſam, daß ſie ohnmächtig vom Stuhle ſank. Auf das Hülfsgeſchrei des Vaters, und die angewandten Mittel, erholte ſie ſich ſchnell wieder und ſuchte den Oberſten zu beruhigen. Doch von nun bemerkte er immer ängſtlicher, daß allmählig die Roſen ihrer Wangen erbleichten, die Spuren innern Grams wurden immer ſichtbarer, Natalie kränkelte, der Oberſt trauerte.

49.

Er nahm ſeine Zuflucht zu ſeinem Freunde, dem Pfarrer. Er vertraute ihm ſeine Bemerkungen und beſchwur ihn um Rath

und Hülfe. Der Pfarrer bat ihn, ſich zu beruhigen.

So — ſprach er — wie ich meine Pflegetochter kenne, war und iſt ſie nur Eines Eindrucks fähig, der für ihr ganzes Leben entſcheidet. Liebe iſt ihr ganzes holdes Weſen, für eine andre irdiſche und überirdiſche Seeligkeit hat ſie keinen Sinn. Traurig iſt es allerdings, daß dieſer erſte Eindruck, der untilgbare, von einem unerklärbarem Weſen herrührt, das, wie ein Meteor vor ihr vorüberging. Doch dieß kann nicht Urſache ihrer Schwermuth ſeyn; denn ein reines, liebendes Gemüth findet auch in der Liebe zu einem Ideal Wonne. Es erfaßt dieſes Ideal mit der nämlichen Glut, als der ſinnliche Menſch die Wirklichkeit; für

ein liebendes Weſen, wie unſre Natalie, giebt es keine höhere Pein als: Herzens-leere. Nataliens Schwermuth muß alſo noch eine andere Quelle haben.

Laſſen Sie mir Zeit, dieſe mit der Schonung zu erforſchen, die ein ſo zartes Gemüth bedarf. Meiden Sie indeß in Ihrer Lektüre alles, was den Schmerz einer hoffnungsloſen Liebe aufzuregen vermöchte. Der Frühling naht; reine Luft, Bewegung, Zerſtreuungen und Zeit werden uns bei unſrer Heilmethode unterſtützen.

So lange die Vorſicht Sie, mein theurer Herr! erhält, fürcht' ich für Nataliens Leben nichts.

Vermag auch kindliche Liebe ein ſo zart beſaitetes Herz nicht auszufüllen, ſo iſt

ſie doch ſtark genug, ihr gegen den herbſten Gram, Kraft zu Erhaltung ihres Daſeyns zu verleihen.

50.

Beruhigt verließ der Oberſt das Pfarrhaus. Am nämlichen Abend erſchien der Pfarrer im Schloſſe.

Nach den erſten zarten Bezeigungen von Theilnahme an Nataliens Befinden, nahm er mit Weisheit und Schonung den Faden auf.

Er begann die wahre, einzige Beſtimmung des Menſchen, für geiſtige ſittliche Vervollkommnung, in der Erfüllung unſrer Pflichten, als der Bahn zur Vereinigung mit Gott, als dem Zentralpunkt aller Liebe, mit rührender Stimme und eindringender

Salbung vorzutragen; so daß Natalie mit nassen Augen dankend an seinen Hals sank. Ihr halbgebrochenes Herz glaubte nun ein Beet gefunden zu haben, sich seiner überströmenden Empfindungen zu entladen. Sie verdoppelte ihre Aufmerksamkeit auf des guten Vaters Pflege, auf die Sorgen der Häuslichkeit; sie ward selbst im Aeußerlichen religiöser und versäumte weder Predigt noch Betstunden; Gott schien ihr einziger Geliebter geworden.

Der Oberste vertraute nun dem Pfarrer seine Besorgniß: Natalie dürfte am Ende eine religiöse Schwärmerin werden, und er haßte Frömmelei. Doch der Pfarrer beruhigte ihn darüber. Hätte nicht — sprach er — Natalie in ihrer kräftigen geistigen

Natur, einen Schutzgeiſt gegen die Schwärmerei, ſo iſt ſie jung, reizend und ein Weib; laſſen wir die Vorſicht für den Reſt ſorgen! —

51.

Indeß trug ſich bald darauf in Freudenthal ein auffallendes Ereigniß zu. Ein Herr in Uniform, zu Pferde, mit zwei reichgekleideten Jägern hinter ihm, ritt in geſtrecktem Trabe unmittelbar an das Pfarrhaus, ſtieg ab und zum Pfarrer hinauf.

Das Landvolk verſammelte ſich um die am Pfarrhaus haltenden Jäger; doch dieſe blieben auf alle Fragen ſtumm. Nach einer halben Stunde erſchien der Herr wieder an der Thüre, unbegleitet vom Pfarrer, ſchwang

er ſich auf's Pferd, und flog mit ſeinen Begleitern davon.

Natürlich verbreitete ſich die Nachricht dieſes Beſuchs auch im Schloſſe. Der Pfarrer gab auf Befragen dem Oberſten die Auskunft: Ein Jäger-Hauptmann der — ſchen Truppen habe von ihm den Taufſchein eines aus dem Kirchſpiel Gebürtigen ſeiner Kompagnie abverlangt, der ſich zu verehelichen gedenke, dabei blieb es.

52.

Natalie ward immer ſtiller und ernſter.

Eine alte Wunde des Oberſten brach auf; ein Fieber geſellte ſich dazu. Seine Nächte waren ſchlaflos; Nataliens ängſtliche Sorgſamkeit nahm zu, und alles was ihr liebens-

des Gemüth litt, vereinte sich, sichtlich auf ihre Gesundheit zerstörend zu wirken.

53.

Désaide war indeß in ihre Pension zurück gekehrt. Ihr erstes Geschäft war ein Brief an Natalie, voll der glühendsten Ergießungen ihrer Leidenschaft für den schönen Unbekannten, und der bestürmendsten Nachfrage.

Wie dieses auf Natalie wirkte, können wir uns aus dem vorhin dargestellten Gemüthszustande des leidenden Mädchens erklären. Natalie antwortete ruhig und bedauernd, daß bisher ihres Vaters Forschungen und die ihrigen fruchtlos gewesen seyen. Daß in der Folge Désaide, obgleich mit

rtheit und bisweilen neckend, Mißtrauen
ihre Versicherungen verrieth, kränkte die
te Natalie tief; doch rügte sie es nicht.
Noch schmerzlicher waren ihr, der lieben-
n Freundin, die folgenden Nachrichten,
e sie von Désaiden erhielt.
Glanzsucht mußte, nach Désaidens
rziehung, ihre vorherrschende Neigung
erden. Die Winter-Konzerte hatten be-
onnen, und Désaide trotzte der Vorste-
erin der Pensions-Anstalt, durch einen
Befehl der Mutter, die Erlaubniß ab, im
ffentlichen Konzerte zu spielen und zu sin-
en. Schon bei der ersten Arie begleitete
ie der rauschendste Beifall. Alle Fante,
Becken und Zierbengel der Stadt drängten
ich herbei, der schönen Sängerin zu huldi-

gen. Désaide verließ den Saal, entzückt, berauscht, eitler als jemals. Am andern Morgen fand sich der Director des Konzertes ein und beschwor die Sängerin, im zweiten Konzert wieder aufzutreten. Er schlug ihr dazu einige Lieblings-Arien und ein Duett vor, das vorzüglich für ihre Stimme geeignet sey. Als Mitsänger nannte er den — Baron Hespero und das gewählte Duett war aus Martini, cosa rara.

Désaide glühte vor Unwillen bei diesem Vorschlage und verwarf ihn geradezu. Indeß er um Erklärung bat, tritt der Italiener, von dem Direktor bestellt, selbst herein, wirft sich Désaiden zu Füßen und fleht um das ihm von dem Direktor verheißene Glück. Der Direktor unterstützt ihn

ugend, und endlich giebt Désaide nach;
h mit dem Bedingen: daß ein ande-
s Duett gewählt werde.

Der Baron Hespero zog nun mehrere
vor, unter denen Désaide das ruhigste
ählte; die Proben begannen. Der Italiener
nutzte jeden Augenblick, wo er mit Désai-
n allein war, sie von seiner Leidenschaft
unterhalten, und sich als einen, wegen
nes unglücklichen Duells aus seinem Va-
rlande verbannten Edelmann darzustellen,
lle jene Gerüchte aber als Verläumdungen
u erklären.

Désaide war gut; das Unglück des Ita-
ieners, die leidenschaftlichen Aeußerungen
seiner Liebe, bei welchen zwar ihr Herz kalt
blieb, bestachen ihr Gemüth und ihre Eitel-

keit. Allmählig gewöhnte sie sich an ihn, sie lachte zwar laut auf, wenn er sich zu ihren Füßen zu erdolchen drohte, aber sie bemitleidete ihn doch.

Einst, da er Désaidens Portrait, das sie für ihre Freundin Natalie kürzlich hatte malen lassen, auf ihrem Arbeitstische liegen fand, nahm er es ohne Weiters zu sich und versicherte, als Désaide es ihm mit Unwillen abforderte, daß man nur mit seinem Leben es ihm entreißen werde.

54.

Désaide bemerkte nun wohl die Folgen ihrer Unbesonnenheit; doch es war zu spät.

Ohne Aufsehen konnte sie ihr gegebnes Wort wegen des Duetts nicht zurücknehmen.

Sie erſchien. Nach einer rauſchenden Symphonie und einem Konzert auf dem Forte-Piano, das Déſaide, mit allgemeinem Beifall begleitet, vortrug, erſchien nun das lang einſtudirte Duett. Déſaide trug ihre Parthie mit Anmuth und Ruhe, der Italiener aber die ſeine mit einem ſo ſtürmiſchen Affect, mit ſo leidenſchaftlichen Geſtikulationen vor, daß die Bewegung darüber im Saale allgemein wurde. Man fing an zu flüſtern und zu huſten. Am Ende ſtürzte der Sänger zu Déſaidens Füßen, ſprang ſchnell wieder auf, und wollte ſie in ſeine Arme ſchließen. Die über dieſen ſonderbaren Auftritt beſtürzte Déſaide wich zurück; im nämlichen Augenblick erhielt der Italiener einen Schlag auf die Schulter;

Désaide wendet sich und erblickt den Unbekannten mit glühendem Gesicht und funkelnden Augen. — Die ihrigen trübten sich, sie sieht, sie hört nichts mehr, und als sie wieder zu sich kommt, findet sie sich im Arme der Vorsteherin der Pensions-Anstalt, die sich bemüht, mit ihr sich durch den Tumult der Anwesenden zu drängen, den jener Auftritt erregt hatte. Mit Mühe kam sie, begleitet vom spöttelnden Lächeln der anwesenden Herren und Damen zur Thüre.

55.

Die Folgen dieser Scene waren für das leichtsinnige Mädchen sehr betrübend.

Die Vorsteherin machte nicht Désaiden allein, sondern auch sich selbst Vorwürfe,

daß sie Désaidens Glanzsucht nachgege-
ben habe. Sie besorgte von diesem Vor-
gange Nachtheil für ihre Anstalt, und er-
klärte Désaiden geradezu, daß sie die
Pension verlassen müsse.

Des armen Mädchens Empfindungen wa-
ren getheilt zwischen dem Kummer über die
öffentliche Beschämung, der Freude über das
Wiederfinden des Unbekannten und dem
Schmerz, von ihm gerade in diesem Au-
genblick getroffen worden zu seyn. Doch ihr
leichter Sinn gab ihr bald die Heiterkeit
wieder. Sie versprach der Vorsteherin, künf-
tig vorsichtiger zu seyn und den Umgang des
Italieners zu meiden. Dieser war indeß
verschwunden. Aber nicht mit ihm die Nach-
rede, die Angriffe des Neids, der Bosheit

und der Schadenfreude, welche die unbesonnene Désaide durch ihre Glanzsucht gewaltsam aufgeregt hatte.

Der Baron Hespero hatte mehrern Bekannten das Désaiden entwendete Portrait als ein Geschenk vorgezeigt und hatte sich Vertraulichkeiten berühmt, die seine häufigen Besuche und jener öffentliche Auftritt beglaubigten. Désaidens Ruf hatte nun schon eine tiefe Wunde erhalten.

56.

Einige Wochen später schrieb der angebliche Baron Hespero aus München an die Baronin, rühmte sich eines förmlichen Eheversprechens und zu dessen Beweise führte er den Besitz des Portraits an, auf dessen Zurückgabe

ückgabe er indeß, der niedern Absicht bewußt,
nen sehr mäßigen Preis setzte. Die Ba-
onin war außer sich; auch den Vater
hmerzte dieß Ereigniß sehr. Er eilte zu
inem alten Freund dem Obersten, bat um
Rath und erklärte zugleich nach der Weise
er Ratherbittenden: seine Frau und er seyen
ntschlossen, Désaiden sogleich aus der Pen-
ion zu nehmen. Dieß mißbilligte der Oberst
ehr. Er glaubte, es sey sinniger, daß das
lanzsüchtige, leichtsinnige, eitle Mädchen,
ie er sie unverholen nannte, durch ein stil-
es, anspruchloses und bescheidenes Betragen
rst ihre jetzigen Umgebungen zu versöhnen
uchen müsse, wenn nicht ihr Ruf unwieder-
ringlich verloren seyn solle. — Der Pfar-
er stimmte ihm bei, und der Baron über-

zeugte zunächst sich und dann seine Gattin, dieser Rath sey der vernünftigste.

Alle aber beschlossen, das ganze Ereigniß vor der wehmüthigen und kränkelnden Natalie zu verbergen; deswegen wurde ein kurz darauf einlaufender Brief von Désaiden zurück behalten, und die besorgte Freundin durch die Versicherung beruhigt, Désaide sey wohl, aber zum Schreiben zu leichtsinnig, zu zerstreut, und beschränke sich auf die zärtlichsten Freundschaftsversicherungen in den Briefen an die Mutter.

57.

Die Vorsteherin der Pension wurde durch ein bedeutendes Geschenk beschwichtigt, Désaiden noch ein Jahr zu behalten. Diese,

ewarnt, lebte seitdem still und einsam. Das Schweigen ihrer Freundin betrübte sie zwar; doch, da sie Nataliens Mißbilligung fürchtete, ertrug sie den Stillstand der Korrespondenz ruhiger. Unerklärbar blieb ihr des geliebten Jünglings plötzliches Erscheinen und Verschwinden. Doch fand ihre Eitelkeit Nahrung darinne, daß er sie vom Beifall ihres Talents umrauscht gesehen, und wahrscheinlich aufgesucht hatte; sie erwartete also nun bestimmter als je, ihn wieder zu sehen.

58.

Bald wurde indeß ihre Ruhe wieder gestört durch ihre eigene Schuld. Einst da sie eine vorhin in der Pensions-Anstalt gewesene, und nun kranke Freundin besuchte,

traf sie dort, zu ihrem Erstaunen, den Lieutenant N. — den Bruder ihrer Freundin wieder, der seitdem in eine andere Garnison versetzt war und sich nun auf Urlaub hier befand. Er war ein junger, schöner Mann, er wußte ihr so viel Artiges vorzuschwatzen, daß sie sich der Unterhaltung sorglos überließ, und am Ende, auf Vorbitten der Schwester ihm Erlaubniß gab, sie nach Hause zu begleiten.

In der witzigen und scherzhaften Konversation hatte sie die bestimmte Stunde der Rückkehr in die Pensions-Anstalt überhört. Es war spät; man ließ sie neben dem Lieutenant lange an der Pforte warten. Einige Offiziere der Garnison gingen indeß vorüber, grüßten das Paar, spöttelten und wünschten

am andern Tage dem Kameraden zu dem Stelldichein, Glück. Vergebens erklärte er die wahren Verhältniſſe. Die Spöttereien nahmen zu. Man warnte ihn vor den Dolchen des Italieners. Ein Student, der gewöhnliche Trinkgeſellſchafter der Offiziere, brachte die Geſchichte des Italieners und des nächtlichen Auftritts in ein Bänkel-Sänger-Lied, das bald in aller Mund und Händen war. — Der Lieutenant gerieth darüber mit einem ſeiner Kameraden in Streit; es kam zum Zweikampf, ſein Gegner wurde gefährlich verwundet; er ſelbſt mußte flüchten. Déſaide war das Stadt-Geſpräch, — ihr Ruf von neuem und nun unheilbar verwundet.

59.

Désaide fühlte, bei all ihrer Lebendigkeit und ihrem Leichtsinn, daß sie selbst an allen bisherigen widrigen Ereignissen schuld sey. Sie klagte sich darüber bei Natalien in einem Briefe an, der, nachdem er die Revision passirt war, in deren Hände gelangte. Sie bezog sich auf jenen ältern Brief; in diesem war von dem Unbekannten keine Rede.

Natalie tadelte ihre Freundin sehr, bemitleidete sie jedoch noch mehr, denn sie war unglücklich. In der Antwort beschwor sie Désaiden, die Pension zu verlassen und aufs Land in ihre Arme zu flüchten.

Der Oberst unterstützte diesen Rath bei Désaidens Aeltern, und diese sollte gerade

zurück gerufen werden, als Désaidens Verhängniß eine neue Wendung ihrer Laufbahn bestimmte

Désaidens Tante, Schwester der Baronin, ehemals Oberhofmeisterin einer regierenden Fürstin, nun mit Pension in der Residenz wohnend, bat, gedrängt von Alter und Kränklichkeit, und einer ihr natürlichen Gemüthlichkeit, die alle Hof-Politur nicht hatte abschleifen können, Désaidens Aeltern dringend, ihr die Nichte zu überlassen. Die Tante war reich; Désaide einst ihre wahrscheinliche Erbin.

Nataliens Bitten, des Obersten ernste Warnungen waren also vergebens. Désaide sollte und mußte zur Tante in die Residenz. Selbst die Bitte, ihre Freundin mindestens

vorher zu umarmen, ward verſagt; aus Beſorgniß, Déſaide dürfte dann minder willig gehorchen.

60.

Déſaide verließ alſo die Penſion. Der alte treue Diener des Barons, Hans, in moderne Kleider geſteckt, in denen er ſich nicht wenig unbequemte, holte ſie dort ab und brachte ſie zu der Tante in die Reſidenz des Fürſten von —

Frau von H —, einſt Oberhofmeiſterin der vorigen Fürſtin, ein gemüthliches, aber von ihrem funfzehnten Jahre am Hofe verbildetes Weſen, empfing Déſaiden mit Herzlichkeit. Nach den erſten Freudenergießungen, die ihr des blühenden Mädchens Reize abdrangen, trat die Muſterung ihres An-

zugs, ihrer Haltung, ihres Ganges, ihrer Verbeugungen ein. Alles fand sie linkisch, altmodisch, steif und unhofmäßig; doch war ihr Tadel so wohlwollend, sie ließ bei jedem die Ahnung und Hoffnung einer baldigen gänzlichen Umwandlung so freundlich durchblicken — daß Désaide darüber nicht zürnen konnte, sondern ihr mit der Versicherung um den Hals fiel, sie wolle alle ihre Lehren willig aufnehmen, und sich ganz nach ihren Ansichten und Wünschen bilden.

Putzmacherinnen, Friseur, Tanzmeister wurden noch am nämlichen Tage bestellt, und die Umwandlung begann so schnell, schritt so rasch vorwärts, daß die entzückte Tante schon nach vierzehn Tagen ihre Nichte des Glücks fähig hielt, bei Hofe vorgestellt

zu werden; ein Glück, das sie als irdisches — dem himmlischen Paradies an die Seite stellte.

61.

Nataliens Gemüthszustand hatte sich indeß mindestens einigermaßen gebessert.

Sie war resignirter, ruhiger geworden, und hiezu trugen des Pfarrers rührende Darstellungen des wahren Zwecks menschlichen Daseyns, die Aengstlichkeit ihres Vaters, welche das zartfühlende Mädchen mit Schmerz bemerkte, und die Kränklichkeit der guten alten Pfarrerin bei, die mehr als je ihre Theilnahme an den häuslichen Beschäftigungen auch im Pfarrhause in Anspruch zu nehmen schien. Alles dieß wirkte denn auch wohlthätig auf ihre Gesundheit.

Indeß war in Freudenthal ein großes Fest genaht. Die Jubelhochzeit des ehrwürdigen Pfarr-Paars und zugleich die fünf und zwanzigjährige Dienstjubiläumsfeier des würdigen Greises.

Die Aeltesten der Gemeinde erboten sich vom Obersten die Erlaubniß, dieses Fest ihres geliebten und verehrten Geistlichen feierlich zu begehen. Der Oberst bewilligte dieß mit Freuden; doch mit dem ausdrücklichen Bedinge: es solle dem Jubel-Paar ein Geheimniß bleiben und die Anstalten auf seine Kosten ihm und seiner Tochter überlassen werden.

Mit Entzücken, mit Emsigkeit widmete sich Natalie diesem Geschäfte. Die Anstalten konnten freilich im Dörfchen nicht so

geheim bleiben, daß nicht die Frau Pfarrerin Kenntniß davon erhalten hätte, und sie theilte vertraulich ihre Nachrichten dem Ehegatten mit. Doch sie fand kein Gehör.

„Glück wünschen, sprach er, Mütterchen, werden sie uns wohl; und das haben wir durch das Beispiel der häuslichen Eintracht, des Friedens und der Stille, mit der wir nun das Viertel eines Jahrhunderts hindurch der Gemeinde vorleuchteten, wohl verdient. Vorzüglich Du, gute Alte, durch deine mütterliche Pflege der Kranken, und deine immer offene Haus-Apotheke."

„Aber weiter läßt es der gnädige Herr nicht kommen; denn die Gemeinde ist arm und hat durch den Krieg zu viel gelitten."

Du wirſt ſehen, lieber Vater — erwie-
derte ſie — daß ich Recht habe. Erſt geſtern
kam die Bötin mit einem ganzen Korb Blu-
men aus der Stadt, und Nachbars Hans
hat ja heute erſt einen ganzen Wagen mit
grünem Laub aus dem Walde in den Schloß-
hof gefahren. Er fuhr freilich hinter dem
Pfarrhauſe hinein, aber unſre Hanne hat
ihn geſehen.

„Nun, Mutter! wenns denn doch wäre,
„ſo laß dir ja nichts merken; ſollen wir
„ihnen die Freude der Ueberraſchung ver-
„derben?“

Die Mutter verſprachs; aber ihr Herz
war zu voll. Am nämlichen Abend theilte
ſie ihre Bemerkungen auch der Frau des
Schullehrers mit, die ſie ſo eben mit dem

Aufklopfen und Bürsten seines Ehrenkleids betraf; ein Umstand der ihr abermals bedenklich vorkam. Doch die Frau Schullehrerin läugnete hartnäckig, denn sie war im Komplott.

62.

Indessen studirte der Pfarrer eifrig auf seine Predigt. Sie kostete ihm mehr Mühe, als irgend eine; denn er fürchtete, von seinem Gefühl überwältigt zu werden.

Am frühen Morgen des Sonntags, als der Alte noch neben seinem Mütterchen im Bette lag, erscholl unter ihrem Fenster eine Harmonie-Musik, und begleitete eine, eigens zu dieser Feier von dem geschickten Kantor gesetzte Kantate; von einigen Schülern aus der Stadt und einigen hiezu abgerichteten

Bauernjungen gesungen. Das Jubel-Paar erwachte, der Pfarrer erschrak freudig, und die Mutter rief: „da siehst du nun, daß ich „Recht hatte — was du mir nie lassen „wolltest!“

Gerade weil ihr Weiber es immer haben wollt — versetzte der Pfarrer — aber ich muß doch danken! und somit wollte er zum Bett hinaus. Das duldete die Mutter nicht; damit er nicht im Schweiß sich erkälte. Die Musik verstummte, das Jubel-Paar stand auf, die Mutter bereitete den Kaffee; da kam eine Botschaft vom Obersten, die sie beide zu Tische lud.

Bald darauf der Kantor im Ehrenkleid mit einem großen Strauß an der Brust, neben ihm die zwei Gemeinde-Vorsteher eben

ſo geſchmückt, ihm im Namen der Gemeinde in ländlicher Einfalt Glück wünſchend und mit dem Auftrag: das Paar feierlich in die Kirche zu begleiten.

Die guten Alten dankten ihnen mit naſſen Augen und nachdem ſie die Gäſte mit Kaffee und Kuchen bewirthet, die Mutter ihnen noch die Taſchen damit vollgepfropft hatte, ging der Kantor zum Läuten. Die Gemeinde-Vorſteher begaben ſich unter die große Linde. Der Pfarrer kleidete ſich an; die Mutter in den ſchwarzſtoffenen Rock, ein Erb-Stück ihrer Großmutter, und nachdem der Pfarrer nochmals ihr die Ohren damit gerieben: daß die Weiber nie mit ihrem Putz fertig werden könnten, ertönte endlich das zweite Glockenzeichen. Das Pfarr-

Jubel-

Jubel-Paar trat unter die Thüre des Pfarrhofs und fand hier — die ganze Gemeinde, Alt und Jung, selbst Greise am Stabe, versammelt, die mit lautem Jubel sie begrüßten und auf dem mit Blumen bestreuten Pfade sie zur Kirche führten. Hier fanden sie den Oberst und Natalien; doch nicht im kirchenherrlichen Stande, sondern unter den übrigen Gliedern der Gemeinde.

63.

Mit Thränen im Auge bestieg der ehrwürdige Greis die Kanzel. Er bedurfte seine ganze Fassung, um verständlich und zusammenhängend zu sprechen.

Kein Auge blieb trocken. Er ertheilte den Segen, und es sanken alle Anwesenden unwillkührlich auf die Knice. Doch als er von

der Kanzel herab ſtieg, kam ihm der Oberſt und Natalie mit der Frau Pfarrerin an der Hand entgegen, führten ihn zum Altar, und aus der Sacriſtei trat ſein Nachbar, der Geiſtliche von Hohenheim, ein Greis von achtzig Jahren hervor zum Altar und ſegnete das ehrwürdige Paar zum zweitenmal ein.

Natalie umwand die Jubelbraut mit Kränzen und der Oberſt ſchlang einen Myrthenkranz in die weißen Locken des Jubel-Bräutigams!

Nun erſchollen Trompeten und Pauken, und unter dem Geläute der Glocken ging der Zug ins Schloß; der Oberſt die Braut, Natalie den Bräutigam am Arm. Am Thor erblickten dieſe nun eine aus grünem Reiſig und Blumengehängen künſtlich zuſammengefügte Ehrenpforte. Nun überwältigten den guten Pfarrer ſeine

Gefühle. Er wankte kaum an Nataliens Arme fort und kaum daß ſie das herrlich geſchmückte Tafelzimmer erreichten — ſank er in einen Seſſel und machte ſich durch einen Strom von Thränen Luft. — Endlich brach er aus:

„Gott! wie hab ich alter Mann das verdient?"

Vater! Wohlthäter! rief Natalie, die, zu ſeinen Füßen liegend, ſeine Kniee umſchlang, und Vater! Wohlthäter! hallte es im Saale die Treppe hinab, und im ganzen Schloß-Platze wieder.

Der Oberſt zwang ihn, ein Viertelſtündchen im Nebenzimmer auszuruhen und das beſorgte Mütterchen begleitete ihn dahin.

Dann gings zu der von Natalien angeordneten Tafel. Manches: Lebe hoch! ward dem edlen Braut-Paare gebracht. Fleißig gin-

gen die Pokale umher. Alle benachbarten Geistlichen waren geladen. Die ganze Gemeinde ward vom Obersten im Schloßhofe unter Lauben bewirthet.

Der Jubel-Greis ward munter und immer muntrer, bis endlich das Mütterchen, obgleich auch von der allgemeinen Fröhlichkeit angesteckt, aus Besorgniß für die Gesundheit ihres Gatten, ihn mit Nataliens Hülfe heimlich aus der Gesellschaft stahl und zu Bett brachte.

64.

Am andern frühen Morgen klingelte der Oberst, eine lange Pfeife in der Hand und Natalien am Arm, an der Thüre des Pfarrhofs.

Die Frau Pfarrerin erschien.

Ach! gnäd'ger Herr! rief sie, mein Schatz liegt noch zu Bette, und daran sind Sie

ſelbſt ſchuld, daß Sie mir den alten Mann, der nichts vertragen kann, ſo zu Hauſe ſchickten.

„Thut nichts! erwiederte der Oberſt, kom„me eben deswegen ſo früh, weil ich allein „mit Ihnen zu ſprechen habe.“

Und nun ſprach er ihr heimlich ins Ohr und langte ihr zugleich die Pfeife hin.

Die Pfarrerin duckte ſich freundlich; ſtieg hinauf, den Gatten zu erwecken und der Oberſt ging indeß mit Natalien in den Garten; ſetzte ſich dann in die Laube und ſchmauchte ſein Pfeifchen.

Nach einiger Zeit erſchien dann der Pfarrer, hob den Zeigfinger in die Höhe und ſprach: Ei! Ei! Gnäd'ger Herr! Geſtern haben Sie mich übel heimgeſchickt. Ein ſchönes Beiſpiel für eine Pfarrgemeinde.

„Thut nichts, lieber Pfarrer! Einmal in „einem halben Jahrhundert mag das wohl „erlaubt seyn, und überdieß, denken Sie denn „nicht mehr an unser gestriges Tischlied *)?"

Schön und freundlich ist das Leben,
Groß und herrlich die Natur, u. s. w.

Nun ergoß sich der Greis in die Freuden der Erinnerung des gestrigen herrlichen Tages und ihn begleitete die Hausfrau mit Danksagungen für erzeigte Ehre.

Da verlangte denn ihr Gatte seine Pfeife, und da reichte sie ihm eine Pfeife mit langem türkischen, wohlriechenden Rohre und einem

*) Ein einst zu einem fröhlichen Mahle nach der Melodie des bekannten Gesangs: Am Rhein, am Rhein, u. s. w. gedichtetes Lied des Verfassers, das denn auch hier stehen mag.

Kopf vom reinſten Meer-Schaum, darauf der Name des Oberſten und um den Deckel der Myrthenkranz geſchnitten, der geſtern ſein Haupt bedeckte. „Iſt das meine Pfeife? — „Schatz! Was willſt du denn damit?“ — frug der erſtaunte Pfarrer.

Dein iſt ſie, erwiederte die Mutter, und der Pfarrer blickte dem Oberſten ins Auge, und fiel ihm dankbar um den Hals; denn längſt hatte er eine ſolche Pfeife ſich heimlich gewünſcht. Dann rauchten ſie traulich ihr Pfeifchen zuſammen.

Natalie zog das Mütterchen bei Seite, um ihr zu dem heutigen ländlichen Mahle zu helfen, das ſie dem Oberſten, dem Kantor und ihres Gatten Amtsbrüdern bereiten wollte. Denn im Schloſſe war alles wieder in Ord-

nung. Natalie war nicht eher zu Bette gegangen; das war ihre Sitte. Der Oberſt und der Pfarrer blieben allein.

65.

Nachdem ſie die Ereigniſſe des geſtrigen frohen Tages durchplaudert hatten; — wobei denn der Pfarrer in Lobeserhebungen über die Regelmäßigkeit, Nettigkeit und Geräuſchloſigkeit von Nataliens Anſtalten überfloß und zugleich ſeine Freude über die anſcheinende Rückkehr ihrer Gemüthsruhe und ihres Frohſinns bezeichnete, — fiel der Oberſt ein: „Und doch „hab ich das Mädchen geſtern nach dem Kaffee in „einer Laube des Gartens in Thränen erhaſcht!“

Das will ich Ihnen erklären, erwiederte der Pfarrer. Unſere gute, aber, nach Weiberart, geſchwätzige Frau Schulmeiſterin, vom unge-

wohnten Wein aufgethaut, erzählte, daß der Jäger-Offizier, welcher letzthin — Sie wissen es gnäd'ger Herr! — mich besuchte, dem unbekannten Jünglinge auf ein Haar geglichen habe.

„Die Weiber! die Weiber!"

Er war es wirklich.

„Wie? er war es?"

Allerdings!

„Ists möglich?" — Die Pfeife fiel ihm aus der Hand. — „Nun, so erklären Sie mir „doch — "

Alles was ich Ihnen erklären kann und darf. Er war es; er erkundigte sich nach Nataliens Befinden, und noch mehr, er vertraute mir Geheimnisse —

„Geheimnisse?"

Die mir heilig sind.

„Auch da, wo das Wohl, die Gesundheit „das Leben meines Lieblings auf der Spitze „steht?"

Auch da! — Auf meinen Priester-Eid gelobt' ich Schweigen, und ich werde es halten. Es ist schmerzlich, sehr schmerzlich; aber ich kann es nicht ändern. Ueber Nataliens Glück waltet ein unerbittliches Schicksal.

„Schicksal! Schicksal! — Wie oft sind wir „überein gekommen, daß es zwar eine Verse„hung, aber kein Schicksal giebt!"

Allerdings Herr Oberst! in jenem Sinne, in dem das Schicksal damals der Gegenstand unsrer Gespräche war. Aber in dem Sinne, in dem ich jetzt Nataliens Lage darstelle, läßt sich wohl ein Fatum denken.

Darüber sind wir einig, daß die Vorsehung alle Welt-Ereigniſſe nur nach ewigen unbeweglichen Geſetzen leitet; aber ſo viel die einzelnen Erſcheinungen betrift, an den unermeßlich mannichfaltigen, zwar unſichtbaren, aber doch wirklichen Fäden zufälliger Verhältniſſe, und der Schattirungen der menſchlichen, pſychiſchen und phyſiſchen individuellen Organiſation hangend, und durch dieſe ge- und verſchlungen, ſo dürfen wir das Reſultat allerdings Fatum nennen. Anders bei den Griechen und Römern, bei denen ſtets unmittelbares Eingreifen der Götter und Halb-Götter in die Menſchheit, Glaube war, und deren Heroen dieſer Einwirkung unmittelbar unterlagen. „Alſo das Schickſal verurtheilt meine „unglückliche Natalie auf immer?“ ſprach

der Oberst mit gesenktem Haupte und nassen Blicks.

Das, gnäd'ger Herr! sagte ich nicht; nur, daß über ihrem Glück ein unerbittliches Schicksal waltete. — Wie lange? ob auf immer? das hängt gerade an den geheimen Fäden dieses Fatums. Doch, dringen Sie nicht weiter in mich. Es würde mich nur betrüben. Vereinigen wir vielmehr unsre Bemühungen, sie zur Ergebung in das Schicksal zu gewöhnen; sie zu zerstreuen und zu erheitern.

Das Einzige, was ich sagen kann und darf, ist: daß ich den edlen Unbekannten kenne, daß ich mit ihm im Briefwechsel stehe, und daß er Nataliens Neigung in jeder Rücksicht verdient.

„Darf ich das meiner guten Tochter sa-
„gen?“

Ja, gnäd'ger Herr! — erwiederte der Pfarrer nach einigem Besinnen. — Daß Natalie nicht weiter in mich dringen wird, das bin ich gewiß.

Hier kam die Pfarrerin mit dem Kaffee und dem Kuchen nebst Natalien zurück; das Gespräch wurde allgemein und der Tag verfloß bei dem einfachen Mahle des guten Pfarrers Allen heiter und ruhig.

66.

Désaide war indeß, Dank sey es dem Tanzmeister, dem Friseur und den Putzmacherinnen der Residenz, so ganz nach ihrer Tante Ansichten umgeformt, daß diese ihr einst unter einem graziösen Menuet um den Hals fiel, sie ihren Engel, ihr Gold-Kind nannte und versicherte: sie müsse Fürsten und Hof bezaubern.

Die Kunde ihrer Reize hatte ſich ſeitdem ſchon in der Reſidenz und am Hofe verbreitet. Die redſelige Tante, die indeß Déſaiden weislich verborgen hielt, ergoß ſich in den brillantſten Lobeserhebungen, und die Neugierde ward aufs Aeußerſte geſpannt.

Am höchſten die des jungen Fürſten, der ſo eben von einer Reiſe aus Italien zurückgekommen war. Der junge feurige Mann verband mit vieler Einſicht und Kunſtkenntniß ein weiches, edles, für alles Gute und Schöne empfängliches Gemüth; aber gerade deswegen war ſeine vorherrſchende Neigung: die zum ſchönen Geſchlecht, und aus dieſem Schönheits-Sinn floß jener Unbeſtand in der Liebe.

Er war ſchon in ſeiner erſten Jugend mit

der Tochter eines appanagirten Prinzen aus einem alten Hause vermählt worden. Einer nicht schönen, aber liebenswerthen, nicht geistreichen, aber verständigen, still, häuslich und fromm erzogenen Prinzessin, einem lieben, gutmüthigen Wesen.

Er liebte sie nicht, aber er wollte ihr wohl; sie aber hing mit ganzer Seele an ihrem Gemahl.

Der Ruf von Désaidens Liebreiz konnte den Eindruck auf ihn nicht verfehlen.

67.

Endlich erschien der festliche Cour-Tag, wo die Tante triumphirend mit der aufs elegantste geschmückten Désaide an der Hand, bei Hofe erschien.

Aller Augen waren auf ſie geheftet. Die Tante ſtellte ſie, der Hofſitte gemäß, zuerſt der Fürſtin vor, und dieſe empfing ſie mit ihrem gewöhnlichen Wohlwollen. Nun kam die Reihe an die Damen, und dieſe, mindeſtens die Aelteren, verziehen, aus Achtung und Freundſchaft für die allgemein geehrte Tante, der Nichte ihre Schönheit. Bis jetzt hatte Déſaide ſich mit Gewandtheit, Artigkeit und Faſſung benommen; doch jetzt trat der Fürſt in den Saal. Die Tante drängte ſich ſogleich durch die Menge, um ihm Déſaiden vorzuſtellen, und beim erſten Blick auf ihn — verlor dieſe alle Faſſung; denn ſie glaubte in ihm — den ſchönen Unbekannten zu erblicken. Ihre Wangen glühten, und ſie ſchmiegte ſich an die Tante an. Der Fürſt muſterte ſie, nach Art der Großen,

mit

mit einem ſcharfen Blick, und ſeine erſte Bewegung verrieth Erſtaunen. — „Ihre Gut„müthigkeit, liebe Frau von H—" ſprach er freundlich lächelnd — „hat uns zwar etwas „an Uebertreibung gewöhnt, aber dießmal ſind „Sie weit hinter der Wahrheit zurück geblie„ben. Das Fräulein „— ſetzte er mit Lebhaftigkeit hinzu —" iſt ein wahres Ideal, wie „man es nur unter den mildeſten Himmels„ſtrichen und auch da oft nur in den Abbil„dungen der Kunſt findet."

Er unterhielt ſich hierauf mit Déſaiden über ihre Herkunft und Verwandte, und dieſe, die indeß ihre Faſſung wieder erhalten — denn des Fürſten Sprache war nicht die des Unbekannten — antwortete ihm ehrerbietig und beſcheiden.

Den Einfluß dieſes Empfangs auf alle Umgebungen des Fürſten, kann errathen, der die Höfe kennt. Die gute Tante war vor Freude außer ſich. Von nun an war Déſaide die Königin aller Geſellſchaften, Dejeunes und Hoffeſte.

Der Fürſt hätte, auch bei einem minder feurigen und reizbaren Temperamente dem Zauber dieſes lieblichen Weſens kaum widerſtehen können.

Ungewohnt, ſich Zwang anzuthun, zeichnete er ſie allenthalben ſo bedeutend aus, daß ſeine Leidenſchaft für Déſaide bald das Geſpräch des Hofs und der Reſidenz wurde. Einige alte Freundinnen warnten ihre Tante; doch dieſe in Entzücken über ihre vergötterte Nichte,

erklärte des Fürsten Auszeichnung für gerechte Huldigung ihrer Vorzüge.

Désaide schien zwar diese Huldigung mit Gefallen aufzunehmen, doch blieb ihre Koketterie in den zarten Gränzen des höheren Welttons. Auch kannte die alte Oberhofmeisterin den Fürsten seit seiner Kindheit; sie wußte, daß er Grundsätze besaß, und glaubte also in der Verehrung ihres Abgotts ruhig schwelgen zu können.

68.

In diesem Zeitpunkte erhielt Natalie einen Brief von ihrer Freundin.

Sie schilderte ihr ihr jetziges Treiben und Leben im rosenfarbnen Lichte. Den ersten Eindruck, den die Aehnlichkeit des Fürsten auf sie gemacht, berührte sie nur leise und schalt sich

eine phantaſtiſche Thörin, die, mit dem Bilde des Verlornen im Herzen, ſich ſo leicht einer in jeder Beziehung grundloſen Täuſchung hingegeben habe.

„Ich verberge Dir nicht — fuhr ſie fort — „denn was könnte ich der Freundin meiner „Kindheit verbergen? — des Fürſten Auf„merkſamkeit für mich ſchmeichelte mir. Der „Fürſt iſt ein ſchöner, edler, junger Mann; er „beſitzt ausgezeichnete Kenntniſſe und reges „Gefühl für das Schöne und Gute“

„Der Beifall, den er meinen kleinen Ta„lenten zollte, mußte wohl meine Eitelkeit be„ſtechen. Doch gerade der Glanz ſeiner Würde „diente mir zum Verwahrungsmittel. Er iſt „Fürſt, er iſt Gatte, eines zwar nicht aus„gezeichneten, aber guten Weſens. Wie hätte

„da — du kennſt mich mit allen meinen „Schwächen — eine andere Empfindung mein „Herz beſchleichen können, als die des Ge„fallens an ſeiner Auszeichnung — was ſoll „ich dirs verbergen? — an ſeiner Liebe?

„Ja, der Fürſt liebt mich; und dieß hat „eine Scene veranlaßt, die, ſo wie ſie mir „ewig unerklärbar ſeyn wird, — den verwort„nen Knaul meines Schickſals zu löſen be„ginnt."

„Höre und erſtaune!" —

„Der Fürſt, der es an keiner Aufmerkſam„keit gegen ſeine Gemahlin fehlen läßt, hatte „zu ihrer Geburtstagsfeier Feſte veranſtaltet, „zu denen natürlich die Tante und ich auch „geladen waren."

„Auf das feſtliche Mahl folgte ein Ball,

„bei dem der Fürst mich nur selten aus seinen
„Armen ließ. Abends war der Schloßgarten
„erleuchtet."

„Der Fürstin Namenszug brannte im bun-
„ten Feuer am Ende der Haupt-Allee, der
„Fürst führte sie ans Fenster, und dankbar
„sank die gerührte Gattin an seinen Hals.
„Auch er war gerühret."

„Die Fürstin litt an einem leichten Katharr
„und konnte der Nachtluft sich nicht aussetzen.
„Der Fürst lud aber die sämmtlichen Herren
„und Damen, und darunter meine Tante und
„mich ein, die Beleuchtung zu besehen."

„Er hatte die Oberhofmeisterin am Arm."

„Im Garten zerstreute sich die Gesellschaft,
„die einzelnen Parthieen der Beleuchtung, der
„Verzierungen und Inschriften zu beschauen.

„Der Fürst nahte sich mir; ich sprach mit
„Rührung von der Aufmerksamkeit des Für-
„sten für seine edle Gemahlin.

„Allerdings erwiederte er, ist sie ein gutes
„Wesen; aber auch fähig, ein Herz wie das
„Meine zu beglücken?“ —

„Doch, ist es meine Schuld, wenn die-
„ses Herz höhere Ansprüche hat? — Ach!
„und nur Sie, himmlische Désaide, kön-
„nen diese erfüllen.“ —

„Denke Dir meine Bestürzung! Ich blickte
„umher, niemand um mich. Wir allein am
„Ende eines nur halb beleuchteten Ganges.
„Ich, mein Fürst? — erwiederte ich und zog
„meine Hand, die er — jetzt gewahrt' ich es
„— gefaßt hatte, zurück.“

„Sie! rief er mit Feuer aus. Sie, die ich,

„längst müssen Sie es bemerkt haben, als das „Ideal meiner Phantasie anbete. Ich wollte „zurücktreten, und sah mich ängstlich um."

„Nein — fuhr der Fürst fort — dieser hei„lige Moment muß entscheiden. Désaide, „mißverstehen Sie mich nicht. Ich kenne „meine Pflichten, und sie sind mir heilig. — „Auf nichts kann ich Anspruch machen, als „auf Ihr Herz, und auf nichts weiter mache „ich Anspruch. Lassen Sie uns eingehen den „reinsten, schuldlosesten Bund, den Seelen „schließen, für den die gewöhnliche Welt kei„nen Sinn hat. Mein Wort, mein Schwur „bürgt Ihnen. — Erschrocken, tiefbewegt, „blicke ich auf und — unser Unbekannter „steht neben dem Fürsten! Bei meinem Schrei „des Entsetzens wendet sich der Fürst; er

„ſpringt auf; er ſtürzt in des Unbekann-
„ten Arme.“

„Du biſts! rief er aus, und im nämli-
„chen Moment verſchwand er mit ihm, und ich
„ſah mich von der ganzen Geſellſchaft umge-
„ben. Mich erfaßte meine Tante, die mich
„ängſtlich geſucht hatte. Ihr war nicht wohl,
„der Wagen wartete. Wir ſtiegen ein; ſie
„ſpricht kein Wort. Mit Mühe verbarg ich
„den heftigen Eindruck dieſer Scene. Ein Fie-
„ber-Anfall, der mich ſchon im Heimwege be-
„fiel, erſparte mir weitere Erklärung, und die
„Beſorgniſſe der guten Tante hielten ihre Be-
„merkungen zurück. Ein einzigesmal, da ich
„zu ſchlummern ſchien und ſie an meinem
„Bette ſaß, entſchlüpfte ihr der Ausruf:
„Aber, wie konnten Sr. Durchlaucht

„das Dekorum so sehr vergessen?

„Von meiner Nanni hör ich itzt, was man

„bei Hofe und in der Stadt von dem Vor-

„gange zischelt.“

„Wenn es nur der guten Fürstin nicht hin-

„terbracht wird!“ —

„Der Fürst soll in der nämlichen Nacht ver-

„reist seyn. Von dem Unbekannten will

„niemand wissen.“

„Ich schreibe Dir dieß noch aus dem Bet-

„te, aber in wenigen Tagen hoff' ich, es zu

„verlassen, und, im Bewußtseyn meiner Un-

„schuld, trotzig unter alle die Klätscher zu tre-

„ten. — Mein erster Gang ist zur Fürstin.“

„Der Tante habe ich alles vertraut; sie ta-

„delt den Fürsten; an meinem Betragen

„hatte sie nichts zu erinnern gefunden, als daß

„ich im Garten mich von ihr trennte. Lieber „Himmel! die gute Tante vergißt, daß ſie „den alten Hofmarſchall am Arm hatte, der „bei ſeinem Keichhuſten mit jedem Schritte „ſtehen blieb!“

„Schmollen mag vielleicht meine Nata„lie mit dem eiteln und leichtſinnigen Mäd„chen; aber grollen kann ſie nicht. Nicht „wahr, liebe Natalie?“ —

69.

Dieſer Brief erſchütterte Natalien.

Lange vorher hatte der Vater ihr des Pfarrers Zuſammenhang mit dem Unbekannten eröffnet, und dieß wohlthätig auf ihr Herz gewirkt.

Sie glaubte nun klar zu ſehen, daß Leidenſchaft den geliebten Unbekannten an ihre

Freundin hefte. Im Tiefsten ihres Innern regte sich zwar der Zweifel, wie ein Mann von diesem Zartgefühl sich an ein so leichtsinniges und eitles Wesen, als Désaide, zu heften vermöge, doch war sie wieder zu verständig, um nicht den glänzenden Vorzügen ihrer Freundin Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; zu gemüthlich, um dieser ein Glück zu mißgönnen, das ihr die Ruhe ihres Daseyns kostete.

Sie antwortete Désaiden, und flehte sie nur den Schwüren treu zu bleiben, die sie noch als Kinder an dem vom Obersten in seinem Garten errichteten Altare der Freundschaft abgelegt hatten: nie von der Bahn der Tugend abzuweichen, und durch alle Klippen des Hofs und der Welt unverletzt durchzuschiffen.

70.

Doch je tiefer Nataliens Hoffnung sank, die bis jetzt das liebende Wesen einzig aufrecht zu erhalten schien, je mehr welkte ihr Frohsinn, ihre Gesundheit dahin.

Des menschlichen Elends Gipfel ist: nichts mehr zu hoffen, nichts mehr zu wünschen. Mit Trauern bemerkte dieß der kränkelnde Vater und der ehrwürdige Pfarrer. Auch erriethen, auch ahneten sie wohl den geheimen Wurm, der an ihrer Lebensblüthe nagte; aber ein Heilmittel wußten sie nicht. Natalie hatte nie geliebt; diese erste Liebe zu tief Wurzel geschlagen; in einem so liebenden Wesen zu reiche Blüthen getragen; sie zu vernichten war unmöglich.

Der Oberst und der Pfarrer beschlossen in

dem geheimen Rath, mindeſtens, indeß Zeit und Schickſal entſchieden, für die Herſtellung und Bewachung der ihnen ſo theuern Geſundheit des abblühenden Mädchens alles aufzubieten. Des Oberſten Kränklichkeit und Wunden wurden zu einer Bad-Reiſe benutzt, auf der ihn Natalie begleiten ſollte. Luftwechſel, Zerſtreuung, Vergnügungen, neue Bekanntſchaften, das war es, worauf ſie als Heilmittel rechneten.

Natalie entriß ſich zwar ungern ihrer Einſamkeit; doch war ſie zu allem, was der Vater wünſchte, willig, und reiſte ab.

71.

Der Kur-Brunnen zu — war dießmal ſehr beſucht. Der Oberſte fand dort einige gleich ihm gebrechliche Kriegs-Kameraden, und befand

sich in deren Gesellschaft und beim Pokale wohl. Auch Natalie machte mehrere interessante weibliche und männliche Bekanntschaften, und, sanft, gefällig, zuvorkommend wie sie war, gewann jedermann sie lieb. Selbst der unvertilgbare Zug von Schwermuth erhöhte das Interesse für sie.

Gewöhnlich besuchte Natalie morgens, wenn ihr Vater im Bade war, einen der einsamen Spaziergänge des Brunnen-Orts. Einst, da sie, Wolfens Luise in der Hand, den um einen Berg hinan sich schlängelnden Laubengang betrat — steht der Unbekannte vor ihr. Natalie hatte nicht die Kraft zu fliehen, sie sank an einen Baum.

„Natalie! — sprach der Unbekannte mit „tiefbewegter Stimme, — was werden, was

„müssen Sie von mir denken? — Betrachten
„Sie mich als einen Unglücklichen, den Wogen
„des Schicksals hingegeben! Nur Ein Wort:
„ich mußte, mußte Sie wiedersehen! — Nie-
„mand hat mich bemerkt; in diesem Augenblick
„reise ich wieder ab. — Verbergen Sie mein
„Erscheinen; vor allem ihrer Freundin. Dar-
„um fleh ich, und beschwöre Sie, bei allem
„was Ihrem Herzen heilig ist! — Einst wird
„das Schicksal lösen, freundlich, so hoff ich
„— doch nie, nie zum Unglück des edelsten
„und seligsten aller Wesen!

72.

Nun verschwand er im Gebüsche und Natalie hatte Mühe, sich aufrecht zu erhalten und nach Hause zu wanken.

Welche neue kämpfende Gefühle mußte diese Erschei-

Erſcheinung nicht in ihrem Innern aufregen! Indeß ſich Hoffnungen in den Hintergrund lagerten, erhöhten ſie auf der andern Seite ihre Leiden. Denn dieſe Erſcheinung war es, welche ſie abhielt, der von ihrem geliebten Vater unterſtützten Bewerbung des edlen, reichen und mit allen Vorzügen des Mannes ausgeſchmückten Freiherrn von Beltheim Gehör zu geben, den ſie hier kennen lernte, gegen den ihre Vernunft nichts einzuwenden wußte, und dem vielleicht ſelbſt ihr Herz, ohne jenes verrätheriſche Bild, ſich hingegeben hätte.

73.

Die Offenheit, der Freimuth, mit dem Déſaide nach ihrer Herſtellung ſich der Fürſtin nahte, entwaffnete dieſe, welche längſt von dem Vorfall im Garten unterrichtet war, — denn

was kann bei der Langweile des Hofs unbesprochen unbelauschet bleiben — so wie die Kutscher. Mit freier Stirne trat sie unter die zischelnden Höflinge, umgeben von den Grazien der Anmuth und Unschuld; und alles verstummte.

Der Fürst war noch immer abwesend, und nun wagten es ihre zahlreichen Anbeter, sich um sie zu sammeln. Désaide hielt sie theils höflich und bescheiden, theils scherzend von sich; doch frohlockte sie insgeheim bei jeder neuen Eroberung; auch den Fant stieß sie nicht unwillig zurück; es war ja ein Gespann am Siegeswagen mehr!

Sie war auf dem Punkte, zu werden, was sie vorhin nur schien, eine weibliche Kokette. Da kam der Fürst zurück.

Bei der ersten Cour nahte er sich Désaiden höflich, bescheiden, freundlich, doch ohne Affektation und ohne Ansprüche zu verrathen, Da traten denn die Courmacher aus Ehrfurcht doch etwas in den Hintergrund zurück.

Indeß hatte die Baronin durch die Tante natürlich von der glänzenden Rolle ihrer Tochter in der Residenz gehört. Sie wollte Zeuge dieses Triumphs seyn, den sie einzig ihrem Erziehungsplane zuschrieb; sie berechnete den Glanz, der von der angebeteten Tochter auf sie zurückstrahlen werde, und der gute Baron mußte wohl, so unbequem es ihm auch fiel, seine Einwilligung zu einer Reise in die Residenz geben.

Die Tante nahm sie mit eben so viel Herzlichkeit, als Feierlichkeit auf; und Désaiden,

die ihre Eltern wirklich liebte, machte die Freude, sie wieder zu sehen, ausgelassen und muthwillig.

74.

Nachdem die Baronin in den Entzückungen der Tante über die Bewunderung der Talente ihres Schooßkindes geschwelgt, mit Entzücken vernommen hätte, wie ihr Forte-Piano-Spiel und ihre Stimme in den Hof-Concerten stets den rauschendsten Beifall erndteten, ihre Gottach-Zeichnungen in der fürstlichen Gallerie aufgehangen seyen, gab sie der Tante ihre Verwunderung zu erkennen, daß Désaide noch nicht Gelegenheit gehabt habe, ihr schon als Kind erprobtes hohes, mimisches Talent in theatralischen Vorstellungen öffentlich zu zeigen.

Die Tante eben so verliebt, als die Mutter

in das zwar muthwillige und leichtsinnige, aber höchstliebenswürdige, koßende und schmeichlerische Mädchen, faßte sogleich die Idee auf und am nächsten Cour-Tage sprach sie davon mit dem Fürsten.

Der Fürst, dessen Benehmen gegen Désaide seit seiner Rückkehr, zwar ruhiger und rückhaltender, aber doch immer gleich freundlich, aufmerksam und zuvorkommend gewesen war, ergriff mit Wärme diese Idee, nur bat er die Tante, vor allen Dingen seine Gemahlin darüber auszuforschen.

Die Tante, als eine gewandte Hoffrau, ergriff einen günstigen Augenblick des nahen Geburtsfests der Mutter der Fürstin, welche diese kindlich fromm liebte, die gute Fürstin auf den Verbrauch aller gewöhnlichen Hoffeste aufmerk-

sam zu machen, und ihr — da die Residenz keine eigne Bühne besaß — eine theatralische Vorstellung einer Dilettanten-Gesellschaft zur Feier vorzuschlagen. Die Fürstin kannte ihres Gemahls Vorliebe für's Theater und ging also um so williger in den Vorschlag ein. Sie gab ihm sogar die Wahl des Stücks auf, und er wählte seinen Liebling: die Braut von Messina.

Veranstaltung und Austheilung der Rollen fiel ausschließlich dem Fürsten. So fiel denn natürlich Désaiden die Rolle der Beatrice zu, und er machte sich bei seiner Gemahlin kein kleines Verdienst daraus, daß er selbst die Rolle des Manuel übernahm.

Zwar fiel anfangs der ganze Plan und die Rollenaustheilung Désaiden etwas bedenklich; und sie war willens, ihre Bedenklichkeiten

er Tante mitzutheilen. Sie wußte, wie ſehr
ieſe auf das Dekorum hielt; die Mutter
ar zu berauſcht von der Anbetung ihrer Tochter,
ls daß ſie dort Gehör hoffen konnte. Doch
ie Furcht, dann der Tante die Scene im Gar-
en aufklären zu müſſen, [illegible] Vorliebe für
ieſe Rolle, Glanzſucht und Eitelkeit überwand
en dieſe Bedenklichkeiten. Schon bei den Pro-
en flammte des Fürſten mühſam verhaltene
Leidenſchaft wieder auf und auch Déſaide,
von der Begierde zu gefallen und ihrem Gefühle
ſich ſelbſt entriſſen, wurde immer wärmer und
wärmer. Doch bei der Darſtellung ſelbſt, als
Don Manuel ſeine Braut mit einer Glut, mit
einer Innigkeit umfaßte, die nur allzu treu und
wahr dargeſtellt war, als der Saal von Beifalls-
Gebrauſch wiederhallte, — da brach das Herz der

liebenden Gattin; unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit verließ sie den Saal.

Den Nachtheil dieses Ereignisses kann erra-then, wer Hof und Welt kennt. Désaidens Ruf war nun entschieden. Kein Zweifel, sie sey die geheime Geliebte des Fürsten; und doch war Désaide nach der Vorstellung so kalt als je. Ihr galt der Moment alles; alles entschied der Moment. Sie hatte kaum das leidenschaftliche Spiel des Fürsten bemerkt, sie hatte nur den Beifall des Parterres gehört.

Anders der Fürst. Hatte er den Wünschen, bei einer solchen Beatrice den Don Manuel zu spielen, nicht widerstehen können, so fühlte er nun mit Beschämung, daß er zuviel gewagt, daß er seine Leidenschaft unvorsichtig der öffent-lichen Meinung Preis gegeben; er verließ das

Theater, erſchien am Abend nicht bei Hofe und ließ ſich nur angelegentlich nach dem Befinden der Fürſtin erkundigen.

75.

Die leichtſinnige Déſaide, trunken von dem rauſchenden Beifall — den ſie auch wirklich durch ihr zartes treffliches Spiel verdiente — ahnete von all jenem nichts. Wohl aber die Tante, die lange genug am Hofe geweſen war, um zu wiſſen, was dergleichen plötzliche Unpäßlichkeiten bezeichnen. Sie ſelbſt gab eine Unpäßlichkeit vor, um die Nichte zu Hauſe zu halten, und erſt nach Höflings-Art das Terrain von ferne zu ſondiren. Die Fürſtin kam ihr zuvor. Sie ließ ſie am andern Tage in ihr Kabinet bitten. Hier fiel ſie ihr um den Hals, bekannte ihr, in Thränen ſchwimmend, die Wun-

de, welche ihres Gemahls leidenschaftliche Liebe für Désaiden ihr geschlagen habe; bat sie um Rath und Beistand.

Die Tante suchte dieß zwar mit dem Gefühle zu entschuldigen, das die warmen Darsteller in Schillers Meisterstücke hingerissen, suchte die Fürstin durch Désaidens Unbefangenheit zu beruhigen; doch versicherte sie in tiefster Devotion, daß ihre Familie nie S. Durchlaucht Unannehmlichkeiten verursachen solle, und daß sie dieß zu beweisen, zu jedem Opfer bereit sey. Nur bat sie, S. Durchlaucht möchten Désaiden selbst darüber hören.

Die herzensgute Fürstin ergriff diese Idee mit Freuden, und Désaide, die wirklich keines schuldigen Gefühls sich bewußt war, und an dem Schmerz der Fürstin Theil nahm, erschien am

andern Morgen bei dieſer mit aller Unbefangenheit der Unſchuld. Sie fiel der Fürſtin zu Füßen, bat ſie wegen des ihr unwillkührlich verurſachten Verdruſſes um Verzeihung, bekannte ihren Leichtſinn, ihre Unbeſonnenheit, betheuerte aber ihre gänzliche Schuldloſigkeit und bat die Fürſtin, über ihr Schickſal ſelbſt zu entſcheiden. Die Fürſtin hob das Mädchen mit der innigſten Rührung auf, entſchuldigte ihre ängſtliche Sorge mit der heftigen Liebe für ihren Gemahl, beſchwor ſie nur, ihre überwiegenden körperlichen und geiſtigen Vorzüge, die ſie anerkenne, nicht zu ihrem Nachtheil zu gebrauchen, ihr das Herz ihres geliebten Gatten nicht zu entreißen, und verſprach übrigens, ſich zu beruhigen.

Doch Déſaide blickte tiefer; ſie ſah wohl, der Fürſtin Ruhe war nur durch ihre Entfer-

nung herzustellen und erklärte, sie sey entschlossen, die Residenz mit ihren Aeltern zu verlassen.

Die Fürstin bestritt diesen Entschluß nur schwach; doch erklärte sie edelmüthig, sie werde dieß Opfer nicht eher annehmen, bis sie vorher Désaiden öffentliche Beweise ihrer Achtung und Freundschaft gegeben, und alle Verläumdungen und nachtheilige Gerüchte zerstreut habe.

Die edle Fürstin hielt Wort! Hof und Welt, der es so schwer hält, an Tugend und Unschuld zu glauben, erstaunten und verstummten öffentlich, um ingeheim desto giftiger zu verläumden.

Fünftes Buch.

76.

Die Tante, eine gewandte Hofdame, fühlte selbst wohl, daß nur Désaidens Entfernung die Wunde heilen, oder doch verharrschen könne, die des Fürsten Leidenschaft und Désaidens Leichtsinn und Eitelkeit ihrer Ruhe geschlagen hatten. Sie beschloß also, der Einladung eines ältern unverehlichten Bruders zu folgen, der, im Kriegsdienst ergraut, seine Pension in einer nordteutschen Handelsstadt verzehrte.

Désaide ergab sich willig: sie fühlte das Peinliche ihrer Lage in der Residenz, keiner ihrer Anbeter hatte sie angezogen. Sie wollte nicht geliebt, nur bewundert seyn, und sah also freudig einem neuen Spielraume zum Glanze entgegen. Eben deswegen zog sie die Begleitung der Tante der Rückkehr ins älterliche Haus vor.

Die Fürstin entließ Désaiden auf das zärtlichste und freundlichste. Vier Jahre waren sie vermählt, und zum erstenmal fühlte sie Hoffnung Mutter zu werden, und dem Lande den ersehnten Erben zu schenken. Dieß zog den edlen Fürsten wieder näher an seine Gattin, und sein Zartgefühl erlaubte ihm nicht, Désaiden mehr zu sehen.

77.

Diese langte indeß mit der Tante bei dem alten Oheim an, und fand ihn durchs Podagra an den Saugenstuhl gefesselt. Zwar gutherzig wie seine Schwester, aber grämlich, wie es sein Zustand mit sich brachte.

Indeß empfahl er sie in den besten Häusern seiner Bekanntschaft, und bald sah sich Désalde auch dort bewundert, vergöttert, von einen Schwarm Anbeter umringt.

Unter den ersten Bewerbern befand sich der in der Nähe begüterte reiche Graf von A—; ein Mann von gesetztem Alter, reifem Verstande und bedeutenden Kunstkenntnissen. Er war nicht blind gegen Désaidens Schwächen, aber der Zauber ihrer Gestalt und ihrer Talente riß ihn allmählig hin.

Einſt, da er Déſaltren über dem Zeichnen betraf, — denn ſie pflegte gewöhnlich ihre Carten zurecht zu legen, wenn Geſellſchaft erwartet wurde — und ſie ihm eine Madonna nach Raphael vorzeigen mußte, die ſie ſo eben vollendet hatte, gerieth der kunſtliebende Graf in einen ſolchen Enthuſiasmus, daß er ſtürmiſch ihr ſein Herz und ſeine Hand antrug.

Déſaltren [illegible] an ihre Aeltern und Tante, und lachend erzählte ſie [illegible] dieſer Tante ſelbſt.

Doch dieſe nahm die Sache ernſt.

Der Graf war als ein edler Mann und als der reichſte Güterbeſitzer im Lande bekannt. Sie fragte die Nichte, ob ſie gegen eine ſo glänzende Verbindung etwas einzuwenden habe, und erhielt die Verſicherung, daß ſie zwar den

Gra-

Grafen nicht liebe, aber, da einmal Ehe die Bestimmung des Weibes sey, die Wünsche ihrer Aeltern und Verwandten ihre Wahl bestimmen würde. Nur die weite Entfernung von ihrem älterlichen Hause und ihrer Jugendfreundin, schienen noch ihre Bestimmung aufzuhalten. Doch die Erklärung des Grafen, daß er in der Nähe ihrer Aeltern eine eigene Besitzung anzukaufen und den größten Theil des Jahrs dort zuzubringen bereit sey, hob auch diese Bedenklichkeit.

Noch trat zwar bisweilen das Bild des Unbekannten aus dem Hintergrunde hervor; doch Zeit, Abwesenheit, Zerstreuung, Entfernung und ihr natürlicher leichter Sinn hatten es gebleicht. Sie sah ein, diese phantastische Liebe für ein ihr unbekanntes Wesen, von dem sie überdieß sich längst vernachlässigt glaubte, sey ganz hoff-

nungslos. Die Unabhängigkeit des Frauenstandes schmeichelte ihrer Glanzsucht. Der alte Oheim konnte im Lobe des Grafen nicht ermüden. — Sie überließ also der Tante, die Einwilligung ihrer Aeltern zu verlangen. Désaidens Aeltern kannten die Familie des Grafen; die Kunde seines Reichthums war ihnen nicht fremd.

Mit Freuden genehmigten sie also diese Verbindung, und am nämlichen Tage ritt der Baron hin nach Freudenthal, um dem Obersten die frohe Botschaft zu verkünden. Der Oberste theilte seine Freude herzlich; denn immer hatte er besorgt, Leichtsinn und Glanzsucht möchten, nach einer solchen Erziehung, Désaiden in irgend eine, der Familie widrige, Verbindung verwickeln.

Auch Nataliens Theilnahme war gleich herzlich. Bei ihr ſchlich ſich zugleich ingeheim und vielleicht ihr ſelbſt unbewußt, die freudige Ahnung ein, durch Déſaidens Vermählung ſey mindeſtens eine der Schranken niedergeriſſen, die auf ewig ſie von dem Unbekannten zu trennen ſchienen.

In einem liebevollen Briefe an die Freundin machte ſie ihren Empfindungen Luft und dankte ihr innig für die freundliche Bedingung, die ſie ihrem Jawerte beigefügt habe.

78.

Déſaidens Vermählung ward mit großer Pracht vollzogen. Aus Gefälligkeit gegen ſeine junge Gemahlin, blieb der Graf bis zum Frühjahr in der Stadt. Die Tante kehrte heim.

Als Dame, alles jungfräulichen Zwangs ent-

fesselt, gab sie sich allen Zerstreuungen und Vergnügungen dieser großen Stadt hin. Sie war die Königin aller Bälle und Konzerte, entschied im Theater über Stücke und Darstellende, und ihr Haus war der Sammelplatz der eleganten Welt. Sie suchte nun die Tableaux und Attitüden wieder hervor, in denen zunächst Lady Hamilton und später Madame Händel-Schütz glänzte.

Dé[illegible] ihre Talente und Kenntnisse zogen bald nicht nur alle Elegants, sondern selbst ernste gebildete Männer in den Kreis ihrer Bewunderer. Mit gierigen Zügen sog sie die allgemeine Huldigung ein; immer geschäftig, alle Männer an ihren Triumphwagen zu fesseln, zeichnete sie indeß keinen aus.

Zwar bemerkte der Graf bald, daß sein Ideal häuslichen Glücks verschwunden sey, daß er, von

Désaidens äußern Vorzügen umstrickt, die weise Prüfung vernachlässigt habe: ob auch das Herz zum Herzen sich finden werde?

Doch entschuldigte er Désaidens Glanzsucht und Hang zum Geräusche der Welt, mit ihrer Jugend, ihren Talenten, selbst mit ihrem Liebreiz. Ihre Gleichgültigkeit gegen die Männer ließ sein Herz ruhig; der Frühling nahte und dort hoffte er in der Abgeschiedenheit des Landlebens, wo nicht eine häusliche, doch eine liebende Gattin zu finden.

79.

Der Lenz erschien! Nach manchem Zögern mußte Désaide endlich dem Grafen auf seine Güter folgen, wo seine Gegenwart längst nöthig gewesen wäre.

Die ersten Wochen verflossen in wechselseiti-

gen Besuchen der Nachbarschaft. Zeichnen und Musik füllten die nächsten Wochen aus. Die Güter des Grafen lagen in einer reizenden Landschaft am Ufer eines schiffbaren Stroms. Désaidens Geist war verkümmert, noch nicht ihr Herz. Es war noch empfänglich für die Schönheiten der Natur. So schleppte sich denn der Sommer dahin. Nun erschien der Herbst, es nahte der Winter und [illegible] des Gemahls Gegenwart hier unentbehrlich! Ihren Vorstellungen, ihren bisweilen selbst etwas ungestümen Bitten, setzte er mit Ruhe, Sanftheit und Bescheidenheit Gründe entgegen.

Da trat denn die durch ihre Erziehung vorbereitete Krisis ein: begünstigt durch den unglücklichen Umstand, daß sich ihr noch keine Hoffnung zeigte, Mutter zu werden. — Das hätte sie

retten können. Der Graf erkrankte und ward grämlich. Désaide, gewohnt, in rauſchenden Vergnügungen zu ſchwimmen, gewohnt, ſich bewundert, angebetet, vergöttert zu ſehen, fand ſich nun einſam. Das furchtbarſte aller menſchlichen Leiden, Langeweile, ergriff ſie.

Sie ſuchte von dem Gatten die Erlaubniß zu erbitten, allein in die Stadt zurück zu kehren. Vergebens.

Es kam zu bittern Erklärungen, Vorwürfen, Ohnmachten. Der Graf überſah nun die Folgen ſeiner Unbeſonnenheit; er blieb unerſchüttert.

Die Gatten wurden ſich nun immer fremder und fremder. Désaide bezog einen abgeſonderten Flügel des Schloſſes. Anfangs ſahen ſie ſich noch bei Tiſche, ſpäter ſpeiſte jedes abgeſondert.

Désaide suchte ihre Zeichnungen hervor; aber, wer sah sie? Die Guitarre kam nicht vom Sopha, aber wer hörte sie?

Alles dieß gab dem Rittmeister von Z— leichtes Spiel, der in einem nahen Flecken in Kantonirung lag und sich als einen, wiewohl fernen, Verwandten der Gräfin angekündigt hatte, dem also die öftern Besuche nicht versagt werden konnten.

Er war nun ihr täglicher Gesellschafter, ihr einziger Bewunderer. Der junge, lebhafte, halbgebildete Mann lernte bald Désaidens Schwächen kennen. Ihre Schönheit zog ihn unwiderstehlich an. Mit laxen Grundsätzen und großer Sinnlichkeit, glaubte er die Eroberung einer vernachlässigten Gattin unbedenklich versuchen zu können.

Désaide war durch die Verhältniſſe launenhaft geworden. Der Rittmeiſter ſchmeichelte allen ihren Launen.

Er machte, nicht Gedichte aber Verſe — wie leicht iſt es nicht, Verſe zu machen, ohne Dichter zu ſeyn — und Désaide war deren Gegenſtand. Allmählig begann Désaide zu gewahren, daß der Rittmeiſter ein ſchöner, ſchlanker, junger Mann ſey; noch blieb ihr Herz rein; doch ſchon wichen ihre Sinne.

Der Rittmeiſter ſank einſt, nach einer ſchmelzenden Arie zu ihren Füßen, und bekannte ihr ſeine Leidenſchaft. Noch ward er zurück gewieſen und auf mehrere Tage von ihrer Gegenwart verbannt.

Langeweile und eine neue heftige Scene mit

ihrem Gemahl riefen ihn zurück. Sie hatte keinen Freund, keine Freundin um sich, das allmählige Sehnen nach Ergießung und Mittheilung riß sie hin. Sie entdeckte dem Rittmeister ihr Ehe-Verhältniß, und er wagte es, sie allmählig an die Idee einer Trennung zu gewöhnen.

Anfangs verwarf sie diese Idee mit Abscheu, doch endlich, als die Bitterkeit zwischen dem Grafen und ihr zunahm, als sie durch anonyme Briefe gewarnt wurde: ihr Gemahl habe die Absicht, sie selbst und zwar auf eine ihren Ruf unheilbar verwundende Art zu verstoßen, gab sie dem Entwurfe des Rittmeisters Gehör, sich zu entfernen und vor der Hand zu seiner Schwester zu flüchten, die, als Stiftsdame, in einer etwa zwölf Meilen entfernten Stadt eines fremden Gebiets wohnte. Bei ihr bot er eine sichere Frei-

ſtatt an, bis die Trennung von ihrem Gemahle berichtigt ſeyn würde.

80.

Die unglückliche Déſaide befolgte dieſen Rath. Zu ſtolz, um ſich irgend jemand ihrer untergeordneten Umgebungen zu vertrauen, zu rechtlich, um ſich irgend etwas von dem Vermögen ihres Gatten zuzueignen, verließ ſie einſt Abends das Schloß mit einer ſehr mäßigen, ihr eigenthümlichen Summe; fand am Ende des Schloßgartens, beſtelltermaßen, den Rittmeiſter in einer Chaiſe mit vier Pferden ihrer wartend, und flog davon.

An ihren Gemahl ließ ſie einen Brief zurück, in dem ſie ihm ihren unbeweglichen Entſchluß erklärte, ſich von ihm zu trennen.

81.

Der Graf erhielt am andern Morgen den Brief. Weit entfernt ihr nachzueilen, war er froh, daß Désaide durch diesen unbesonnenen Schritt ihm selbst Veranlassung gegeben, sich von einer Gattin zu trennen, deren Wahl er längst bereut hatte. Er sandte vielmehr sogleich einen Kourier an Désaidens Aeltern und deren Tante, legte den von ihr zurückgelassenen Brief bei und schilderte ihr bisheriges Betragen, das Unglück seiner Ehe und ihre Flucht mit dem Rittmeister. Er erklärte zugleich, daß er sie nie wieder aufnehmen werde.

So ein sanftmüthiger Ehemann auch Désaidens Vater war, so setzte doch diese Nachricht ihn in die heftigste Bewegung; denn er hielt sehr auf den Ruf seines Hauses. Statt seine Gemahlin

allmählig auf diese furchtbare Botschaft vorzubereiten, überreichte er ihr den Brief des Grafen unter einem Strom von Verwünschungen und Vorwürfen; denn der mütterlichen Erziehung schrieb er, leider! mit Recht, alles Unheil zu.

Die unglückliche Mutter fiel in Ohnmacht und erwachte mit einem heftigen Fieber, das für ihr Leben besorgt machte.

Zu spät bereute nun ihr Gemahl seine Heftigkeit und Unbesonnenheit; er that alles, sie zu vergüten; die Aerzte wurden gerufen, und der Baron, von dem Unglücke seines Hauses tief gebeugt, flüchtete sich am andern Morgen zu seinem alten Freund Wolmar nach Freudenthal, Trost und Rath zu suchen.

82.

Der Oberst empfing diese Nachricht mit der

äußersten Bestürzung. Nicht kränken wollt' er den Freund mit der Erinnerung an die Folgen der Erziehung und des Vaters verderbliche Nachsicht gegen die Launen der Mutter. Er mischte seine Thränen zu den Thränen des unglücklichen Freundes, und ließ sogleich den Pfarrer rufen.

Der gutmüthige Greis erschrak heftig und bezeugte dem unglücklichen Vater seine Theilnahme. Er suchte mit den Tröstungen der Religion ihn zu beruhigen; er bestrebte sich, Désaidens Schritt in einem mildern Lichte darzustellen, als eine augenblickliche Uebereilung, von der sie schnell zurückkehren würde, um in den Armen ihrer Aeltern Verzeihung zu erflehen.

Doch hierüber blieb der Baron unbeweglich. Er glaubte, der unbescholtene Ruf seiner Familie, der Glanz seines Hauses, den Désaide

durch die Flucht mit ihrem Buhlen, so nannte er ihn, befleckt habe, fordere gebieterisch, daß er Désaiden nicht mehr als ein Glied derselben erkenne.

Er schwur unter den feierlichsten Betheuerungen, daß nichts ihn bewegen werde, sie jemals wieder seine Tochter zu nennen, und erklärte sie auf ewig aus dem Schooße seiner Familie gestoßen.

Der Oberst und der Pfarrer sahen ein, daß es jetzt vergebens seyn würde, den ersten Sturm der Leidenschaft zu beschwören. Sie schwiegen also und alle kamen nur darinne überein, daß dieses Ereigniß vor der kränklichen und wehmüthigen Natalie verborgen gehalten werden müsse. — Der Oberst geleitete seinen Freund zurück nach Hause, um die unglückliche Mutter zu trösten.

85.

Désaide saß kaum neben dem Rittmeister im Wagen, so machte ihr, durch die Eigenheit ihrer Lage gepreßtes Herz, sich durch einen Thränen-Strom Luft; sie begann schon jetzt das Unschickliche und Gefährliche ihres raschen Schritts zu fühlen. Vergebens verschwendete der Rittmeister seine Beredtsamkeit, sie zu beruhigen. Als die Quelle ihrer Thränen versiegt war, hüllte sie sich in ihren Schleier, drückte sich in den Winkel des Wagens und schwieg hartnäckig in dumpfem Hinbrüten.

So fuhren sie schweigend fort und bei dem raschen Wechsel der Pferde waren sie am andern Tag des Abends jenseits der Gränze, und in der Stadt, wo des Rittmeisters Schwester, die Stiftsdame wohnte. — Désaide hatte während

nd der Reise Ueberlegungen gemacht und Ent-
lüsse gefaßt. Sie beschloß, sogleich nach ihrer
nkunft an ihre Aeltern zu schreiben, ihren
chritt zu entschuldigen, und um Erlaubniß zur
ückkehr in das väterliche Haus zu bitten.

84.

Désaidens Wagen hielt in einem schma-
n Gäßchen vor einem nichts weniger als ansehn-
hen Hause. Der Rittmeister stieg aus und kam
ld an der Hand seiner Schwester wieder an die
agenthüre, eines noch ziemlich jugendlichen
auenzimmers, das, in schwarz gekleidet, Désai-
n mit Anstand und Höflichkeit bewillkommte.
Désaide athmete freier, so bald sie sich in
eiblicher Gesellschaft erblickte, sagte dem Ritt-
eister gute Nacht und ließ sich von seiner Schwe-
r in das für sie bereitete, zwar nicht glänzend,

aber doch artig und reinlich möblirte, Zimmer führen. Von Sorglichkeit über ihre neue Lage, und von der Reise ermüdet, bat sie das Stiftsfräulein, sie allein zu lassen, verschloß ihre Thüre und warf sich aufs Lager.

85.

Am andern Morgen war sie kaum angekleidet, so erschien der Rittmeister in ihrem Zimmer, um im Namen der Schwester anzufragen: ob sie nahen dürfe?

Mit Erstaunen vernahm nun Désaide, daß der Rittmeister im Hause, und mit Schrecken, daß er im nächsten Zimmer an dem ihrigen wohne; doch, er betrug sich bescheiden und anständig. Die Schwester erschien; auch ihr Betragen war zurückhaltend und anspruchlos. Sie sprach von der Pein einer unglücklichen Ehe, von der sie in

ihrer eignen Familie Beispiele habe, welche sie zu dem Entschluß bestimmt hätten, das Stiftskreuz zu nehmen und suchte die ängstliche Désaide zu beruhigen.

Diese bat um Schreibzeug, und die Stiftsdame entfernte sich.

Désaide schrieb einen rührenden Brief an ihre Aeltern. Sie entwarf freilich ein sehr einseitiges Gemälde ihrer Ehe, und bat um Erlaubniß, in das älterliche Haus zurückzukehren.

Dieser Brief und mehrere andere kamen nicht an. Désaide lebte indeß sehr eingezogen; sie wollte niemand sehen. Die Stiftsdame betrug sich höflich und zurückhaltend, obwohl mit sichtbarem Zwange; der Rittmeister anfangs bescheiden; aber doch bestürmte er Désaiden mit seinen Bewerbungen und begann, sich kleine Freihei-

ten zu erlauben, die Désaide mit Stolz zurück-
wieß; denn sie liebte den Rittmeister nicht. Ein
eitles und glanzsüchtiges Wesen kann nur
sich selbst lieben.

Die Antwort der Aeltern blieb aus und Dé-
saidens Unruhe stieg; mehrere Briefe an ihre
Jugendfreundin blieben ebenfalls unbeantwor-
tet — denn sie hätten das Haus nicht verlassen.

Indeß drang der Rittmeister in sie, ihre Schei-
dung zu suchen. Doch sie wollte den Entschluß
ihrer Aeltern abwarten.

Der Rittmeister ward nun zudringlicher und
unternehmender; Désaidens Angst stieg. Einst,
da sie, nach fest verschlossener Thüre, sich so eben
zur Ruhe begeben hatte, hörte sie mit Schrecken
die Thüre öffnen; der Rittmeister stand vor ih-

rem Bette. Mit einem Schrei des Entsetzens fuhr sie auf. Er kniete nieder, er entschuldigte seinen Schritt mit der Allmacht seiner Leidenschaft; er beschwor sie, seine Liebe zu krönen. Er nannte sie seine Gattin.

Mit Abscheu wandte sich Désaide von ihm, sie befahl ihm, augenblicklich das Zimmer zu verlassen, und drohte mit dem Aeußersten.

Der Rittmeister sah nun wohl, daß er sich in ihrem Karakter geirrt hätte; sie war nur eitel und kokett aus Glanzsucht. Er mich endlich.

Désaide verwahrte ihre Thüre durch Meubeln, und überließ sich nun gränzenlosem Schmerz. Am andern Morgen hörte sie die Stimme der Schwester an der Thüre, sie öffnete. Die Stiftsdame erzählte, daß vor einigen Stunden ihr Bruder in seine Garnison abgereist sey,

und Désaide ward ruhiger. Sie schloß sich immer mehr ein, und auch die Besuche der Stiftsdame wurden seltener.

So vergingen Tage und Wochen und keine Antwort auf ihre Briefe erschien. Désaidens Zustand gränzte an Verzweiflung. Einst Abends, da sie auf einen Augenblick das Fenster öffnete, gewahrte sie unter ihm einen alten Mann im schlichten Oberrocke, der einen Brief in der Hand hielt und ihr durch Zeichen bedeutete, eine Schnur herab zu lassen.

Désaide verstand ihn; der Fremde knüpfte den Brief an die Schnur und verschwand.

Der Brief enthielt nur die wenigen Worte:

„Retten Sie sich aus diesem Hause! Morgen „gegen Mitternacht werden Sie eine Strick„leiter an ihrem Fenster finden. Retten Sie

„ſich, wenn Tugend und Ehre Ihnen noch „heilig ſind!“

87.

Déſaidens Erſtaunen war ohne Gränzen. Sie überſchaute nun das Furchtbare ihrer Lage in ſeiner ganzen Größe. Sie fühlte, daß ſie in dieſem Hauſe nicht länger zu bleiben vermöge und ſollte ſich nun wieder einem Unbekannten anvertrauen! Anfangs wollte ſie einen Verſuch machen, ſich öffentlich zu entfernen; aber die Betrachtung, daß ihr alsdann wohl auch der letzte Ausweg verſchloſſen werden dürfte, und die Nachricht der Stiftsdame, daß ihr Bruder wahrſcheinlich am andern Tage zurück kehren werde, beſtimmten endlich ihren Entſchluß.

Mit höchſter Unruhe wartete ſie am Fenſter; gegen Mitternacht hörte ſie ein Geräuſch; die

Strickleiter war angelegt. Désaide ſtieg halbbeſinnungslos herab; ſie fand allda den alten grauen Mann. Er nahm ſie am Arm. „Seyn „Sie ruhig; vor dem Thore wartet ein Wagen „und wird Sie bringen, wohin Sie ſelbſt wol„len.“

Désaide erinnerte ſich, daß ohngefähr ſechs Meilen von dort, eine alte Köchin ihrer Mutter an einen Pachter verheirathet war. Dorthin verlangte ſie vor der Hand.

„Gut!“ erwiederte der Alte. Sie waren nun vor dem Thore und an einem einfachen Wagen mit zwei Pferden. Der Fremde unterrichtete den Kutſcher. „Seyn Sie ruhig, ſprach er zu Dé„ſaiden, verfolgen wird man Sie nicht.“ Sie bat um Aufklärung; er ſchwieg; er hob ſie in den Wagen, er drückte ihr die Hand und entfernte ſich.

Im Wagen fand Désaide bei Tagesanbruch eine Börse mit funfzig Louisd'or und einem Zettel: „Bleiben Sie mindestens der Tugend treu."

88.

Désaide zog die Jalousie-Läden des Wagens auf; sie stieg nicht aus, als der Kutscher anhielt, und so kamen sie denn am andern Morgen im Landhause des Pachters an.

Der Kutscher war auf alle Fragen stumm; er war bezahlt und fuhr zurück.

Die alte Pachterin, welche Désaiden nur als Kind gekannt hatte, war zwar sehr erstaunt über diesen Besuch, doch nahm sie das Fräulein herzlich auf. Die neugierigen Fragen, mit welchen Désaide von dem guten Mütterchen bestürmt wurde, verwieß sie auf morgen, weil sie vor allem Ruhe bedürfe.

Am andern Morgen fand sich die alte Katharine ein, und übergab ihr einen Brief, den der Fuhrmann zurückgelassen hatte. Von ihrer Lage und der Ursache ihrer Hieherkunft erzählte Désaide der Pachterin so viel, als ihr räthlich schien und schloß sich dann ein, folgenden Brief zu lesen:

„Unglückliche Frau!"

„Der Mann, mit dem Sie leichtsinnig das „Haus Ihres Gatten verließen, ist zwar der jün„gere Sohn eines guten Hauses; aber ein Aben„theurer, ein Spieler und Glücksritter, der auf „Ihr Vermögen Jagd machte, und Sie deswegen „von Ihrem Gatten zu trennen suchte. Seine „Schwester — eine alte Geliebte. Da seine er„sten Plane an Ihrem Widerstande scheiterten, „bildete er einen neuen: Sie Ihrem Gemahle

„zurückzubringen, das heißt, zu verkaufen. Auch „dieser wird mißlingen; denn ihr Gemahl — ist „kein Meinau. Désaide! unglückliches We„sen! — Wenn Sie auch nicht beglücken kön„nen, so hindern Sie doch Ihr eignes Unglück. „Kehren Sie zur Natur und Wahrheit zu„rück!"

89.

Désaide wußte anfangs alle diese Räthsel nicht zu lösen. Später erst begann Sie zu ahnen, daß der Unbekannte von Freudenthal ihr geheimer Schutzgeist seyn könne.

Ihr erstes Geschäft war nun, ihren Aeltern ihren jetzigen Aufenthalt zu melden und um Erlaubniß zur Rückkehr zu bitten. Auch an Natalie schrieb sie und bat um ihre Verwendung.

An die Tante wagte sie es nicht einmal sich zu

wenden; sie wußte, wie streng diese auf das Dekorum hielt.

Der Brief an ihre Aeltern und nach ihm mehrere folgende kamen unerbrochen zurück, von Natalien keine Antwort! —

Anfangs war Désaide untröstlich; zuletzt erfüllte diese fühllose Härte ihr Gemüth mit Bitterkeit. Die Einsamkeit ihres ländlichen Aufenthalts, in dem sie beinah alle Annehmlichkeiten des Lebens entbehrte, wurde ihr endlich unerträglich.

Da sie von niemand sich verfolgt sah, so beschloß sie, einstweilen in ein nahes Städtchen zu ziehen. Hier konnte sie nur in einem ziemlich mittelmäßigen Gasthofe Quartier finden. Von hier aus schrieb sie nun dennoch an ihre Tante; doch auch dieser Brief kam unerbrochen zurück. An

ihren Gemahl ſich reuig zu wenden, erlaubte ihr Ehrgefühl nicht. Sie entwarf tauſend chimäriſche Plane, und verwarf ſie im nächſten Augenblicke.

90.

In dieſer Lage traf ſie der durchreiſende Direktor einer Bühne, der Subjekte aufſuchte. Er gewahrte zufällig Déſaiden; er hörte ſie in ihrem Zimmer ſingen. Ihre edle Geſtalt, ihre Stimme zogen ihn an. Er erkundigte ſich bei den Wirthsleuten näher. Er ſuchte und erhielt die Erlaubniß, ſie zu beſuchen. Er war von ihrem Geiſte, ihren Talenten bezaubert. Er wagte endlich den Antrag: ſie unter einem ſelbſtgefälligen Namen bei ſeiner Geſellſchaft zu engagiren.

Déſaide foderte Bedenkzeit. Die Hülfloſigkeit ihrer Lage und die ſich regende Glanzſucht

zeigten ihr hier eine Gelegenheit, mindeſtens für den Augenblick ohne fremde Unterſtützung, und auf eine ihren Neigungen angemeſſene Weiſe zu leben.

Die Gattin des Direktors, welche ihn begleitete, eine gewandte und artige Frau, kam, ihre Bitten mit denen ihres Mannes zu vereinen.

Déſaide willigte ein, und am folgenden Tage [illegible]

91.

Man begreift leicht, daß der Rittmeiſter die erſten Briefe Déſaidens zurückbehalten hatte. Die Baronin hatte der Streich tödtlich getroffen. Sie fühlte die gerechten Vorwürfe, die ihre thörichte Erziehungsweiſe ihr zuzogen.

Ihr Gemahl war nicht zartfühlend genug, ihr dieſe Kränkung zu erſparen. Ihre Krankheit ver-

wandelte ſich in ein ſchleichendes Fieber. Auf des Barons Bitten kam Natalie, ihr beizuſtehen. Die ſorgliche Pflege des guten Mädchens rührte ſie innig, trieb aber den Stachel der Erinnerung der Vergangenheit nur tiefer ins Herz.

Vom Frühjahr hoffte man Heilung. Der Oberſte, der Baron, ſeine Gemahlin und deren Pflegerin Natalie, beſchloſſen, mit deſſen Beginnen den nämlichen Brunnen-Ort zu beſuchen, an dem der Oberſte im vorigen Jahre geweſen war. Natalie wurde nun die Vertraute der Baronin. Trotz der tiefen Wunde, die Déſaidens Betragen ihr geſchlagen hatte, hing ſie an der einzigen Tochter noch immer mit Zärtlichkeit. Sie würde ihr verziehen, würde ſie mit offnen Armen empfangen haben, wenn ſie nur reuig erſchienen wäre. Aber ihr hartnäckiges Schweigen

wurde für Trotz erklärt und vergebens suchte Natalie nach Gründen, sie zu entschuldigen. Endlich erschien auch der Brief aus Désaidens ländlichem Aufenthalt. Doch der Baron, ein alter Edelmann, hielt die Ehre seiner Familie unwiederbringlich befleckt, er kannte die Schwäche seiner Frau, er verschwieg ihn und sendete ihn unerbrochen zurück.

9.

In vierzehn Tagen wollten die beiden Familien abreisen. Da erschien einst Abends eine Botschaft des Pfarrers mit der dringenden Bitte an Natalien, sogleich ins Pfarrhaus zu kommen.

Natalie ahnete Krankheit des Pfarrers und voll Unruhe trat sie ins Zimmer.

Wie groß war ihr Erstaunen, als sie im Zimmer des Pfarrers den geliebten Unbekannten

ten antraf! — Sie zitterte, wankte und konnte sich kaum aufrecht halten.

Der Unbekannte ging auf sie zu und küßte ihr ehrerbietig die Hand.

„Verzeihen Sie, liebe Natalie, sprach der „Pfarrer, wenn ich Sie auf einen Augenblick „verlasse. Der Herr Graf — hat Ihnen Erklä„rungen zu machen, Aufschlüsse mitzutheilen, „die ich bereits kenne, und die Sie ganz unbe„fangen hören müssen."

Hiermit verließ er das Zimmer; hohe Glut stieg in Nataliens Wangen.

93.

Ehrerbietig bat der Fremde Natalien, sich zu setzen. „Fräulein! — begann er — ich habe viel „Ihnen aufzuklären, viel zu vergüten."

„In Ihrem Herzen allein kann ich Entschul-

„digung finden. — Ich bin Eduard, der Graf „von —; jüngerer Bruder des regierenden Für„sten. Gleich allen Nachgebornen meines Stan„des wurde ich den Waffen gewidmet, und erhielt „im zweiten Feldzuge eine Wunde, die mich vor „der Hand zum Dienste untauglich machte.“

„Mein Bruder war seit vier Jahren vermählt, „ohne Kinder. Nach Erlöschung unsers Stam„mes sollte das kleine Land an entfernte Stamm„verwandte fallen; unter sich selbst uneinig. „Land und Land, mein Bruder selbst drangen auf „meine Vermählung mit der Prinzessin eines „uns verwandten Hauses. Ich widerstrebte; „doch gab ich mein Wort, mich ohne Einwilli„gung der Familie nicht zu vermählen, so lange „das Land ohne Erben seyn würde. Indeß, mit „glühender Phantasie und einem empfänglichen

„Herzen geboren, hatte ich längſt mir ein Ideal
„gebildet, und nur mit dieſem wollte ich mich
„verbinden; denn häusliches Glück war der höch-
„ſte Punkt meines Strebens.“

„Ich verließ den Hof und ſtreifte unbekannt
„umher, jenes Ideal aufzuſuchen. So kam ich
„an den Bodenſee. Hier erblickte ich Sie, ich
„erblickte Ihre Freundin. Déſaidens Schön-
„heit, ihre Talente, die ich unerkannt zu bewer-
„ken Gelegenheit hatte, riſſen mit magiſcher Ge-
„walt meine Phantaſie, meine Sinne hin;
„Nataliens ſanfte Reize, ihre Tugenden feſſel-
„ten mein Herz.

„In dieſem furchtbaren Kampf meines In-
„nern beſchloß ich, ſie beide zu beobachten. Da-
„zu wollte ich das Jahr anwenden, das ich mei-
„nem geliebten Bruder, als den Zeitpunkt mei-

„nes Entschlusses abbrang. Ich wußte, meine „Familie werde nie die Verbindung mit einer „von Ihnen genehmigen; ich war entschlossen, „nach Entscheidung meiner Wahl Europa zu „verlassen und der Erbfolge zu entsagen. Nata„liens Beobachtung kostete mir wenig Anstren„gung. Eine längst mit dem ehrwürdigen Pfar„rer geknüpfte geheime Verbindung sicherte „mich, daß Sie und nur Sie der Gegenstand „der reinsten und zärtlichsten Liebe seyn kön„nen, seyn dürfen.

„Doch meine von Désaidens Glanze besto„chene Einbildungskraft mußte geheilt werden. „Ich folgte ihr allenthalben; ich war Zeuge ihrer „Vermählung. Von diesem Augenblick war ich „zwar geheilt, war zwar ohnehin meine Wahl „entschieden; aber nicht mein Schicksal. Uner-

„wartet erschien bei meiner Schwägerin Hoff-
„nung zu einem Erben. Dieß löste meine Fesseln
„zur Hälfte. Kam ein Sohn zur Welt, so waren
„sie ganz gelöst, aller Widerspruch meiner Fa-
„milie gehoben.“

„Mit der schmerzlichsten Sehnsucht sah ich dies-
„sem Zeitpunkt entgegen. Er erschien; die Für-
„stin gab dem entzückten Bruder einen Sohn.
„Ich war, ich bin nun frei. Ihr Herz, theure Na-
„talie, ist es; das versichert mich mein ehrwür-
„diger Freund; aber ob es sich zu dem meinigen
„finden werde? ob Sie einem Manne verzeihen
„können, der seine Wahl so lange zweifelhaft ließ,
„weil er der ewigen Gefährtin seines Daseyns
„ein durchaus reines, unbefangenes
„und unbestochenes Herz darbringen wollte?

„darüber, angebetete Natalie! erwart ich „nun mit Zittern Ihre Entscheidung.“

Mit gesenktem Blicke hielt er hier inne.

Nataliens mannichfaltige Empfindungen lößten sich in Thränen auf. — Herr Graf — erwiederte sie endlich, mit leiser, kaum hörbarer, Stimme — ich fürchte, mein theurer Lehrer hat nur zu tief in mein Inneres geblickt. — Lassen Sie mir Zeit — mein Vater —

„Ihr würdiger Vater, das hoff ich, wird mich „willig als Sohn an seine Brust drücken.“

94.

„Ja das wird er, Eduard! rief der Oberste, „der nebst dem Pfarrer unbemerkte Zeuge dieser „Scene war; und der Graf stürzte in seine „Arme.“

Natalie sank zu des Vaters Füßen; Eduard

folgte ihr und der ehrwürdige Pfarrer legte die segnende Hand auf das liebende Paar.

95.

Kaum war der erste Sturm dieser Scene vorüber, so beschwor Natalie den Grafen, sie von dem Schicksal ihrer unglücklichen Freundin zu unterrichten.

„Ich habe — erwiederte Eduard — sie aus „den Händen ihres Verführers gerettet; ich habe „ihr eine sichere Freistatt verschafft. Das war „alles, was ich thun konnte. Sie hat diese Frei„statt verlassen; ich habe sie ganz aus dem Ge„sichte verloren." — Er erzählte dann umständlich ihre Abentheuer am Hofe seines Bruders, und alles was wir wissen und wovon er geheimer Zeuge war; er gelobte der ängstlich bittenden Natalie, alles aufzubieten, um ihren jetzi-

gen Aufenthalt auszuforschen und sie zu retten.

96.

Man kam überein: der Graf solle nur dem Fürsten seine Wahl bekannt machen; von dessen Genehmigung er überzeugt war, nicht achtend die Einwendungen der nun ohnehin in ihren Hoffnungen getäuschten Agnaten. Natalie sollte indeß, zu Befestigung ihrer erschütterten Gesundheit, mit ihrem Vater und Désaidens Aeltern ins Bad reisen, und dann die Vermählung gefeiert werden.

Ehe sie sich trennten, vertraute Natalie dem Geliebten — was wir wissen.

Von des Bräutigams Armen umschlungen, und mit seinen braunen Locken spielend, legte sie ihm die geheime Beichte ihres Herzens seit sei-

nem ersten Anblicke ab; und Eduards Liebe zu dem holden, zarten, liebenden Wesen stieg bis zur Anbetung.

Vor ihrer Trennung wurde festgesetzt, daß der Graf mit seiner Gattin fern vom Hofe, in Freudenthal leben solle. Denn, — sagte der Oberste, und eine Thräne rollte über sein benarbtes Gesicht — „nur Natalie darf meine Au„gen zudrücken."

97.

Der Oberst, Natalie, der Baron und seine kranke Gemahlin reisten nun ins Bad; ja sie überredeten selbst den Pfarrer, sie auf einige Wochen zu begleiten.

Nach einigen Ruhetagen besuchten sie den öffentlichen Gasttisch. Viel ward von einer sich nun dort aufhaltenden Schauspieler-Gesell-

schaft aus — gesprochen, und namentlich Madame Hellmuth, als eine bedeutende Künstlerin in tragischen und Karakter-Rollen gerühmt. — Für den nächsten Abend war Emilie Galotti angekündet, in der Madame Hellmuth als Orsina auftreten sollte.

Emilie war eins von Nataliens Lieblingsstücken. Sie bat also den Vater um Erlaubniß, der Vorstellung beiwohnen zu dürfen. „Ist das „nicht das Stück, wo der Vater, ein alter Oberst, „seine eigene leibliche Tochter ermordet?" — fragte Wolmar.

Natalie bejahte es.

„Ein heidnisches Stück! oder ist es christ„lich, ziemt es einem alten Soldaten, seine „Tochter umzubringen? — Nein, Natalie; „du magst meinetwegen hingehen; aber der Va-

„ren und der Pfarrer bleiben bei einer Pfeife „Taback und einem Glas Punsch zu Hause, und „damit Punktum!“

Natalie wollte natürlich nun auch zurück bleiben; da erbot sich die Baronin, welcher der Hang zum Theater noch von ihrem Hofleben anhing, trotz ihrer Kränklichkeit, Natalien zu begleiten, und, deren Weigerung ungeachtet, beharrte sie darauf.

98.

Das Schauspiel begann; die meisten Akteurs hoben sich nicht über das Mittelmäßige. — Da erschien Orsina in vollem Glanze des fürstlichen Prunks; eine majestätische Gestalt. Bei ihren ersten Worten fiel die Baronin mit einem Schrei in Ohnmacht. — Denn Orsina — war ihre Tochter! —

Das Schauspiel ward dadurch auf einen Augenblick unterbrochen. Natalie, und durch sie das Publikum, schrieb den Zufall auf Rechnung ihrer Krankheit. Man brachte sie augenblicklich nach Hause.

„Désaidel meine Tochter! die Gräfin „von — eine Komödiantin!“ — das war alles, was man von ihr hörte, als sie zur Besinnung kam. Glühende Fieberhitze [illegible] sie; nur ärztliche Hülfe bewirkte endlich einen, dem Anscheine nach ruhigen, Schlummer. —

Nun flog Natalie aufs Theater, um ihre Freundin aufzusuchen. Es war schon verschlossen; sie eilte in ihre Wohnung. Da saß die majestätische Orsina im Auskleiden begriffen — die künstlichen Rosen ihrer Wangen waren abgestreift. Eine schwächliche, welkende Gestalt

ſchien nur als Schatten, der im vollen Zauber der Jugend und Geſundheit blühenden, aber abgeſchiedenen, Déſaide, noch unter den Lebenden zu weilen.

Natalie ſtürzte in ihre Arme. Déſaide erkannte alsbald ihre Jugendfreundin, und hielt ſie lange ſprachlos umſchlungen, bis ein Thränenſtrom ſie erleichterte.

Es kam nun zu Erklärungen. Déſaide wollte zu den Füßen ihrer Aeltern fliegen. Doch Natalie verhinderte es. Indem ſie ihr die Dauer ewiger Freundſchaft ſchwur, beſchwor ſie ihre Freundin zugleich, alles von der Zeit zu erwarten, und theilte ihr ihre Plane mit. Fürs erſte wurde beſchloſſen, daß Déſaide die Bühne nie wieder betreten ſolle.

99.

Am andern Morgen fand man die Baronin in einem Zustand von Halbverrücktheit. Der Gedanke, ihre Tochter als Komödiantin zu wissen, verwundete ihren Stolz tödtlich, und der geheime Wurm der Erinnerung, daß ihre Erziehung es war, welche Désaiden dahin gebracht hatte, brach ihr das Herz.

Man mußte eilen, sie wieder nach Hause zu bringen; der Baron und der Pfarrer begleiteten sie. Nur der Oberst und Natalie blieben.

Désaide hielt Wort; zur Verzweiflung des Direktors und des Publikums, betrat sie, unter dem Vorwande einer Krankheit, die Bühne nicht wieder. Auch war es mehr als Vorwand. Gram, innere Vorwürfe, die heftigen leiden-

schaftlichen Rollen, die sie, theils übernehmen mußte, theils aus — selbst durchs Unglück unzerstörter Glanzsucht — eine Krankheit, die ohnehin auf den Brettern ihre Heimath hat — selbst wählte. Die gehäuften Anstrengungen im Schauspiele und der Oper, zu deren Anmuthung ökonomische Verhältnisse den Direktor an sich drangen, häufige, bei diesem Stande unvermeidliche Erkältungen, hatten ihren, ohnehin zarten, Körperbau angegriffen. Dazu kam, daß sie in einem von dem Anbeter einer mittelmäßigen Nebenbuhlerin in ihrem Rollenfache in ein öffentliches Blatt eingesandten sarkastischen Aufsatze gröblich mißhandelt und mit hämischem Spotte: daß sie vorzüglich in anbrüchigen Rollen, wie Orsina, Lady Milford u. s. w. glänze, ihr Talent und ihr Ruf zugleich ange-

griffen, ihre Eitelkeit und ihr Gefühl also aufs tiefste verwundet wurde.

Unglücklicher Weise wurde sie zu der nämlichen Zeit von dem Rezensenten eines kleinen Romans, den sie in ihren Musestunden auf dem Lande ausgearbeitet und später aus Noth verkauft hatte, und der unter ihrem angenommenen Namen erschien, unbarmherzig mitgenommen und vom Pulte zur Spindel verwiesen.

Alles dies mußte vergiftend auf ein solches Wesen wirken.

Désaide litt an Krämpfen und einem hektischen Husten; der Glanz der Jugend war verschwunden, und die hohe, edle Gestalt geblieben.

100.

Natalie bat, sie bat ihren Vater so flehentlich, die kranke Freundin ingeheim zu sich nehmen zu dür-

dürfen, daß er endlich, gerührt von ihrem Edelmuthe, nachgab. Sie hoffte, eine Versöhnung zu bewirken.

Bald darauf reisten sie ab. Unermüdet war Natalie in der zartesten Sorge und Pflege für ihre unglückliche Freundin. Diese zog sich scheu von allem Umgang zurück.

Sie fanden bei ihrer Zurückkunft den Zustand der Baronin sehr verschlimmert. Natalie wendete sich zuerst an den Baron, und es gelang der zärtlichen Freundin und dem gemüthlichen Freunde ihrem Vater, endlich diesen zur Aussöhnung zu gewinnen. Bei der Mutter hingegen schien, nach der Heftigkeit ihrer Aeußerungen, alle Hoffnung verloren.

Doch, als der Arzt ihren Zustand für höchst gefährlich erklärte, da wägte es der ehrwürdige

Pastor von Freudenthal, sie mit Rührung an die Christen-Pflicht zu erinnern. Seine Ermahnungen, unterstützt von dem sorgfältig von ihm hervor gehobenen Umstande, daß Désaide nur unter einem fremden Namen die Bühne betreten habe, und die Erklärung des Gemahls, daß er seiner Tochter verzeihe, erschütterten sie endlich.

Nun trat Natalie hervor, warf sich vor ihrem Lager nieder, badete die Hände der Kranken in Thränen, schilderte die Reue, den schwächlichen Zustand ihrer Freundin mit den magischen Farben der Herzens-Güte, und flehte um Verzeihung.

„Ich verzeihe ihr!" schluchzte endlich die Mutter; und im nämlichen Augenblicke stürzte Désaide aus dem Nebenzimmer in ihre Ar-

ne und halb leblos hielten ſie ſich lange umfangen. Man mußte gewaltſam ſie trennen.

101.

Nach einer in Fieber-Phantaſieen durchträumten Nacht fühlte die Baronin ihr Ende nahen. Sie verlangte ſehnlich nach ihrer Tochter. Déſaide erſchien und kniete an ihr Lager. — Sie hatte für ihre Empfindungen keinen andern Ausdruck, als: Mutter! Mutter! Verzeihung! „Vergieb du mir!“ ſtammelte die Sterbende und ihr Geiſt entfloh.

102.

Déſaide wurde beſinnungslos zu ihrer Freundin gebracht. Die letzten Scenen hatten ihre zerrüttete Geſundheit vollends untergraben. Sie welkte ſichtlich dahin.

Natalie trauerte.

Eduard kam einige Monate später, nachdem er vollends alle Hindernisse seiner Verbindung beseitigt hatte.

Désaide, selbst durch Natalien offen von allem unterrichtet, legte ihre Hände in einander, und sagte mit gesenktem Blicke zu dem Grafen: „nur Natalie war Ihrer „werth!“ —

Eduards Ungestüm allein konnte Natalien, bei ihrer Freundin wankender Gesundheit, bewegen, ihre Verbindung zu beschleunigen. Der gute Pfarrer segnete sie ein. — Der Oberst und der Baron leerten einen Pokal nach dem andern auf das Heil des neuen Paars.

In des Obersten Becher schlich sich manche Freudenthräne mit hinein.

Sechs Monate später entschlief die abzehrende Désaide fromm und sanft in Nataliens Armen. Die edle Freundin betrauerte sie lange und streute jährlich Blumen auf ihr Grab. —